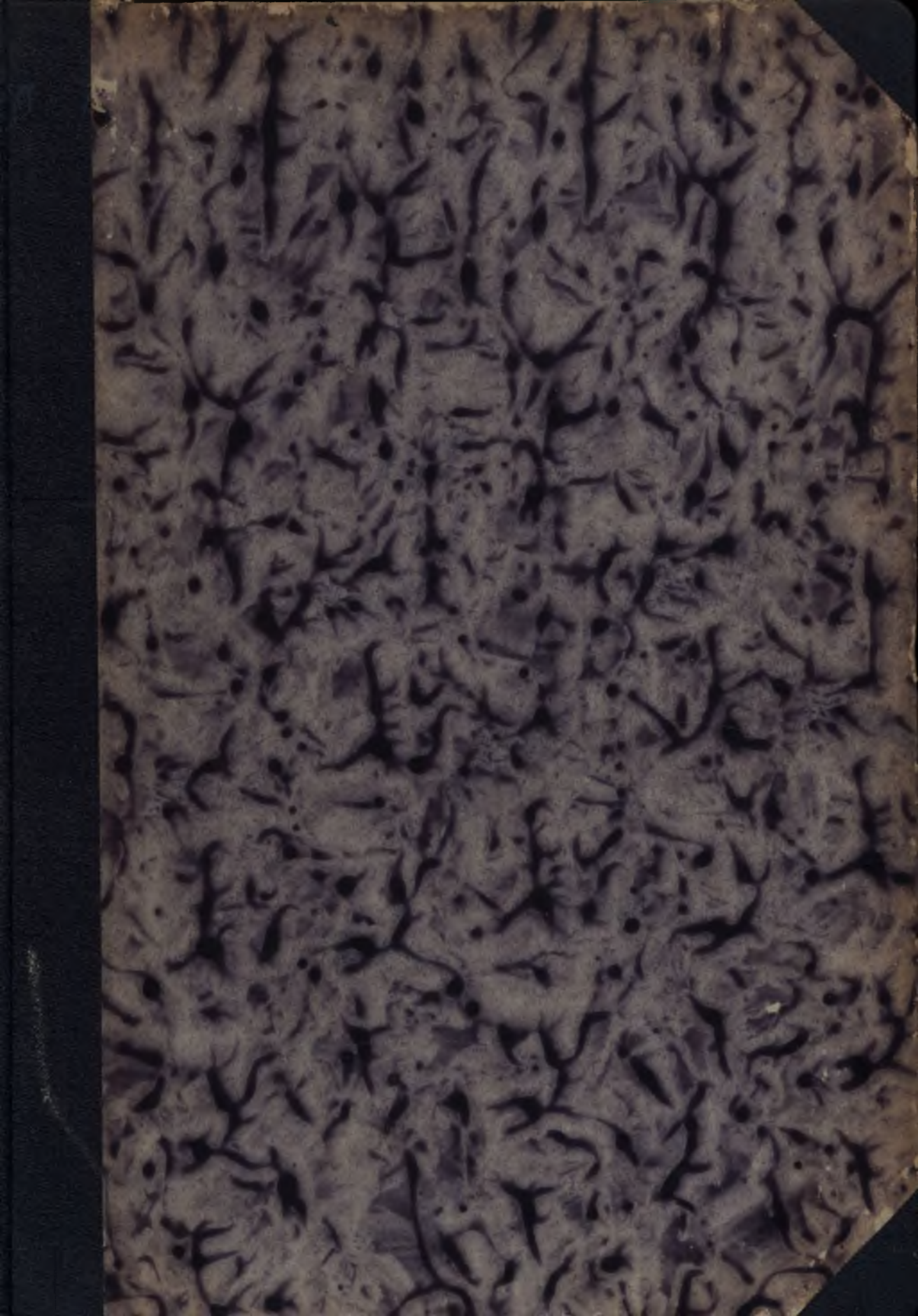
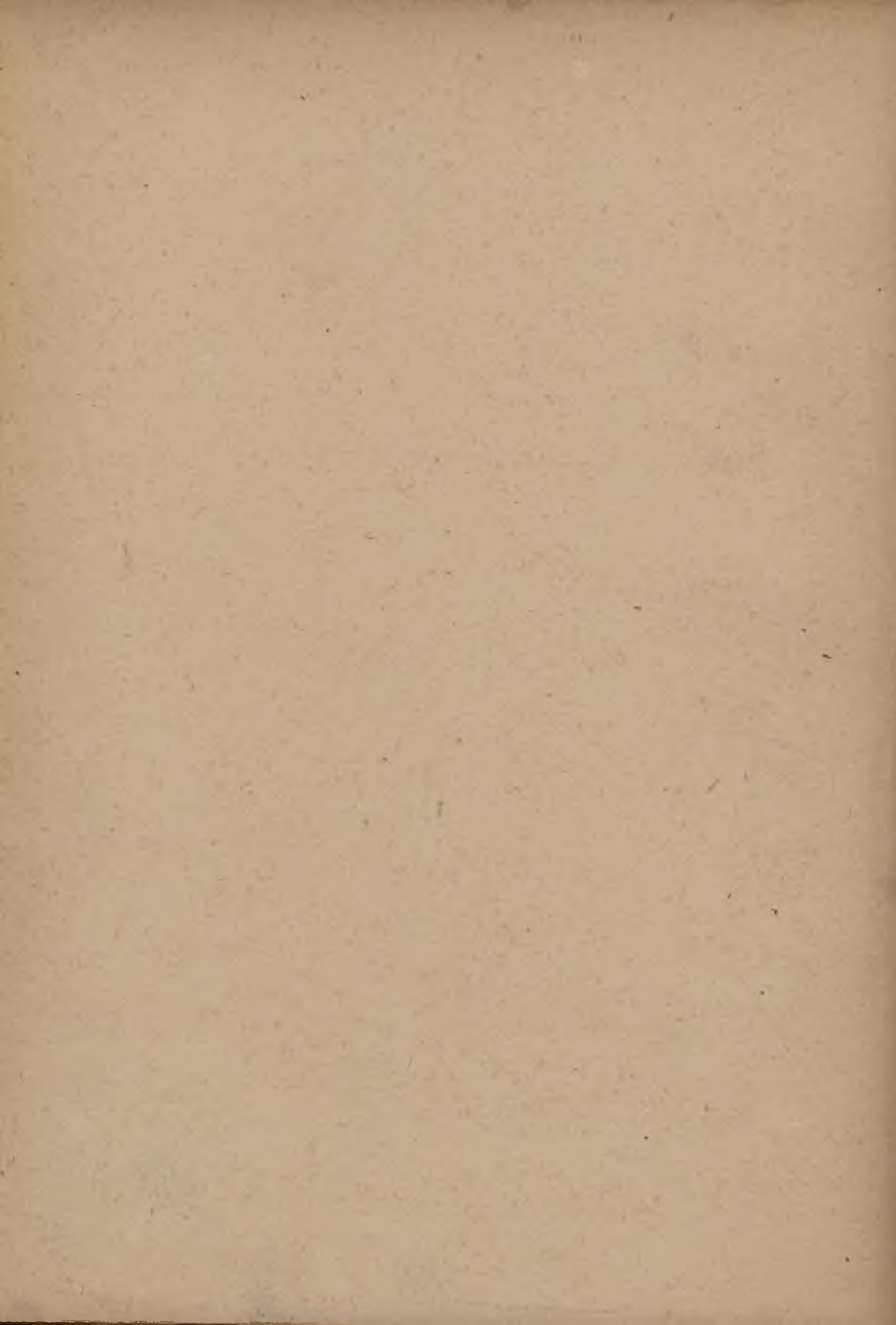






Verlag:
Fischer's Buch-
steindruckerei
Görlitz OS.

1930

BROCKEL

Oberschlesischer

Volkskalender

Glück auf!

Verlag: "Fischer's Buchsteindruckerei" Görlitz OS. General-Agenten für Schlesien und Preußen

Przyszkowski Weine

durch

**sorgfältigste fachmännische
Pflege**

und

entsprechendes Lager

zu

feinsten Qualitäten

entwickelt, finden bei

ihrer Preiswürdigkeit

überall

begeisterte Liebhaber,

und schaffen auch den

verwöhntesten Weinkennern

Stunden köstlichen Genusses.

Felix Przyszkowski

Gegr. 1872

Weingrosshandlung

Gegr. 1872

Ratibor

Beuthen OS.

Gleiwitz



Oppeln, Ansicht von Westen.



St. Annaberg, vom Ruhthal aus gesehen.

137910 1930

II

Glück auf!

Oberschlesischer Kalender

für das Jahr

1930

Herausgegeben unter Mitwirkung schlesischer
Schriftsteller, Zeichner und Photographen von
Riedinger's Buch- und Steindruckerei
Ratibor Deutsch-OS.

4 Kc 3

1083

4. Jahrgang
Instytut Śląski

L 4218/4

Stempel



Druck und Verlag:
Riedinger's Buch- und Steindruckerei, Ratibor Deutsch-OS.

126
3

Sonntags-Übersicht des Jahres 1930

Es fällt je ein Sonntag:

im Jan. u. Oktob. auf den	im Februar auf den	im März u. Novbr. auf den	im April u. Juli auf den	im Mai auf den	im Juni auf den	im August auf den	im Sept. u. Dezbr. auf den
5., 12., 19., 26.	2., 9., 16., 23.	2., 9., 16., 23., u. 30.	6., 13., 20., 27.	4., 11., 18., 25.	1., 8., 15., 22., u. 29.	3., 10., 17., 24., u. 31.	7., 14., 21. u. 28.

Tage	Nr.*	Lateinischer Name	Altdeutscher Name	Jehiger Name	Tierkreis- zeichen	Planet
31	1	Martius	Lenzmond	März	Widder	Mars
30	2	Aprilis	Ostermond	April	Stier	Venus
31	3	Maius	Wonnemonnd	Mai	Zwillinge	Merkur
30	4	Junius	Brachmond	Juni	Krebs	Mond
31	5	Quintilis	Heumond	Juli	Löwe	Sonne
31	6	Sextilis	Erntemonnd	August	Jungfrau	Merkur
30	7	September	Herbstmond	September	Wage	Venus
31	8	Oktober	Weinmond	Oktober	Skorpion	Mars
30	9	November	Windmond	November	Schütze	Jupiter
31	10	Dezember	Christmond	Dezember	Steinbock	Saturn
31	11	Januarius	Schneemonnd	Januar	Wassermann	Uranus
28	12	Februarius	Hornung	Februar	Fische	Neptun

*) Die laufende Nr. bezeichnet die natürliche Reihenfolge. Der Beginn mit Januar ist eine rein rechnerische Festsetzung.

Dieses Jahrbuch „Glück auf“

ist, abgesehen vom Kalendarium und seinem tabellenmäßigen Beiwerk, unter Mitarbeit der **Vereinigung Oberschlesischer Schriftsteller**, herausgegeben von **Friedrich Kaminsky**, **Hindenburg**, Obmann der Vereinigung Oberschlesischer Schriftsteller.

Photograph **A. Jüttner**, Ratibor, Niederwallstraße, lieferte die Aufnahmen von 20 ganzseitigen Bildern und Gebrauchsgraphiker **Alfred Brockel**, **Gleiwitz**, die Umschlag-, Kalendarium- und Text-Illustrationen.

Nachdruck aller Originalbeiträge und Zeichnungen verboten.

Riedinger's Buch- und Steindruckerei

Gegründet 1797 **Ratibor, Oberwallstr. 22/24** Fernspr. 94 u. 130

Graphische Kunstanstalt :: Formularlager

Modern eingerichtete Buchbinderei mit den neuesten Hilfsmaschinen

Faltschachtelfabrikation in allen Größen
und Ausführungen mit und ohne Druck

**Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art — Katalogen
und Preislisten in Schwarz- und Mehrfarbendruck — Werken —
Zeitschriften — Tabellen für Handel, Industrie und Landwirtschaft**

129.
Jahrgang

Oberschlesischer Anzeiger

129.
Jahrgang

General-Anzeiger für Schlesien und Posen

Oberschlesische Neueste Nachrichten

mit der täglichen Unterhaltungsbeilage „**Hausfreund**“ und den wöchentlichen illustrierten Beilagen „**Das Leben im Bild**“ und „**Das Leben im Wort**“

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24

Eigene Geschäftsstellen: Beuthen OS., Gräupnerstr. 4 (Telefon 2316) — Hindenburg, Dorotheenstr. 8 (Tel. 3988) — Gleiwitz, Wilhelmstr. 49 b (Tel. 2891) — Oppeln — Neisse Leobschütz, Roßmarkt 6 (Tel. 26) — Rybnik Polnisch-Oberschlesien ul. Korfantego 2

Erfolgreichstes Insertionsorgan

da gleichmäßig verbreitet in Oberschlesien und
in den angrenzenden Gebieten Niederschlesiens

Erschöpfende politische Tagesschau

Umfangreicher Nachrichten- und Handelsdienst durch Telefon und Radio

Sonder-Abteilungen :

**Landwirtschaft
Kunst und Wissenschaft
Technik und Verkehr
Radiotechnik
Sport
Gesundheitspflege
Autosport**

**Die Frau
Recht und Gesetz
Wirtschafts- und Kommunale
Tagesfragen
Photo-Ecke
Vollständige Ziehungslisten der
Preuß. Klassen-Lotterie**

Unter dem Schnee blüht oft schon die schwarze Nieswurz, auch der starkriechende Suflattig, einige Seidelbast-Arten, das Kreuzkraut, der Haselnußstrauch und das Schneeglöckchen. Die niederen Tierarten, Würmer, Insekten und Reptilien sind noch im Winterschlaf. Schneegänse und wilde Enten kommen aus dem Norden zu uns. In großer



WASSERMANN.

Anzahl sind sie ein Zeichen andauernd strenger Kälte.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: 2.—4. trübe, 5. Schnee und Regen, 11. Schnee, 13. trübe und Wind, mäßig kalt, 14.—16. Schnee, trübe, 21. sehr kalt, 22.—24. Wind und Schnee, 28. große Kälte, 29.—30. Schnee und Wind, 31. grimme Kälte.

Januar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monat- Aufg.	Monat- Unterg.
1. Woche. Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21. Sonnen- M. 8,14 U. 15,54				
M	1 Neuj. D. Gbr.	Neujahr Jesus	9,34	17,09
D	2 Makarius	Abel, Seth	10,03	18,17
S	3 Genovefa	Enoch	10,26	19,27
S	4 Titus	Methusalem	10,44	20,38
2. Woche. Die Rückkehr aus Ägypten. Matth. 2, 19—23. Sonnen- M. 8,13 U. 15,59				
S	5 G. n. Neujahr	G. n. Neujahr	10,59	21,48
M	6 St. 3 Könige	Epiphania	11,13	22,58
D	7 Lucian	Julian	11,26	—
M	8 Severinus	Erhard	11,39	0,10
D	9 Julian	Beatus	11,55	1,25
S	10 Agathon	Paul. Einsiedl.	12,15	2,43
S	11 Hyginus	Hyginus	12,41	4,07
3. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 42—52. Sonnen- M. 8,09 U. 16,08				
S	12 1. n. Ersch. Artad.	1. n. Ep. Reinhold	13,18	5,33
M	13 Gottfried	Hilarius	14,12	6,55
D	14 Felix	Felix	15,26	8,02
M	15 Maurus	Maurus	16,53	8,51
D	16 Marcellus	Marcellus	18,25	9,26
S	17 Antonius	Antonius	19,55	9,51
S	18 Petr. Stf. 3. R.	Priska	21,21	10,10
4. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11. Sonnen- M. 8,03 U. 16,20				
S	19 2. n. Ersch. Kanut	2. n. Ep. Sara	22,41	10,26
M	20 Fabian, Sebast.	Fabian, Seb.	23,59	10,40
D	21 Agnes	Agnes	—	10,55
M	22 Vincentius	Vincentius	1,15	11,12
D	23 Emerentiana	Emerentiana	2,29	11,31
S	24 Timotheus	Timotheus	3,43	11,55
S	25 Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	4,53	12,27
5. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13. Sonnen- M. 7,54 U. 16,32				
S	26 3. n. Ersch. Polst.	3. n. Ep. Polstarp	5,57	13,07
M	27 Joh. Chrsjost.	Joh. Chrsjostom.	6,51	13,59
D	28 Karl d. Gr.	Karl	7,34	15,00
M	29 Fr. v. Sales	Valerius	8,07	16,07
D	30 Martina	Adelgund	8,31	17,18
S	31 Petr. Nolasus	Vigilius	8,50	18,28

Weitere Wettervorhersage: Anfangs Nebel und Niederschläge, darauf Wind und veränderlich bis Sturm. Am 10. Umschlag zur Kälte und dann wieder Nebel, Sturm, Frost und Schnee. Veränderlich bis zum 22., dann Regen oder Schneefall, Wind, am 28. Sturm, am Ende veränderlich.

Tageslänge am 5. Januar: 8 Stunden 1 Minute, am 26. Januar: 8 Stunden 50 Minuten.

Kritische Tage: 3., 7., 8., 14. und 20. Januar.

Garten: Die Obstbäume sollen mit geeignetem Dung versehen, an frosth freien Tagen Bäume und Sträucher beschnitten und von überflüssigen Aesten befreit werden. Mistbeete anlegen (am besten am 4., 5., 6., 22. und 23.) und mit Kohlrabi, Radieschen, Salat und Blumenkohl ansäen.

Feld: Anlegen von Komposthaufen (am besten an obigen Tagen) Jauchefahren, Dung auf Feld streuen und unterflügen am 14. und 15. Januar.

Wald: Vom 14.—28. Januar ist die Zeit günstig fürs Fällen von Nadelholz zum Bauen, zum Schlagen von Bretterholz am 8.—13. Januar.

Merktabel

In diesem Monat blühen, wenn die Witterung nicht zu streng ist, Christwurz, Haselstaude, Nieswurz, Frühlingsafran, einige Sauerflee-Arten, der gemeine Rosmarin, Frühlingsfingerkraut, rote Taubnessel. Die Ahornbäume kommen in Saft. Bei gelinder Witterung zeigen sich Lerche, Bachstelze, Buchfink. Wölfe und Füchse



FISCHE.

raugen, Katzen, Marder und Hasen rammeln, Elstern bauen ihre Nester, Gänse legen Eier.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Anfangs kalt, am 6. Schnee. Sehr kalt am 8. und später. Die Kälte bricht sich am 11. Vom 13.—14. Sturm mit Schnee. Vom 15. ab trübe. Am 20. warm, dann Regen bis zum Ende.

Februar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Ignatius	Brigitte	9,06	19,39
6. Woche. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23—27. Sonnen- M. 7,43 U. 16,45				
S	24. n. Ersch. Mar. Lichtm.	4 n. Ep. Mar. Reinig.	9,20	20,48
M	3 Blasius	Blasius	9,33	21,59
D	4 Andr. Corsinus	Veronika	9,46	23,11
M	5 Agatha	Agatha	10,00	—
D	6 Dorothea ●	Dorothea	10,17	0,27
S	7 Romuald	Richard	10,39	1,46
S	8 Joh. v. Matha	Salomon	11,10	3,08
7. Woche. Untraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30. Sonnen- M. 7,31 U. 16,58				
S	9 5. n. Ersch. Apollonia	5. n. Ep. Apollonia	11,54	4,30
M	10 Scholastika	Scholastika	12,55	5,42
D	11 Desiderius	Euphrosyna	14,15	6,39
M	12 Eulalia	Eulalia	15,46	7,20
D	13 Benignus ●	Benignus	17,18	7,49
S	14 Valentinus	Valentinus	18,48	8,11
S	15 Faustinus	Faustinus	20,13	8,28
8. Woche. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16. Sonnen- M. 7,18 U. 17,12				
S	16 Gepfnag. Sufiana	Gepfnag. Sufiana	21,36	8,44
M	17 Donatus	Konstantia	22,56	8,59
D	18 Simeon	Konkordia	—	9,15
M	19 Gabinus	Susanna	0,14	9,33
D	20 Eleutherius ●	Eucherius	1,30	9,56
S	21 Eleonora	Eleonora	2,43	10,25
S	22 Petri Stuhl.	Petri Stuhl.	3,50	11,02
9. Woche. Vom Säemann. Luf. 8, 4—15. Sonnen- M. 7,03 U. 17,25				
S	23 Gerag. Petr. Dam.	Gerag. Serenus	4,48	11,51
M	24 Matthias	Matthias	5,34	12,49
D	25 Walburga	Victorinus	6,10	13,56
M	26 Alexander	Nestor	6,36	15,06
D	27 Leander	Leander	6,57	16,17
S	28 Romanus ●	Justus	7,13	17,28

Weitere Wettervorhersage: Zuerst Regen, Sturm und veränderlich mit heiterer Kälte am 5. Vom 8. ab mild bis heiter. Am 11. Sturm und Niederschläge. Am 13. veränderlich bis am 17. wieder Niederschläge, Kälte und Sturm abwechselnd. Am 20. Nebel, 22. Schneefall, am 23. Frost und Wind bis zum Ende, dazu am 27. noch veränderlich.

Tageslänge steigt von 9 Stunden 12 Minuten auf 10 Stunden 28 Minuten.

Kritische Tage: 11., 13., 18., 19., 23. und 27.

Garten: Pflirsche und anderes Edelobst schützt man gegen Sonnenschein durch Einbündeln mit Fichtenreisig. Bei mildem Wetter beschneide Baum und Strauch. Beerensträucher behandle mit Stecklingen und Absentern. Weitere Mistbeete anlegen und Feldsalat, Spinat, Frühherbseu und gelbe Rüben aussäen.

Feld: Am 10. und 11. Februar düngen, vom 1.—5. und 28. Februar Weiden setzen.

Wald: Holz für Latten fälle man möglichst vom 20.—27.

Merktasfel

Ueberall erwacht der Frühling. Es blühen Lungenkraut, Veilchen, Lungenblümchen, Stiefmütterchen, Bisamkraut, Feldbaldrian, Milzkraut, das gemeine Sinngrün, Winsen, Haselwurz, einige Täschelkräuter, Küchenschelle, Ahorn, Erle, Eibe, Apriose. Die meisten Insekten verlassen ihren Winteraufenthalt. Störche kommen, Stare, Dohlen, Ribiße, Singdrosseln und kleine Falkenarten. Schnepfen und Krametsvögel streichen. Auer-



WIDDER.

und Wirtshahn balzt. Hamster, Eichhörnchen und Biesel rangen. Spechte und Ribiße paaren sich. Bienen tragen an schönen Tagen schon ein. Krähen und Dohlen bauen ihre Nester, Raben und Amseln brüten. Wilde Enten und Gänse ziehen fort.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Anfangs mild, dann vom 22. ab rauh, gefroren und täglich kälter. Am 30. Schnee und kalt.

M ä r z

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mont. Aufg.	Mont. Untera.
S	1 Albinus	Albinus	7,27	18,39
10. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Lut. 18, 31—43.			Sonnen- M. 6,48 U. 17,34	
S	2 Quinqu. Simplic.	Stom. Simplicius	7,40	19,50
M	3 Kunigunde	Kunigunde	7,53	21,02
D	4 Fastn. Kasimir	Fastn. Adrianus	8,07	22,17
M	5 Ascherm. Friedr. †	Ascherm. Friedr.	8,22	23,35
D	6 Perpetua	Fridolin	8,42	—
S	7 Thom. v. Aquino †	Felicitas	9,09	0,56
S	8 Joh. d. Deo ☉	Philemon	9,46	2,16
11. Woche. Christi Versuchung Matth. 4, 1—11.			Sonnen- M. 6,32 U. 17,51	
S	9 1. Fasttg. Franz.	1. Invoc. Franz.	10,38	3,29
M	10 40 Märtyrer	Henriette	11,49	4,30
D	11 Eulogius	Rosina	13,12	5,16
M	12 Quat. Greg. d. Gr.	Quat. Greg. d. Gr.	14,43	5,49
D	13 Euphrasia	Ernst	16,13	6,12
S	14 Mathilde † ☽	Zacharias	17,40	6,31
S	15 Longinus	Christoph	19,06	6,47
12. Woche. Von der Verkörung Christi. Matth. 17, 1—9.			Sonnen- M. 6,16 U. 18,63	
S	16 2. Fasttg. Heribert	2 Remin. Cyriak.	20,28	7,02
M	17 Gertrud	Gertrud	21,49	7,18
D	18 Cyrillus	Anselmus	23,09	7,35
M	19 Joseph	Joseph	—	7,56
D	20 Joachim	Hubert	0,26	8,23
S	21 Benediktus †	Benediktus	1,38	8,57
S	22 Octavian ☉	Kasimir	2,42	9,42
13. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Lut. 11, 14—28.			Sonnen- M. 5,59 U. 18,16	
S	23 3. Fasttg. Otto	3. Oculi. Eberhard	3,32	10,37
M	24 Gabriel	Gabriel	4,12	11,42
D	25 Mar. Verk.	Mariä Verk.	4,41	12,51
M	26 Ludger	Emanuel	5,03	14,03
D	27 Rupert	Rupert	5,20	15,14
S	28 Guntram †	Malthus	5,35	16,25
S	29 Eustasius	Eustasius	5,48	17,37
14. Woche. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15.			Sonnen- M. 5,42 U. 18,28	
S	30 4. Fasttg. Guir. ☽	4. Cätare. Guido	6,01	18,50
M	31 Balbina	Amos	6,14	20,05

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf from an old book. The paper has a slightly textured appearance with some faint, horizontal lines and minor discoloration or foxing, characteristic of old paper. There is no text or other markings on the page.

Alle frei wachsenden Gewächse blühen jetzt: Beeren, Sauerklee, alle Obstarten, Eschen, Ulmen, Lärchen, Schlehen und verschiedene Weiden; die Laubwälder werden grün. Es schlagen aus Linden, Ahornbäume, Buchen und Weinreben. In Gärten blühen die Hyacinthen, Taubnesseln, Schlüsselblumen, Reseda, Anemonen, frühe Tulpen u. a. Die Singvögel kommen zurück und beginnen den Nesterbau: Schwalben, Wachteln, Gras-



STIER.

mücken, Kuckuck und Blauehlchen. Barsche u. Karpfenarten laichen, das Rebhuhn brütet. Der Ausflug der Biene verstärkt sich. Sie trägt stark ein von Rapsgeldern, Weiden und Obstbaumblüten.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Kalt bis zum 4., am 5. und 6. schön. Trübe am 8. und 9., dann Regen, vom 12.—17. kalt, dann Regen und Graupeln. Am 21., 22. und 23. rauh und kalt, dann schön und heiter, zuletzt Regen.

April

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monch- Aufg.	Monch- Unterg.
D	1 Hugo	Theodora	6,29	21,23
M	2 Fr. v. Paula	Theodosia	6,47	22,45
D	3 Richard	Christian	7,12	—
S	4 Idorus †	Ambrosius	7,44	0,06
S	5 Vincent. Ferr.	Marinus	8,32	1,22
15. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Sonnen- Joh. 8, 46—50. M. 5,26 U. 18,40				
S	6 Paschtg. Cölestin. ☉	Judica. Brenäus	9,36	2,27
M	7 Hermann	Cölestin	10,53	3,15
D	8 Albert	Liborius	12,19	3,51
M	9 Mar. Kleopha	Bogislaus	13,47	4,16
D	10 Ezechiel	Daniel	15,13	4,36
S	11 Leo der Gr. †	Hermann	16,37	4,52
S	12 Julius	Julius	17,59	5,07
16. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Sonnen- Matth. 21, 1—9. M. 5,10 U. 18,52				
*S	13 Palmsonnt. ☉	6. Palm. Sufinus	19,22	5,22
*M	14 Tiburtius	Tiburtius	20,43	5,38
D	15 Anastasia	Olympiades	22,03	5,57
M	16 Drogo	Carisius	23,19	6,21
D	17 Gr. Donnerst.	Gr. Donnerst.	—	6,53
S	18 Karfreitag †	Karfreitag	0,28	7,33
*S	19 Kar Samstag †	Hermogenes	1,26	8,25
17. Woche. Die Auferstehung des Herrn. Sonnen- Matth. 16, 1—8. M. 4,55 U. 19,04				
*S	20 Oster Sonntag ☉	Oster Sonntag	2,09	9,26
M	21 Oster Montag	Oster Montag	2,43	10,35
D	22 Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	3,07	11,46
M	23 Georg	Georg	3,26	12,57
D	24 Adalbert	Albert	3,42	14,08
S	25 Schußf. hl. Jof.	Markus Ev.	3,56	15,19
S	26 Kletus	Kletus	4,09	16,32
18. Woche. Friede sei mit Euch. Joh. 20, 19—31. Sonnen- M. 4,40 U. 19,17				
S	27 W. Sonnt. Anast.	1. Quaf. Anast.	4,22	17,47
M	28 Vitalis ☉	Vitalis	4,35	19,05
D	29 Petrus Mart.	Sibylla	4,52	20,26
M	30 Kathar. v. Siena	Eutropius	5,15	21,50

*) Die Juden feiern ihr Passahfest am 13. und 14., das siedende Passahfest am 19. und Passahende am 20. April.

Weitere Wettervorhersage: Erst windig und kalt, am 3. Wendung zu milderem Wetter, das bis 8. anhält. Nach Sturm am 9. wird es veränderlich, am 12. mild, am 14. windig und regnerisch, dann kalt; am 19. Nebel, am 22. schön, dann veränderlich bis heiter, nach Wind am 26. regnerisch und kühl, windig zuletzt.

Die Tageslänge steigt von, 13 Stunden 10 Minuten auf 14 Stunden 20 Minuten. Teilweise Mondfinsternis am 13. April, nicht sichtbar in Mitteleuropa. Am 28. April totale ringsförmige Sonnenfinsternis, ebenfalls in unseren Breiten nicht sichtbar.

Kritische Tage: 2., 9., 19., 23. und 26.

Garten: Man pflanze Apfelbäume, anlege Erdbeerbeete und bringe starke Gemüsepflanzen ins Freiland. Aussäen von Gurken und Kürbissen in Töpfen und Kästen. Wurzel- und Knollengewächse sät und pflanzt man vom 1.—5. und 28.—30., Kraut und Kohl vom 6.—12., Erbsen vom 20.—27., Zwiebeln vom 14.—15.

Feld: Man sät Sommerweizen vom 6.—12. und 20.—27., an diesen Tagen auch Hafer und Gerste, Klee aber am 5. und 6., Kartoffeln und Futterrüben vom 1.—5. und 28.—30. April.

Merktafel

Es blühen Maiblume, Taufendschön, Kresse, Enzian, Geranien, Kranichschnabel, Nachelilie, Narzisse, Rose, Tulpe, Chypresse, Quitte, Kirsche, Pflaume, Apfel, Eiche, Wacholder, Kastanie, Vogelbeere, Platane, Schneeballbaum, Weisblatt, Walnuß, Weisenfalbei, Weide, Roggen, Klee und die Kohlarten. Die Rebe grünt. Die meisten Vögel



ZWILLINGE.

bauen ihre Nester. Es kommen an: Fliegenschnapper, Wachtel, Mantelkrähe, Bürger und Neuntöter, der Ziegenmelker. Laubfrosch, Hecht und Barbe laichen. Die Schwalben bauen.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Den 2. morgens kalt, sonst schön. Am 4. Sonne mit Regen, am 5. unstät und kühl, den 7.—12. in

M a i

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
D	1 Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	5,45	23,11
S	2 Athanasius	Sigismund	6,28	—
S	3 Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	7,27	0,20
19. Woche. Der gute Hirte. Joh. 10, 11—16. Sonnen- M. 4,26 U. 19,29				
S	4 2. n. Ost. Monica	2. M. D. Florian	8,42	1,15
M	5 Pius V. ●	Gotthard	10,06	1,55
D	6 Joh. v. d. Pforte	Dietrich	11,32	2,22
M	7 Stanislaus	Gottfried	12,57	2,43
D	8 Michaels Ersch.	Stanislaus	14,20	2,59
S	9 Gregor	Hiob	15,40	3,14
S	10 Antonius	Gordian	17,00	3,28
20. Woche. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—22. Sonnen- M. 4,13 U. 19,40				
S	11 3. n. Ost. Momert.	3. Jub. Momertus	18,20	3,43
M	12 Pankratius ●	Pankratius	19,40	4,00
D	13 Servatius	Servatius	20,58	4,22
M	14 Bonifacius	Christian	22,11	4,50
D	15 Sophia	Sophia	23,15	5,26
S	16 Joh. v. Nep.	Peregrinus	—	6,14
S	17 Ubalduß	Jodokus	0,04	7,12
21. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—14. Sonnen- M. 4,02 U. 19,5 1				
S	18 4. n. Ost. Venantius	4. Santat. Erich	0,43	8,19
M	19 Petr. Cölestin	Potentiana	1,10	9,29
D	20 Bernhardin ●	Anastasius	1,31	10,40
M	21 Felix	Prudens	1,47	11,51
D	22 Julia	Helena	2,02	13,01
S	23 Desiderius	Desiderius	2,15	14,12
S	24 Johanna	Elther	2,28	15,25
22. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23—30. Sonnen- M. 3,53 U. 20,01				
S	25 5. n. Ost. Urban	5. Rogat e. Urban	2,40	16,41
M	26 Philipp Neri	Eduard	2,56	18,00
D	27 Beda	Ludolf	3,16	19,25
M	28 Wilhelm ●	Wilhelm	3,43	20,50
D	29 Hlf. Christl	Hlf. Christl	4,21	22,07
S	30 Felix	Wigand	5,15	23,09
S	31 Petronilla	Petronilla	6,28	23,55

Sommer- und Wintergetreide blüht jetzt, dazu Sauereampfer, Wiesenflee, Kummel, Aderwinde, Erbse, Blaubeere, Holunder, Mohn, Weide, Eiche, Rinde, Akazie, Ginster, Wintergrün, Senf, Brombeere, Nelke, Glockenblume, Goldblad, Hundszunge, Malve, Hauswurz, Feuerlilie, Vogelmilch, Ranunkel, Hortensie, Lavendel. Die Weinrebe



KREBS.

blüht. Vögel und Säugetiere haben meist Junge. Der Nachtelfkönig kommt an. Die Brachfläfer fliegen, die Bienen schwärmen.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Anfangs trübe und rauh, am 3. Regen. Vom 4.—18. abwechselnd warm und trübe. 20.—25. Sonnenschein, dann kühler Regen. Ende sehr schön.

3 u n i

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
23. Woche. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16. Sonnen- M. 3,46 U. 20,10				
S	1 6.n. Ost. S. Iuvenius	6. Graub. Nikom.	7,51	—
*M	2 Erasmus	Marcellinus	9,19	0,26
*D	3 Klotilde	Erasmus	10,45	0,49
M	4 Quirinus	Carpastus	12,09	1,06
D	5 Bonifacius	Bonifacius	13,28	1,21
S	6 Norbert	Benignus	14,47	1,37
S	7 Robert	Lukretia	16,05	1,50
24. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31. Sonnen- M. 3,41 U. 20,17				
S	8 Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	17,23	2,06
M	9 Pfingstmontag	Pfingstmontag	18,41	2,25
D	10 Margareta	Onuphrius	19,56	2,51
M	11 Quat. Barnab. ☉	Quat. Barnabas	21,02	3,22
D	12 Basilides	Basilides	21,58	4,06
S	13 Anton von Pad. †	Tobias	22,41	5,01
S	14 Basilus	Elisäus	23,11	6,05
25. Woche. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20. Sonnen- M. 3,39 U. 20,22				
S	15 Dreif.-Fest. Titus	Trinitatis. Titus	23,35	7,15
M	16 Benno	Justina	23,53	8,25
D	17 Adolf	Dolkmar	—	9,36
M	18 Mark. u. Marcell.	Arnulf	0,08	10,45
D	19 Fronleichnam ☉	Gerv., Protas.	0,21	11,54
S	20 Silverius	Silverius	0,33	13,05
S	21 Alonsius	Albanus	0,46	14,18
26. Woche. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16—24. Sonnen- M. 3,39 U. 20,24				
S	22 2.n. Pf. Paulinus	1.n. Tr. Achatus	0,59	15,35
M	23 Edeltrud	Basilus	1,17	16,56
D	24 Johannes d. T.	Johannes d. T.	1,40	18,21
M	25 Prosper	Elogius	2,12	19,43
D	26 Joh. v. Paul ☉	Jeremias	3,00	20,54
S	27 Herz-Jesu-Fest	Sieben Schläfer	4,05	21,48
S	28 Leo II. P.	Leo II. P.	5,27	22,26
27. Woche. Jesus nimmt die Sünder an. Luf. 15, 1—10. Sonnen- M. 3,42 U. 20,24				
S	29 3.n. Pf. Pet. u. Paul	2.n. Trin. P. u. P.	6,57	22,50
M	30 Pauli Ged.	Pauli Ged.	8,27	23,12

*) Die Juden feiern ihr Wochenfest am 2. u. 3. Juni

Weitere Wettervorhersage: Gewitter zuerst, dann kühl und Regen bis unbeständig am 7. Am 8. schön, am 9. Gewitter, dann windig. Heiß am 13. Am 16. Gewitter, später schön und etwas Regen. Vom 22. ab unbeständig. Die letzten 4 Tage schön.

Die Tageslänge steigt von 16 Stunden 8 Minuten auf 16 Stunden 26 Minuten. Der längste Tag ist der 22. Juni.

Kritische Tage: 6., 9., 15., 17., 26. und 29.

Garten: Man beschneide Tomaten am 20. und 21., säe Blumen am 5. und 6. und darauf Winterrettiche. Vom 12.—14. pflanzt man Rübenarten, vom 3.—10. Blumenkohl. In dieser Zeit wird auch Rhabarber geerntet und die Rebe von überreife Trieben befreit.

Feld: Buchweizen wird schon 3.—10. Juni gesät, desgl. die Wicke. Heu gemacht wird vom 3.—10., Gras für Grünfutter soll vom 7.—9. nicht gemäht werden, da das Vieh solches nicht gern frisst.

Merktafel

Im Garten blühen als
 Pflanzpflanzen Aloe, Hundskohl,
 Grasnelke, Aftern, Hahnenkamm,
 Rittersporn, Immortelle, Schar-
 lachsalbei, Myrthe, Granatbaum,
 u. a. Auf dem Felde: Finger-
 hut, Stachelpflanze, Tollkirsche, Flachs,
 ferner Linde, Akazie, Lamarinische.
 Die Samen verschiedener Arten
 von Senf, Spinat, Rettich, Kohl,
 Zwiebeln werden eingesammelt.



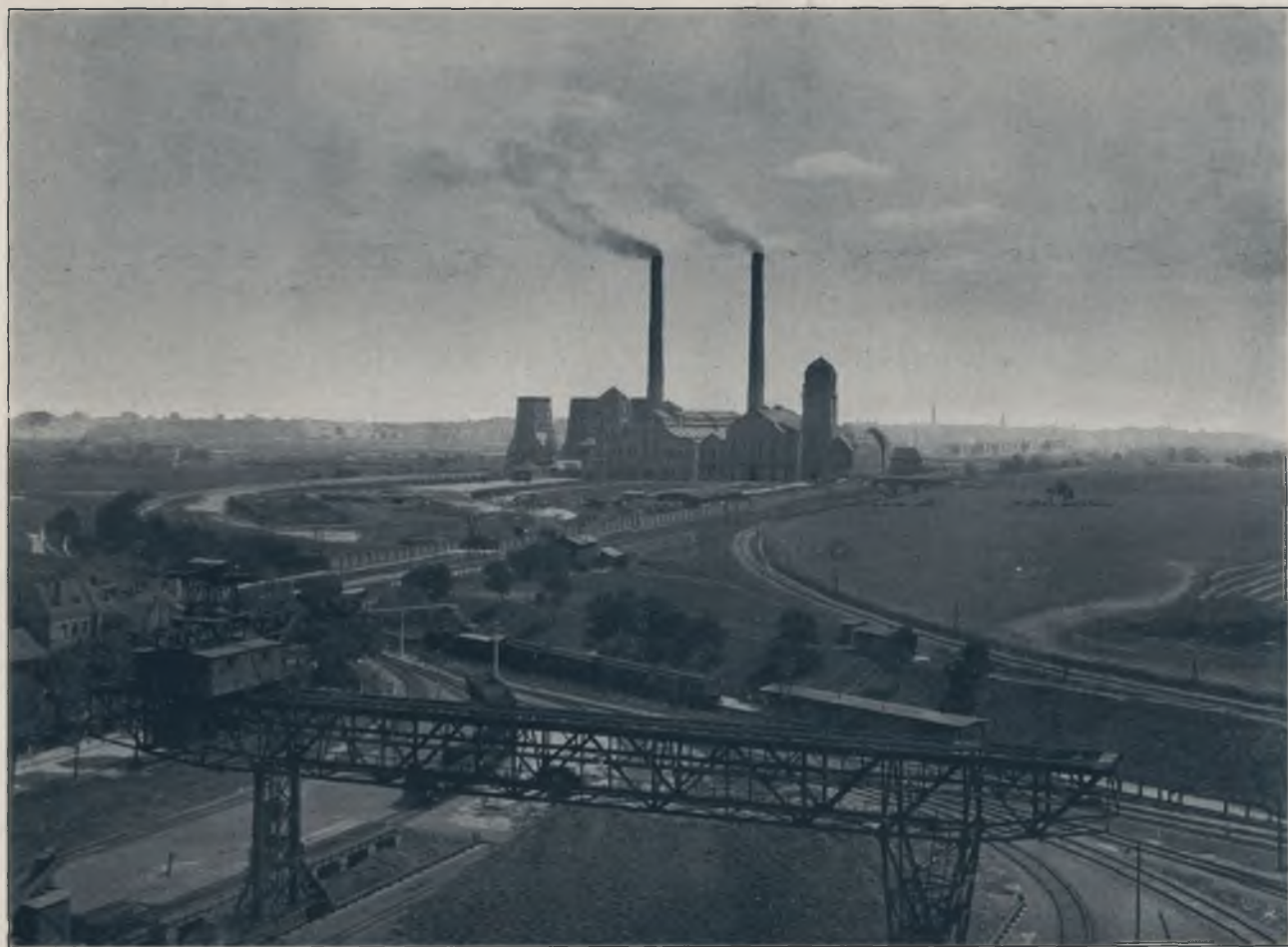
Die Zugvögel und Säugetiere
 haben meist Junge, die zweite
 Brut der Sperlinge fliegt aus.
 Jetzt laichen noch die Schleie.

Nach dem 100 jährigen
 Kalender von Röhler: Anfangs
 trübe, den 3. Regen, darauf
 große Hitze. Am 10. Unwetter,
 vom 11.—18. große Hitze. Regen
 von da ab bis zum Ende.

J u l i

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mon- Aufg.	Mon- Unterg.
D	1 Theobald	Theobald	9,54	23,28
M	2 Mar. Heimsf.	Maria Heimsf.	11,17	23,43
D	3 Hyacinth	Cornelius	12,37	23,57
S	4 Ulrich	Ulrich	13,55	—
S	5 Numerianus	Anselmus	15,13	0,12
28. Woche. Petri Hschzug. Luf. 5, 1—11. Sonnen- M. 3,47 U. 20,21				
S	6 4. n. Pf. Jesajas	3. n. Tr. Jesajas	16,30	0,31
M	7 Willibald	Willibald	17,45	0,53
D	8 Kilian	Kilian	18,54	1,23
M	9 Cyrillus	Cyrillus	19,53	2,02
D	10 Sieben Brüd. ②	Sieben Brüd.	20,38	2,54
S	11 Pius	Pius	21,13	3,54
S	12 Joh. Gualbert	Heinrich	21,39	5,02
29. Woche. Die bessere Gerechtigkeit. Sonnen- M. 3,54 U. 20,16 Matth. 5, 20—24.				
S	13 5. n. Pf. Margareta	4. n. Tr. Margareta	21,58	6,13
M	14 Bonaventura	Bonaventura	22,13	7,24
D	15 Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	22,28	8,33
M	16 Skapulierfest	Ruth	22,40	9,42
D	17 Alexius	Alexius	22,52	10,51
S	18 Fridericus	Rosina	23,05	12,01
S	19 Vinc. v. Paul ②	Rufina	23,19	13,15
30. Woche. Spelung der Viertausend. Sonnen- M. 4,03 U. 20,09 Matth. 8, 1—9.				
S	20 6. n. Pf. Margareta	5. n. Tr. Elias	23,39	14,33
M	21 Praxedes	Praxedes	—	15,53
D	22 Maria Magd.	Maria Magd.	0,06	17,17
M	23 Apollinaris	Apollinaris	0,45	18,33
D	24 Christine	Christine	1,41	19,35
S	25 Jakobus ②	Jakobus	2,56	20,20
S	26 Anna	Anna	4,25	20,51
31. Woche. Von den falschen Propheten. Sonnen- M. 4,13 U. 19,59 Matth. 7, 15—21.				
S	27 7. n. Pf. Pantaleon	6. n. Tr. Martha	5,58	21,14
M	28 Innocenz	Pantaleon	7,30	21,33
D	29 Martha	Beatrix	8,56	21,48
M	30 Abdon	Abdon	10,20	22,03
D	31 Ign. v. Conola	Germanus	11,42	22,18





Kraftwerk Bobref.

Merktabel

Es blühen noch die späten
Kulturgewächse als Hirse, Bohnen
und Tabak, sodann Sonnen-
blume, Stodmalve, roter Fingers-
hut, Mannstreu, Knöterig, Ehren-
preis, Nachtschatten, Seidekraut,
Hanfnessel, Waldmeister, Teufels-
biß. Die Weintrauben werden
weich, vieles Obst wird reif,
besgl. das meiste Gemüse.
Störche, Mauerşwalben, Kuckuck



JUNGFRAU.

ziehen weg. Nachts zeigen sich
Nachtfalter. Die Bienen schwär-
men nur noch selten.

Nach dem 100 jährigen
Kalender von Kähler: Zuerst
trübe, mit etwas Regen. 6.—10.
schön, doch Donner dabei. Vom
10.—15. Regen, dann schön bis
Ende mit einiger Unterbrechung
durch Gewitter.

August

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb- Aufg.	Monb- Unterg.
1	1 Pet Kettenf. ●	Petri Kettenf.	13,01	22,35
2	2 Portiunkula	Gustav	14,20	22,57
32. Woche. Der ungerechte Haushalter. Lut. 16, 1—9.			Sonnen- M. 4,24 U. 19,47	
S	38. n. Pf. Steph. Erf.	7. n. Tr. August	15,36	23,24
M	4 Dominikus	Dominikus	16,47	—
D	5 Mar. Schnee	Oswald	17,49	0,00
M	6 Verkl. Christi	Verkl. Christi	18,38	0,48
D	7 Cajetanus	Donatus	19,16	1,46
S	8 Cyriakus	Cyriakus	19,43	2,52
S	9 Romanus ●	Romanus	20,04	4,03
33. Woche. Der Herr weint über Jerusalem. Lut. 19, 41—47.			Sonnen- M. 4,35 U. 19,34	
S	10 9. n. Pf. Laurent.	8. n. Tr. Laurent.	20,20	5,14
M	11 Tiburtius	Hermann	20,35	6,23
D	12 Klara	Klara	20,47	7,33
M	13 Hippolytus	Hippolytus	20,59	8,41
D	14 Eusebius	Eusebius	21,11	9,50
S	15 Maria Hlf.	Mar. Heimg.	21,24	11,02
S	16 Rochus	Jaak	21,41	12,16
34. Woche. Pharisäer und Zöllner. Lut. 18, 9—14.			Sonnen- M. 4,46 U. 19,21	
S	17 10. n. Pf. Elber. ●	9. n. Tr. Bilibald	22,04	13,35
M	18 Helena	Agapetus	22,36	14,55
D	19 Sebald	Sebald	23,23	16,12
M	20 Bernhard	Bernhard	—	17,20
D	21 Anastasius	Hartwig	0,27	18,11
S	22 Timotheus	Philibert	1,49	18,48
S	23 Phil. Benit.	Zachäus	3,21	19,15
35. Woche. Epheta. Mart. 7, 31—37.			Sonnen- M. 4,58 U. 19,05	
S	24 11. n. Pf. Barth. ●	10. n. Tr. Barthol.	4,55	19,35
M	25 Ludwig	Ludwig	6,26	19,51
D	26 Scephyrinus	Samuel	7,53	20,07
M	27 Rufus	Gebhard	9,18	20,22
D	28 Augustinus	Augustinus	10,41	20,39
S	29 Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	12,04	20,59
S	30 Rosa	Benjamin	13,24	21,25
36. Woche. Der barmherzige Samariter. Lut. 10, 23—37.			Sonnen- M. 5,10 U. 18,50	
S	31 12. n. Pf. Raim. ●	11. n. Tr. Paulinus	14,38	21,58

Weitere Wettervorherfrage: Der ganze Monat sehr heiß mit viel Gewittern. Bemerkens-
wert am 4. Hagel, am 8. plötzlicher Sturm, am 9. windig. Erst am 15. Abkühlung, am 18. ver-
änderlich, am 23. Sturm und Hagel. Regen vom 26.—29., kühl zum Schluß.

Die Tageslänge fällt von 15 Stunden 14 Minuten auf 13 Stunden 36 Minuten. — Im
August kommt der Komet Tempel in die größte Erdnähe.

Kritische Tage: 4., 13., 17. und 23.

Garten: Dieser Monat bringt die Haupternte im Gemüse. Auch Obst wird abgenommen.
Die beste Zeit für diese Ernte ist vom 9.—16., 20.—21. erfolgt die neue Aussaat von Salat und
Spinat, von Wirsingfohl und Rüben 24.—31., von Radieschen am 1., 2., 28. und 29. und von Früh-
jahrsblumen am 20., 21., 26. und 27.

Feld: Hier wird die Ernte zu Endegebracht. Günstig sind dazu die Tage vom 1.—8. für die zweite
Heuernte und vom 9.—16. für Korn und Tabak. Vom 1.—8. und 17.—23. Aussaat von Winterroggen.

Merktafel

Die blühenden Pflanzen nehmen ab. In Gärten blüht noch: Alpfraut, Flaschentürbis, Kermesbeere, Sammtblume, Georgine, Blutblume, Bisam-Eibisch. Ferner Heidekraut, Herbstzeitlose, Efeu. Pilze sind sehr häufig. Weintrauben werden zeitig sowie die späteren Obstarten. Fortziehen die Schwalben, Stare, Bachstelzen, Wachteln, Grasmücken. Die Schnepfen



WAGE.

strecken, Edelhirsche brunsten, Hasen werfen zum 4. Mal. Die Insekten sterben ab, an heiteren Tagen sind die Bienen noch tätig.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Windig vom 2.—5., Gewitter am 6., vom 8.—11. trübe und regnerisch, 12.—15. schön warm, früh aber frostig. 15.—18. hell und warm, 19.—21. neblig und kühl. 22.—25. windig. Morgens Nebel. Ende windig, aber schön.

September

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Agidius	Agidius	15,45	22,42
D	2 Stephan	Abjalon	16,38	23,37
M	3 Mansuetus	Mansuetus	17,19	—
D	4 Rosalia	Moses	17,49	0,42
F	5 Laurentius	Herkules	18,11	1,52
S	6 Magnus	Magnus	18,28	3,03
37. Woche. Die zehn Ausfägigen. Ruf. 17, 11—19. Sonnen- M. 5,21 U. 18,34				
S	7 13. n. Pf. Schutzengelfest	12. n. Tr. Regina	18,43	4,13
M	8 Maria Geb. ☉	Maria Geburt	18,55	5,23
D	9 Gorgonius	Bruno	19,07	6,32
M	10 Nikol. v. Tol.	Sosthenes	19,19	7,41
D	11 Protus	Protus	19,31	8,53
F	12 Maria Namensf.	Syrus	19,47	10,06
S	13 Maternus	Amatus	20,07	11,23
38. Woche. Sorget nicht ängstlich. Sonnen- Matth. 6, 24—33. M. 5,33 U. 18,17				
S	14 14. n. Pf. Kr. Erb.	13. n. Tr. Kr. Erb.	20,35	12,41
M	15 Nikomedes ☉	Nikomedes	21,14	13,58
D	16 Kornelius	Euphemia	22,09	15,08
M	17 Quat. Lamb.	Lambertus	23,22	16,04
D	18 Thom. v. Vill.	Titus	—	16,46
F	19 Januarius	Januarius	0,48	17,15
S	20 Eustachius	Fausta	2,19	17,37
39. Woche. Weine nicht. Ruf. 7, 11—16. Sonnen- M. 5,45 U. 18,01				
S	21 15. n. Pf. Matth. E.	14. n. Tr. Matth. E.	3,50	17,55
M	22 Moriz ☉	Moriz	5,20	18,11
*D	23 Thekla	Hoseas	6,47	18,25
*M	24 Johann Empf.	Johann Empf.	8,13	18,42
D	25 Kleophas	Kleophas	9,38	19,00
F	26 Cyprianus	Cyprianus	11,02	19,24
S	27 Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	12,22	19,55
40. Woche. Sabbatfeier in Liebe und Demut. Sonnen- Ruf. 14, 1—11. M. 5,57 U. 17,44				
S	28 16. n. Pf. Wenzesl.	15. n. Tr. Wenzesl.	13,33	20,35
M	29 Michaelis ☉	Michaelis	14,33	21,28
D	30 Hieronymus	Hieronymus	15,18	22,29

*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5691. Jahres am 23., das zweite Neujahrsfest am 24. September.

Weitere Wettervorhersage: Anfangs trübe, vom 4. ab veränderlich. Ab 8. wechselt Hitze mit Kühle, ab 10. Sturm mit Regen. Erst am 14. wieder schön, aber später windig. Um den 20. herum Gewitter und Sturm. Gegen Ende veränderliches Wetter. Hitze wechselt mit Gewitter ab.

Die Tageslänge fällt von 13 Stunden 11 Minuten auf 11 Stunden 50 Minuten. — Im September kommt der Komet d'Arrest in größte Erdnähe.

Kritische Tage: 5., 6., 9., 10., 20. und 27.

Garten: Laß halbreife Tomaten im Frühbeet ausreifen. Rhabarberstöcke werden am 4.—6. gepflanzt, Schnittlauch und Petersilie für den Winter in Kästen gebracht am 25. und 26. Vom 8.—14. September ernte bei trockenem Wetter das Obst in den Morgenstunden. Alle Hausgemüse und Wurzel- und Knollengewächse werden jetzt eingebracht.

Feld: 1.—7., 29. und 30. Gras und Plee mähen oder 2.—14. einbringen. Man beende Roggen- und Weizenausfaat vormittags am 1.—7., 29. und 30. oder 15.—21. am Nachmittag.

Merktafel

In diesem Monat blühen:
 Schildkrötenblume, Johannes-
 kraut, Bitterkraut, Ringelblume,
 Akestern, Herbstrose. Die Weinlese
 beginnt. Die Zugvögel ziehen
 vollends weg. Es zeigt sich die
 Wälschnepfe und hier und da
 schon der Bergfink. Damwild
 kommt in Brunst. Die Winter-
 schläfer suchen ihre Schlupfwinkel,
 und die Bienen ziehen sich in
 die Stöcke zurück.



Nach dem 100 jährigen
 Kalender von Köhler: Anfangs
 regnerisch mit Wind. 9.—13.
 hell, vom 14.—20. trübe mit
 Regen. 21.—26. windig und
 unbeständig, neblig und frostig
 gegen Ende.

Weitere Wettervorhersage:
 Nach regnerischem Anfang bleibt
 das Wetter bis zum 10. unbe-
 ständig oder regnerisch. Am 11.
 wärmer, wechselt Kühle und

O k t o b e r

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
M	1 Remigius	Remigius	15,53	23,39
*D	2 Leodegar	Dollrad	16,17	—
S	3 Candidus	Jairus	16,35	0,50
S	4 Franz	Franz	16,51	2,01
41. Woche. Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 34—46.				Sonnen- M. 6,09 U. 17,28
S	5 17. n. Pf. Rosenkranzfest	16. n. Tr. Erntedankfest	17,04	3,11
M	6 Bruno	Fides	17,13	4,21
*D	7 Markus p. ☉	Amalia	17,27	5,30
*M	8 Brigitta	Pelagia	17,40	6,41
D	9 Dionysius	Dionysius	17,54	7,55
S	10 Franz Borgia	Gideon	18,12	9,11
S	11 Burchard	Burchard	18,37	10,31
42. Woche. Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—14				Sonnen- M. 6,21 U. 17,11
S	12 18. n. Pf. Magimil.	17. n. Tr. Magimil.	19,12	11,49
M	13 Eduard	Koloman	20,02	13,01
*D	14 Calixtus	Calixtus	21,07	14,01
*M	15 Theresia ☿	Hedwig	22,26	14,46
D	16 Gallus	Gallus	23,54	15,18
S	17 Hedwig	Florentin	—	15,41
S	18 Lukas	Lukas	1,22	16,00
43. Woche. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14.				Sonnen- M. 6,33 U. 16,56
S	19 19. n. Pf. P. v. Mc.	18. n. Tr. Ferdin.	2,50	16,15
M	20 Wendelin	Wendelin	4,16	16,30
D	21 Ursula ☿	Ursula	5,41	16,45
M	22 Cordula	Cordula	7,06	17,02
D	23 Joh. v. Capistr.	Severinus	8,32	17,23
S	24 Raphael	Salome	9,57	17,51
S	25 Crispin	Crispinus	11,14	18,27
44. Woche. Des königlichen Sohn. Joh. 4, 46—53				Sonnen- M. 6,46 U. 16,41
S	26 20. n. Pf. Chr. Kgsf.	19. n. Tr. Amand.	12,22	19,16
M	27 Sabina	Sabina	13,14	20,15
D	28 Simon, Juda	Simon, Juda	13,53	21,23
M	29 Narzissus ☿	Engelhard	14,21	22,34
D	30 Serapion	Hartmann	14,41	23,45
S	31 Wolfgang †	Wolfgang	14,57	—

*) Die Juden feiern das Versöhnungsfest am 2., das Laubbüttenfest am 7. und 8., Laubbüttenende am 14., das Fest der Gesetzessfreude am 15. Oktober.

Die Tageslänge fällt von 11 Stunden 23 Minuten auf 10 Stunden 3 Minuten. — Eine teilweise Mondfinsternis tritt am 7. Oktober ein, ist aber nicht in Europa sichtbar. Die totale Sonnenfinsternis am 21. Oktober ist ebenfalls nur in den Ländern des stillen Ozeans sichtbar.

Garten: Die Obsternte wird beendet. Man lagere die Früchte kühl und dunkel. Von den Spätkartoffeln sollen nur die trocknen und unverletzten eingekellert werden. Der 1., 27. und 28. Oktober sind günstige Tage zum Pflanzen von Laub- und Obstbäumen, ausgenommen die Apfelbäume.

Feld: Man beendige die Herbstbestellung. Die Ernte an Kartoffeln und Rüben wird zu Ende geführt.

Merktafel

Mehrere Blüten des vorigen Monats bleiben auch in diesem, wenn das Wetter nicht gar zu rauh einfällt. Dann sterben die meisten Pflanzen ab, und es entwickeln sich aus ihren Ueberresten an schattigen Orten Schwämme. Es zeigen sich Schneegänse, wenn es im Norden frühzeitig einwintert. Die Winter schläfer befinden sich meist in



SCHÜTZE.

ihren Höhlen. Es laichen im November die Forelle, mehrere Salmenarten und Fische.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Anfangs hell und klar, am 5.—8. Regen, dann abwechselnd hell und trübe. 13.—14 freundlich. 17.—19. regnerisch mit Schnee. Kalt und hell vom 20.—25., trübe und sehr windig bis zum Ende.

November

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monat- Aufg.	Monat- Unterg.
S	1 Aller Heilig.	Aller Heiligen	15,11	0,56
45. Woche. Der Schalkstnecht. Matth. 18, 23—35. Sonnen- M. 6,59 U. 16,28				
S	2 21. n. Pf. Allerheil.	20. n. Tr. Ref.-Fest	15,23	2,05
M	3 Hubertus	Gottlieb	15,35	3,15
D	4 Karl Borrom.	Charlotte	15,47	4,25
M	5 Emmerich	Blandina	16,00	5,39
D	6 Leonhard ☉	Leonhard	16,17	6,55
S	7 Engelbert	Engelbert	16,41	8,15
S	8 4 Gekr. Märt.	Gottfried	17,12	9,36
46. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21. Sonnen- M. 7,12 U. 16,15				
S	9 22. n. Pf. Theodor.	21. n. Tr. Theodor.	17,58	10,51
M	10 Andr. Avellin	Martin Luther	18,59	11,57
D	11 Martin Bischof	Martin Bischof	20,15	12,45
M	12 Martin p.	Jonas	21,39	13,21
D	13 Stanisl. K. ☉	Briccius	23,06	13,47
S	14 Lukundus	Levinus	—	14,06
S	15 Leopold	Leopold	0,31	14,22
47. Woche. Vier Töchterlein. Matth. 9, 18—26. Sonnen- M. 7,25 U. 16,04				
S	16 23. n. Pf. Edmund	22. n. Tr. Ottomar	1,55	14,36
M	17 Greg. Thaum.	Hugo	3,17	14,50
D	18 Otto, Eugen	Gelas., Eliab.	4,40	15,06
M	19 Elisabeth	Duss- u. Vettag	6,04	15,25
D	20 Felix v. Val. ☉	Amos	7,28	15,49
S	21 Maria Opfer	Maria Opfer	8,50	16,20
S	22 Cäcilia	Alfons	10,03	17,04
48. Woche. Vom Greuel der Vermüstung. Matth. 24, 15—35. Sonnen- M. 7,37 U. 15,55				
S	23 24. n. Pf. Klemens	23. n. Tr. Totenfest	11,04	17,59
M	24 Chrysogonus	Chrysogonus	11,48	19,05
D	25 Katharina	Katharina	12,21	20,17
M	26 Konrad	Konrad	12,45	21,29
D	27 Virgilius	Otto	13,02	22,40
S	28 Sophenes ☉	Günther	13,17	23,49
S	29 Saturnin	Eberhard	13,30	—
49. Woche. Die Zukunft des Herrn. Luk. 21, 25—33. Sonnen- M. 7,48 U. 15,49				
S	30 1. Adventg. Andreas	1. Advent Andr.	13,41	0,58

Weitere Wettervorher sage: Nach mildem Anfang Frost am 3. und 5. Wind bis zum 7. Vom 9. ab regnerisch, dann Schnee. Ab 16. Niederschlag und Nebel, Aufklärung am 20. Wieder Regen am 22., darauf abwechselnd kalt und schön. Die letzten Tage meist regnerisch.

Die Tageslänge fällt von 9 Stunden 38 Minuten auf 8 Stunden 16 Minuten.

Kritische Tage: 5., 10., 19. und 28.

Garten: 18.—20. soll man die Spargel- und Rhabarber-Anlagen stark beschütten. Günstig ist die Zeit vom 10.—11. zum Düngen mit Stallmist und zum Umgraben von Beeten. Ausputzen der Obstbäume vom 5.—7., desgl. Düngen und Pflanzen.

Feld: Zu Beginn des Monats ist die Rübenenernte zu beschließen. Ist der November frostfrei, kann noch gepflügt werden.

Wald: Für Bauzwecke schlage Nadelholz vom 6.—19. und Holz von Laubbäumen für Brenn- zwecke und Bretter vom 13.—19.

Merktafel

Der Kreuzschnabel nistet und brütet in diesem Monat. Wilde Schweine und Rehe treten in Brunst. Fällt im Norden viel Schnee, so stellen sich bei uns verschiedene Entenarten, Gänse und Wasservögel ein, die auch oft nach dem Süden weiter ziehen.

Nach dem 100 jährigen Kalender von Köhler: Beginnt



mit Regen und Schnee, den 4.—9. heiter und kalt, vom 10.—15. mehr freundlich als trübe. Starker Regen, dann Schnee, vom 16.—18., 20.—25. sehr kalt, 26.—27. trübe und neblig. Ende hell und kalt.

Weitere Wettervorhersage:
Es beginnt ein strenger, kalter Winter. Zuerst regnerisch und veränderlich, wird es am 6.—9.

De z e m b e r

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
M	1 Eligius	Arnold	13,53	2,07
D	2 Bibiana	Candidus	14,05	3,18
M	3 Franz Xaver	Cassian	14,21	4,33
D	4 Barbara	Barbara	14,42	5,52
F	5 Sabbas	Abigail	15,10	7,13
S	6 Nikolaus ☹	Nikolaus	15,50	8,33
50. Woche. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10.			Sonnen- M. 7,58 U. 15,45	
S	7 2. Advstg. Ambros.	2. Adv. Agathon	16,47	9,44
M	8 Maria Empf.	Maria Empf.	18,01	10,41
D	9 Leokadia	Joachim	19,25	11,23
M	10 Melchisedes	Judith	20,53	11,51
D	11 Damasus	Damasus	22,19	12,12
F	12 Epimachus ☹	Epimachus	23,43	12,29
S	13 Lucia	Lucia	—	12,43
51. Woche. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19—28.			Sonnen- M. 8,06 U. 15,44	
S	14 3. Advstg. Nitas.	3. Adv. Nitasius	1,05	12,57
M	15 Eusebius	Johanna	2,26	13,12
D	16 Adelheid	Ananias	3,46	13,29
M	17 Quat. Lazarus	Quat. Lazarus	5,08	13,51
D	18 Mar. Erwart.	Christoph	6,30	14,19
F	19 Nemesius ✝	Lot	7,46	14,56
S	20 Ammon ☹	Abraham	8,51	15,48
52. Woche. Bereitet den Weg des Herrn. Lut. 3, 1—6.			Sonnen- M. 8,11 U. 15,45	
S	21 4. Advstg. Thomas	4. Adv. Thomas	9,42	16,49
M	22 Slavian	Beata	10,20	17,59
D	23 Viktoria	Dagobert	10,46	19,12
M	24 Adam, Eva	Adam, Eva	11,06	20,24
D	25 Heil. Christfest	Heil. Christfest	11,21	21,33
F	26 Stephanus	2. Christtag	11,36	22,42
S	27 Johannes	Johannes	11,47	23,50
53. Woche. Von Simeon und Hanna. Lut. 2, 33—40.			Sonnen- M. 8,13 U. 15,50	
S	28 G. n. Weihn. ☹ Unsch. Kindlein	G. n. Weihn. Unsch. Kindl.	11,58	—
M	29 Thomas B.	Jonathan	12,11	0,59
D	30 David	David	12,24	2,11
M	31 Sylvester	Sylvester	12,42	3,26

schön, dann windig bis 12. Nach Aufheiterung am 14. fällt den 15. Schnee ein, den 17. Regen und Wind. Zu Weihnachten veränderliches Wetter, das erst am Ende des Jahres sich aufheitert.

Die Tageslänge fällt von 8 Stunden 3 Minuten auf 7 Stunden 52 Minuten. — Winteranfang am 22. Dezember.

Kritische Tage: 7., 10., 14., 21., 24. und 25.

Garten: Man beschneide vom 12.—19. Bäume und Sträucher. Die Lüftung der Kästen, in denen das Gemüse überwintert, soll bei schönem Wetter nicht vergessen werden.

Feld: Ist das Wetter günstig, kann der Landmann pflügen.

Wald: Nadelholz für Bauzwecke schlägt man vom 6.—19. und Laubholz zum Brennen sowie Lattenholz vom 12.—19.

Merktafel

Postgebühren ab 1. August 1927.

Innerer deutscher Verkehr.

Postkarten im Ortsverkehr 5 Pfg.
im Fernverkehr 8 "

Briefe im Ortsverkehr bis 20 g . . . 8 "
 über 20 bis 250 g 15 "
 „ 250 bis 500 g 20 "

Briefe im Fernverkehr bis 20 g . . . 15 "
 über 20 bis 250 g 30 "
 „ 250 bis 500 g 40 "

Drucksachen in Form einfacher Karten auch mit anhäng. Antwortkarte 3 Pfg.

Drucksachen bis 50 g 5 "
 über 50 bis 100 g 8 "
 „ 100 bis 250 g 15 "
 „ 250 bis 500 g 30 "
 „ 500 bis 1000 g 40 "

Wurfsendungen. (Saargebiet unmöglich.)
Drucksachen bis 50 g 3 Pfg.
Mischsendungen (Drucksachen und Warenproben) bis 20 g $6\frac{1}{2}$ Pfg.

Geschäftspapiere bis 250 g 15 Pfg.
 über 250 bis 500 g 30 "
 „ 500 bis 1000 g 40 "

Warenproben bis 250 g 15 "
 über 250 bis 500 g 30 "

Mischsendungen bis 250 g 15 "
 über 250 bis 500 g 30 "
 „ 500 bis 1000 g 40 "
 (zus.-gepackte Drucksachenkartons, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben).

Wertbriefe

- Gebühr für einen gewöhnl. Brief
- Versicherungsgebühr für je 500 RM. der Wertangabe 10 Pfg.
- Behandlungsgebühr bis 100 RM. Wertangabe 40 Pfg., über 100 RM. Wertangabe 50 Pfg.

Postauftragsbriefe wie für einen Einschreibebrief und eine Vorzeigegebühr von 20 Pfg. Meistbetrag 1000 RM.

Vorzeigegebühr für Nachnahmesendg. 20 Pfg.

Einschreibegebühr 30 Pfg.

Postanweisungen (Meistbetrag 1000 RM.),
 bis 10 RM. 20 Pfg.
 über 10 bis 25 " 30 "
 „ 25 „ 100 " 40 "
 „ 100 „ 250 " 60 "
 „ 250 „ 500 " 80 "
 „ 500 „ 750 " 100 "
 „ 750 „ 1000 " 120 "

Die Gebühr für telegraph. Postanweisungen beträgt (Meistbetrag unbeschränkt)

bis 25 RM. 3,— RM.
 „ 100 „ 3,50 "
 „ 250 „ 4,— "
 „ 500 „ 4,50 "
 „ 750 „ 5,50 "
 „ 1000 „ 6,50 "

und über 1000 RM. für je 250 RM. 1 RM.

Zahlkarten (ausschl. Saargebiet)

bis 10 RM. 10 Pfg.
 über 10 „ 25 „ 15 "
 „ 25 „ 100 „ 20 "
 „ 100 „ 250 „ 25 "
 „ 250 „ 500 „ 30 "
 „ 500 „ 750 „ 40 "
 „ 750 „ 1000 „ 50 "
 „ 1000 „ 1250 „ 60 "
 „ 1250 „ 1500 „ 70 "
 „ 1500 „ 1750 „ 80 "
 „ 1750 „ 2000 „ 90 "
 „ 2000 „ (unbeschränkt) 100 "

Jede Auszahlung mit Kassenschecks, die bargeldlos beglichen wird, $\frac{1}{2}$ vom Tausend des Scheckbetrages, außerdem eine Grundgebühr von 15 Pfg.

Zuschlagsgebühr für Luftpostsendungen:

Außer den gewöhnlichen Gebühren zu erheben:

für Postkarten 10 Pfg.
für Briefsendungen einschließlich
Päckchen bis 20 g 10 Pfg.
 über 20 „ 50 g 20 "
 „ 50 „ 100 g 40 "
 „ 100 „ 250 g 80 "
 „ 250 „ 500 g 125 "
 „ 500 g „ 1 kg 250 "
 „ 1 kg „ $1\frac{1}{2}$ kg 375 "
 „ $1\frac{1}{2}$ kg „ 2 kg 500 "
 für Pakete bis 1 kg 160 "
 darüber für jedes angefangene $\frac{1}{2}$ kg 40 "

Bei Eilzustellung außerdem die besonderen Eilzustellgebühren.

Wertbriefe wie Einschreibebrief von gleichem Gewicht. Versicherungsgebühr für je 300 Mk. 30 Pfg.

Wertkästchen: Für je 50 g . . . 20 Pfg. mindestens 80 Pfg. Außerdem Einschreibe- und Versicherungsgebühr.

Nachnahme: 40 Pfg. Steigerung für je 20 RM. 10 Pfg.

Postaufträge wie Einschreibebrief gleichen Gewichts.

**Postpakete (Freimachungszwang für Saar- und Memelgebiet sowie Danzig.
Gebühren bei Postanstalt erfragen).**

Gewicht	1. Zone bis 75 km	2. Zone über 75—150 km	3. Zone über 150—375 km	4. Zone über 375—750 km	5. Zone über 750 km
bis 5 kg	0,50	0,60	0,80	0,80	0,80
über 5—6 "	0,60	0,80	1,10	1,15	1,20
" 6—7 "	0,70	1,—	1,40	1,50	1,60
" 7—8 "	0,80	1,20	1,70	1,85	2,—
" 8—9 "	0,90	1,40	2,—	2,20	2,40
" 9—10 "	1,—	1,60	2,30	2,55	2,80
" 10—11 "	1,10	1,80	2,60	2,90	3,20
" 11—12 "	1,20	2,—	2,90	3,25	3,60
" 12—13 "	1,30	2,20	3,20	3,60	4,—
" 13—14 "	1,40	2,40	3,50	3,95	4,40
" 14—15 "	1,50	2,60	3,80	4,30	4,80
" 15—16 "	1,60	2,80	4,10	4,65	5,20
" 16—17 "	1,70	3,—	4,40	5,—	5,60
" 17—18 "	1,80	3,20	4,70	5,35	6,—
" 18—19 "	1,90	3,40	5,—	5,70	6,40
" 19—20 "	2,—	3,60	5,30	6,05	6,80

Wertpakete:

1. Paketgebühr wie vorstehend
2. Versicherungsgebühr für je 500 Mk. der Wertangabe 10 Pfg.
3. Behandlungsgebühr
 - a) für versiegelte Wertpakete
 - bis 100 Mark einschl. . . . 40 Pfg.
 - über 100 Mark einschl. . . . 50 "
 - b) für unversiegelte Wertpakete (zulässig bis 100 RM.) . . . 25 "

Eilbestellung bei Vorausbezahlung

1. nach dem Ortsbestellbezirk
 - a) eine Briefsendung 40 Pfg., b) ein Paket 60 Pfg.
 2. nach dem Landbestellbezirk
 - a) eine Briefsendung 80 Pfg., b) ein Paket 1,20 RM.
- Gebühr für dringende Pakete 1,— RM.

Fernsprechgebühren:

- Ortsgesprächsgebühr bei Hauptanschlüssen und öffentlichen Sprechstellen 10 Pfg.
- Vororts- und Bezirksgesprächsgebühr 30 Pfg.
- Ferngesprächsgebühr für ein gewöhnliches Gespräch von 3 Minuten Dauer:
- a) in der Zeit von 8 bis 19 Uhr bis 5 km einschl. Ortsgesprächsgebühr, 15 km 30 Pfg., bis 25 km 40 Pfg., bis 50 km 70 Pfg., bis 75 km 90 Pfg., bis 100 km 120 Pfg.
 - b) in der Zeit von 19 bis 8 über 5 km $\frac{2}{3}$ der obenstehenden Gebühren.
 - c) Gesprächszeit über 3 Minuten wird nach Minuten berechnet.
 - d) für ein dringendes Gespräch das dreifache.
 - e) für ein Blitzgespräch das Zehnfache der Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch.

Telegramme.

Die wichtigsten Grundbeträge sind im Telegrammverkehr: Ferntelegramme Wortgebühr 15 Pfg., Orts-telegramme 8 Pfg. Für ein Telegramm werden mindestens 10 Wörter berechnet. Dringende Telegramme die dreifache Gebühr. Zustellung bei ungenügender Anschrift 30 Pfg. Einzelgebühr 30 Pfg.

Postgebühren (Auslandsverkehr).

Briefe bis 20 g 25 Pfg., jede weiteren 20 g 15 Pfg. (Briefe nach Danzig, Memelgebiet, Oesterreich, Luxemburg und Litauen unterliegen den Inlandssätzen. Nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g 20 Pfg., jede weiteren 20 g nach Tschechoslowakei 15 Pfg., nach Ungarn 10 Pfg.) — Postkarten 15 Pfg., Antwortkarte 30 Pfg. Nach Ungarn und Tschechoslowakei 10 Pfg. Antwortkarte 20 Pfg. — Drucksachen für je 50 g 5 Pfg. — Geschäftspapiere für je 50 g 5 Pfg., mindestens 25 Pfg. — Warenproben für je 50 g 5 Pfg., mindestens 10 Pfg. — Für Drucksachen und Warenproben nach Ungar innerdeutsche Gebühren.

Wellenverteilungsplan

für die deutschen Rundfunksender.

Wellenlänge	Sendestelle	Kw.
227,4	Köln	1,5
233,8	Münster	0,5
238,9	Nürnberg	2
245,9	Kiel	0,25
253,4	Gleiwitz	5
259,3	Leipzig	1,5
276,5	Königsberg	1,5
283,6	Innsbruck	0,5
283,6	Stettin	0,5
318,8	Dresden	0,25
325	Breslau	1,5
338,2	Bremen	0,25
352,5	Graz	7
360,1	Stuttgart	1,5
372,2	Hamburg	1,5
389,6	Frankfurt (Main)	1,5
403,8	Bern	1,2
419	Berlin (Witzl.)	1,5
453,2	Danzig	0,25
453,2	Klagenfurt	0,5
459,4	Zürich	0,63
472,4	Langenberg	15
516,4	Wien	15
532,9	München	1,5
559,7	Hannover	0,25
569,3	Freiburg i. B.	0,25
1010,1	Basel	0,25
1634,9	Königswusterhausen	30

263,4	Mährisch-Ostrau	10
334,8	Posen	1,2
341,7	Brünn	2,4
408,7	Kattowitz	10
486,2	Prag	5
550,5	Budapest	15-20
1411,8	Warschau	12

Maße und Gewichte.

Längenmaße.

Die Einheit bildet das Meter (m oder der Stab. 1 Meter (m) (Stab) = 100 Zentimeter (cm) (Neuzoll) = 1000 Millimeter (mm) (Strich). 1 Zentimeter (cm) = 10 Millimeter (mm), 1 Dekameter (dkm) (Kette) = 10 Meter (m). 1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m). 1 Meile = $7\frac{1}{2}$ Kilometer (km) = 7500 Meter (m).

Flächenmaße.

Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadratstab. 1 $\square$ Meter (qm) = 100 $\square$ Dezimeter (qdm) = 10 000 $\square$ Zentimeter (qcm). 1 $\square$ Zentimeter (qcm) = 100 $\square$ Millimeter (qmm). 1 Ar (a) = 100 $\square$ Meter (qm). 1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10 000 $\square$ Meter (qm). 1 $\square$ Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10 000 Ar (a) = 1 000 000 $\square$ Meter (qm). 1 $\square$ Meile = 5625 Hektar (ha) = 562 500 Ar (a).

Körper- und Hohlmaße.

Die Einheit für das Körpermaß bildet das Kubikmeter (cbm), also 1 Körper 1 m lang, 1 m breit, 1 m hoch. Die Einheit für Hohlmaße ist der $\frac{1}{1000}$ Teil des Kubikmeters und heißt das Liter (l). 1 Kubikmeter (cbm) = 1 000 000 Kubikzentimeter (ccm) = 1 000 000 000 Kubikmillimeter (cmm). 1 Kubikzentimeter = 1000 Kubikmillimeter (cmm). 1 Liter (l) Kanne = 1000 Kubikzentimeter (ccm) = 2 Schoppen 1 Hektoliter (hl) (Faß) = 100 Liter (l). 1 cbm = 32,35 Kubikfuß. 1 l = 0,87 preuß. Quart. 1 hl = 1,82 preuß. Scheffel. 1 Kubikfuß = 0,031 cbm. 1 Scheffel (alter) = 54,96 l. 1 Metze = 3,43 l. 1 Klafter (Holz) = 3,39 cbm. 1 Fuder = 8,24 hl. 1 Oxhof = 2,06 hl. 1 Ohm = 1,37 hl. 1 Biertonne = 1,15 hl. 1 Eimer = 68,70 l. 1 Anker = 34,35 l. 1 Quar = 1,15 l.

Gewichte.

Die Einheit bildet das Kilogramm (kg). 1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g) 1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg). 1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg). 1 Zentner. (Ztr.) = 50 Kilogramm (kg).

Feldflächenmaße.

Die Einheiten haben in den verschiedenen Staaten unterschiedliche Namen und Größen und heißen:

in Baden	Morgen = 400	Quadratruuten = 36	Ar
Bayern	Tagwerk = 400	" = 34,07	"
Braunschweig	Morgen = 120	" = 25,02	"
Hessen	" = 400	" = 25	"
Mecklenburg-Strelitz .	" = 100	" = 21,68	"
Meklenburg-Schwerin .	" = 300	" = 65,03	"
Oldenburg	Jück = 160	" = 45,38	"
Preußen	Morgen = 180	" = 25,53	"
Anhalt	" = 180	" = 25,53	"
Sachsen	Acker = 300	" = 55,34	"
Württemberg	Morgen = 384	" = 31,5	"

Die Quadratruute ist 12 Fuß im Geviert (1 Fuß = 12 Zoll); da die Zollmaße sehr verschieden groß sind, ergibt sich, daß die Quadratruuten in einem Lande größer sind als im andern. Zum Vergleich ist in der letzten Reihe stets die Schulrechnungsart durch Ar angefügt.

Das altbekannte ober Schlesische Heimat- und Familienblatt

Oberschlesischer Anzeiger General-Anzeiger für Schlesien u. Posen

das Insertionsorgan für behördliche und kleine Anzeigen,
ist unübertroffen für alle Ankündigungen, welche in
Oberschlesien und in den angrenzenden Gebieten Nieder-
schlesiens gelesen werden sollen

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstr. 22-24

Landesübliche deutsche und ausländische Maße und Gewichte, die in den Schulen nicht gelehrt werden.

1 Acker (Sachsen)	55 a 34 qm
1 Arschine (Rußland)	71 cm
1 Berkowetz „ = 10 Pud., zu je 40 Pfund, zu je 32 Lot, zu je 3 Solótnik, zu je 96 Doli .	163,8 kg
1 Bushel, englisches Hohlmaß . .	36,4 l
1 Eimer, Bayern	64,14 l
Preußen	68,70 l
Württemberg	293,93 l
1 Elle Preußen	66,69 cm
Sachsen	56,64 cm
Bayern	83,30 cm
Österreich	77,92 cm
Großbritannien	1,14 m
Niederlande	69 cm
1 Faden Meerestiefenmessung Preußen u. Dänemark . . 1 m	83,3 cm
Hamburg 1 m	91,9 cm
England 1 m	82,9 cm
Frankreich 1 m	64,2 cm
Niederlande 1 m	88,4 cm
1 Fuder	8,24 hl
1 Fuß, Bayern und Hannover . .	29,19 cm
Preußen	31,4 cm
Sachsen	28,3 cm
Württemberg, Hamburg Holstein	28,6 cm
England, Nordamerika, Rußland	30,5 cm
Österreich 31,6 cm, Schweiz 30 cm	
1 Gallon, engl. Flüssigkeitsmaß = 4 Quarts zu je 2 Pints	4,54 l
1 Gallon, amerikanisches Flüssigkeits- Maß = 8 Pints	3,79 l
1 Hundredweights, England = 4 Quarts zu je 2 Stones, zu je 14 Pounds 50,802 kg	
1 Klafter, Holzmaß, Bayern . . .	3,333 cbm
1 Klafter, Preußen = 108 Kubikfuß	3,333 cbm
1 Knoten = 1 Seemeile	1,855 km
Die Fahrtgeschwindigkeit der Seeschiffe in dem Zeitraum einer Stunde wird in Knoten oder Seemeilen ausgedrückt; 4 Seemeilen oder Knoten sind rund eine deutsche Meile,	
1 Kruschka, Rußland	1,23 l
1 Kwint, Dänemark	5 g
1 Kubikfuß, Bayern 24,86 cbm oder .	1 l
1 Lot	16,6 g
1 Mandel, altes Zählmaß	15 Stück
1 Meile geogr. = 4 Seemeilen =	7,420 km
1 Meile dänisch =	7,532 km
italienisch =	1,820 km

1 Meile, englisch 1760 Yards oder 5280 Fuß =	1,609 km
nautisch, Seemeile =	1,855 km
norwegisch	11,29 km
österreichisch	7,586 km
schwedisch	10,69 km
1 Metze, Trockenmaß, Preußen . . .	3,5 l
1 Morgen, Preußen = 180 Quadratruten zu je 144 Quadratfuß	25,532 a
1 Morgen, Württemberg	31,517 a
1 Ohm, Baden und Schweiz	150 l
Preußen	137,40 l
Sachsen	134,72 l
1 Ort, Dänemark	0,5 g
1 Ounce (Unze, England)	28 g
1 Oxhoft	220 l
1 Pfund, Dänemark	0,5 kg
1 Pfund, Rußland	0,409 kg
1 Pound, Pfd., England	0,453 kg
1 Pint, England	0,57 l
1 Pint, Amerika	0,47 l
1 Pud, Rußland	16,380 kg
5 Quadratfuß	851,8 qm
1 Quadratrute, Bayern = 100 Quadratfuß	8,52 qm
1 Quadratrute, Preußen	14,2 qm
1 Quarter, engl. Handelsgewicht . .	12,7 kg
1 Quarter, englisches Hohlmaß, 8 Bushel	290,78 l
1 Register-Tonne, englisch	2,833 cbm
1 Rute, Bayern = 10 Fuß	2,92 m
1 Scheffel, Trockenmaß, Preußen = 16 Metzen	2,22 hl
Bayern = 16 Metzen	54,69 l
Sachsen = 4 Viertel zu je 4 Metzen	139,83 l
Württemberg = 8 Simri zu je 4 Vierling, zu je 8 Eckle, zu je 4 Vierteile	177,23 l
1 Schock, altes Zählmaß = 4 Mandeln	60 Stück
1 Seemeile oder Knoten	1,855 km
1 Stone, England	6,35 kg
1 Stückfaß	1200 l
1 Tagwerk, Bayern = 40 000 Quadratfuß	34 ar 7 qm
1 Morgen, Baden	36 ar
Nassau	25 ar
Hannover	26 ar 2 qm
1 Tonne, Gewicht = 20 Zentner . .	1000 kg
1 Tonne, altes Hohlmaß für Salz und Kohlen	2,2 hl
1 Tschetwert, Rußland	210 l
1 Tschetwerik	26,24 l

Paß und Visum.

Deutsche Staatsangehörige können **ohne** Visumszwang bereisen: Dänemark, Danzig, Finnland, Großbritannien, Irland, Jugoslawien, Lettland, die Niederlande, Norwegen, Oesterreich, Portugal, Schweden, Schweiz, Tschechoslowakei, Kanada, Südafrika, Japan, Mexiko, die Dominikanische Republik, Haiti, Cuba, Panama, Ecuador, Nicaragua.

Visumszwang besteht für: Frankreich, Belgien, Spanien, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Estland, Litauen und Polen.

Zins-Zahlen.

Kapital M.	Zinsen für 1 Monat										Zinsen für 1 Jahr										
	3%		3 1/2%		4%		4 1/2%		5%		3%		3 1/2%		4%		4 1/2%		5%		
	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	
1	—	0,25	—	0,29	—	0,33	—	0,38	—	0,42	—	3,00	—	3,50	—	4,00	—	4,50	—	5,00	—
2	—	0,50	—	0,58	—	0,67	—	0,75	—	0,83	—	6,00	—	7,00	—	8,00	—	9,00	—	10,00	—
3	—	0,75	—	0,88	—	1,00	—	1,13	—	1,25	—	9,00	—	10,50	—	12,00	—	13,50	—	15,00	—
4	—	1,00	—	1,17	—	1,33	—	1,50	—	1,67	—	12,00	—	14,00	—	16,00	—	18,00	—	20,00	—
5	—	1,25	—	1,46	—	1,67	—	1,88	—	2,08	—	15,00	—	17,50	—	20,00	—	22,50	—	25,00	—
6	—	1,50	—	1,75	—	2,00	—	2,25	—	2,50	—	18,00	—	21,00	—	24,00	—	27,00	—	30,00	—
7	—	1,75	—	2,04	—	2,33	—	2,63	—	2,92	—	21,00	—	24,50	—	28,00	—	31,50	—	35,00	—
8	—	2,00	—	2,33	—	2,67	—	3,00	—	3,33	—	24,00	—	28,00	—	32,00	—	36,00	—	40,00	—
9	—	2,25	—	2,63	—	3,00	—	3,38	—	3,75	—	27,00	—	31,50	—	36,00	—	40,50	—	45,00	—
10	—	2,50	—	2,92	—	3,33	—	3,75	—	4,17	—	30,00	—	35,00	—	40,00	—	45,00	—	50,00	—
20	—	5,00	—	5,83	—	6,67	—	7,50	—	8,33	—	60,00	—	70,00	—	80,00	—	90,00	1	—	—
30	—	7,50	—	8,75	—	10,00	—	11,25	—	12,50	—	90,00	1	5,00	1	20,00	1	35,00	1	50,00	—
40	—	10,00	—	11,67	—	13,33	—	15,00	—	16,67	1	20,00	1	40,00	1	60,00	1	80,00	2	—	—
50	—	12,50	—	14,58	—	16,67	—	18,75	—	20,83	1	50,00	1	75,00	2	—	2	25,00	2	50,00	—
60	—	15,00	—	17,50	—	20,00	—	22,50	—	25,00	1	80,00	2	10,00	2	40,00	2	70,00	3	—	—
70	—	17,50	—	20,42	—	23,33	—	26,25	—	29,17	2	10,00	2	45,00	2	80,00	3	15,00	3	50,00	—
80	—	20,00	—	23,33	—	26,67	—	30,00	—	37,50	2	40,00	2	80,00	3	20,00	3	60,00	4	—	—
90	—	22,50	—	26,25	—	30,00	—	33,75	—	39,33	2	70,00	3	15,00	3	60,00	4	5,00	4	50,00	—
100	—	25,00	—	29,17	—	33,33	—	37,50	—	41,67	3	—	3	50,00	4	—	4	50,00	5	—	—
200	—	50,00	—	58,33	—	66,67	—	75,00	—	83,33	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	—
300	—	75,00	—	87,50	1	—	1	12,50	1	25,00	9	—	10	50,00	12	—	13	50,00	15	—	—
400	1	—	1	16,67	1	33,33	1	50,00	1	66,67	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	—
500	1	25,00	1	45,83	1	66,67	1	87,50	2	8,33	15	—	17	50,00	20	—	22	50,00	25	—	—
600	1	50,00	1	75,00	2	—	2	25,00	2	50,00	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	—
700	1	75,00	2	4,17	2	33,33	2	62,50	2	91,67	21	—	24	50,00	28	—	31	50,00	35	—	—
800	2	—	2	33,33	2	66,67	3	—	3	33,33	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	—
900	2	25,00	2	62,50	3	—	3	37,50	3	75,00	27	—	31	50,00	36	—	40	50,00	45	—	—
1000	2	50,00	2	91,67	3	33,33	3	75,00	4	16,67	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	—

Die wichtigsten ausländischen Münzen.

GW., SW., DW., PW. = Gold-, Silber-, Doppel-, Papierwährung.

Ägypten: GW. 1 Piaster = 40 Para = 20,75 Pf.
1 Pfund (Sequin) = 100 Piaster = 20,75 M. 1 Beutel = 500 Piaster.

Argentinien: GW. (fakt. PW.) 1 Peso (Gold) = 100 Centavos = 4,05 M. 1 Papierpeso = 1,82 M.

Belgien: DW. (fakt. GW.) 1 Frank = 100 Centimes = 81 Pf.

Bolivien: GW. 1 Boliviano = 100 Centavos = 4,05 M.

Brasilien: GW. (fakt. PW.) 1 Milreis = 1000 ReIs (spr. rees) = 2,29 M. 1 Papiermilreis = 1,35 M.

Bulgarien: DW. 1 Lew (Frank) = 100 Stotinki = 81 Pf.

Chile: GW. (fakt. PW.) 1 Peso = 100 Centavos = 1,53 M. 1 Papierpeso = 83 Pf.

China: SW. Man zählt mit Silber oder Gold nach Taël, d. h. Gewicht. 1 Haikuan (Regierungs-)Taël = aml. 6,41 M. fakt. 3,08 M. (1913). Bis vor kurzem: einzige Münze der Käsche aus Kupfer und Zinn. 1600 - 1700 Käsche = 1 Taël Silber (4,82 M.). Seit 1910: 1 Yuan (Silberdollar) = 4,198 M.

Kolumbien: GW. 1 Peso Silber = 10 Decimos = 100 Centavos = ca. 1,80 M. 1 Gold-Escudo = 8,10 M. 1 Gold-Condor (1/2 Onza) = 40,50 M. 1 Gold-Onza = 20 Pesos = 81,- M. 1 Peso-Papier = ca. 4 Pf.

Costa-Rica: GW. 1 Peso = 2 Colon = 100 Centavos = 4,05 M. 20 Pesos (Goldstück) = 81,- M. 10 Colon (Goldstück) = 20,25 M. Silber = ca. 2,- M.

Dänemark: GW. 1 Krone = 100 Öre = 1,125 M.

Estland: 1 est. Mark = 100 est. Piennige*)

Ecuador: 1 Sucre (5 Frcs.) à 10 Reales (Decimos) à 10 Centavos = 4,05 M. Noten: 1 Dollar = ca. 1,50 M.

Finnland: 1 Markka = 100 penniä = 0,80 M. 10 Markka (Goldst.) = 8,- M.

Frankreich: DW. (fakt. GW.) 1 Frank = 100 Centimes (20 Sous) = 81 Pf.

Griechenland: DW. (fakt. PW.) 1 Drachme = 100 Lepta = 81 Pf.

Großbritannien: GW., 1 Shilling (s) in Silber 12 Pence (deniers d) = 1,02 M. 1 Pfund Sterling (Sovereign [spr. söwverin]) = 20 Schilling = 20,43 M. 1 Guinee (spr. ginni) = 21 s = 21,45 M.

Guatemala: GW. 1 Peso = 100 Centavos = 4,05 M.
Italien: DW. (fakt. GW.) 1 Lire = 100 Centesimi (spr. tschen.) = 81 Pf.

Indien: 1 ind. Silberrupie = 1,36 M., 1 Pfund Sterling (Sovereign) = 15 Silber-Rupien = 20,30 M.

Japan: GW. 1 Goldyen = 100 Sen à 10 Rin = 2,09 M.

Jugoslawien: DW. 1 Dinar = 100 Para = 81 Pf.

Lettland: 1 Latt = 100 Santime = 81 Pf.

Luxemburg: 1 Frank = 100 Centimes = 81 Pf.

Mexiko: SW. 1 Peso (Dollar) = 100 Centavos = 4,05 M.

Niederlande: GW. 1 Gulden = 100 Cents = 1,687 M.
1 Tientje (Wilemsdor) = 10 Gulden. 1 holl. Dukaten = 9,58 M.

Österreich: GW. 10 000 Kr. = 1 Schilling = 80 Groschen = ca. 60 Pf.

Ostindien: (Brit.) 1 Rupie à 16 Annas à 13 Pias = 1,36 M.

Peru: GW. 1 Soll = 10 Dinaros à 10 Centavos = 4,05 M.

Polen: 1 Zloty = 100 Groschen*)

Portugal: GW. (fakt. PW.) 1 Milreis = 1000 ReIs = 4,536 M. 1 Eskudo = 3,84 M.

Rumänien: GW. 1 Lei = 100 Bani = 81 Pf.

Russland: 1 Tscherwonetz = 1 Goldrubel = 100 Kopeken*)

Schweden und Norwegen: wie Dänemark.

Schweiz: DW. (fakt. GW.) 1 Frank = 100 Centimes (Rappen) = 81 Pf.

Spanien: DW. (fakt. PW.) 1 Peseta = 100 Centimos = 81 Pf.

Tschecho-Slowakei: 1 Kr. = 100 Heller*)

Türkei: GW. 1 Piaster = 40 Para = 18,44 Pf. 1 Medschidie oder türk. Pfund = 100 Piaster Gold = 18,44 M. 1 Silbermedschidie = 20 Piaster = 3,597 M. 1 Beutel = 500 Piaster.

Ungarn: Neue Währung 1 Pengö ca. 73 Pf.

Vereinigte Staaten: GW. 1. Dollor = 100 Cents = 4,198 M.

Venezuela: 1 Peso venezolano = 100 Centavos = 81 Pf.

*) Jetziger Markwert schwankend.





Holzkirche Leng, Kr. Ratibor, mit holzgeschnitzter „Geburt“ und altem Taufbecken.

Ein Wort zum Geleit.

Wieder ist ein Jahr vergangen. Wieder kommt der Kalendermann ins Haus. Dem vorjährigen „Glück-auf“-Kalender gleicht der vorliegende in mancher Beziehung, in manchem aber geht er neue Wege.

Im Inneren zeigen die Kalenderseiten (Kalendartum), daß an der bildlichen Ausgestaltung dieselben Kräfte mitgewirkt haben. Durch Herübernahme der Monatszeichen aus dem Kalender für 1929 auf die Kalendartumseite eines jeden Monats im vorliegenden Kalender ist schon äußerlich angedeutet, daß der „Glück-auf“-Kalender 1930 inhaltlich eine Folge und Verbesserung des vorjährigen Kalenders sein will. Wieder hat Gebrauchsgraphiker Alfred Broedel aus Gleiwitz, der Schöpfer des Hindenburger Stadtwappens, die Illustration dieses Kalenders ausgeführt. Unsere Leser werden den gesamten Textteil nach Monaten gegliedert finden und am Anfang jedes Teils eine bildliche Darstellung dessen, was der Text jedes Monats bringt. Hierin geht der Kalender neue Wege. Wir hoffen, daß uns die Leser dabei gern begleiten werden. Es ist eine alte Erfahrungssache, daß der Mensch nicht in jedem Monat aufgelegt ist, dasselbe zu lesen. Darum ist der Charakter des Lesestoffes bei jedem Monat ein anderer. Es war, so glauben wir, nicht nötig, den ernsten Charakter mancher Monate noch durch ernste Geschichten zu verstärken. Das Leben ist ernst genug. So haben wir den Monat November durch eine lustige gereimte Geschichte des obererschlesischen Wilhelm Busch füllen zu müssen geglaubt.

Wer den beschaulichen Charakter liebt, wird in den zahlreichen Gedichten seine Vorliebe für Ernst und Gedankenschwere befriedigen können. Gerade Oberschlesien zählt eine Menge von Schriftstellern, die das Wort gern in Versen führen. Sie haben ein Anrecht, von denen gelesen zu werden, die gern etwas Ernstes sich zu Gemüte führen wollen. Gerade die Gedichte geben in hohem Maße einen

Einblick in das schaffende geistige Oberschlesien.

Wer den Humor gern hat, kommt diesmal wohl auf seine Rechnung. Die meisten Beiträge in Prosa bevorzugen den lustigen Charakter. Dabei hat sich der Kalendermann bemüht, jede Stilart zu Worte kommen zu lassen. So ernst die Geschichte von der heiligen Pelagia ist, so wirkt sie doch wegen des barocken Gewandes grotesk, aber deshalb um so tiefer. Sowie im mittelalterlichen Schauspiel Ernst und Komik auf denselben Brettern spielten, hat auch diese Geschichte stilschreiend ergreifende und ergötzende Wirkungen beieinander. Modernen Humor aus obererschlesischer Industriegegend bringt die Geschichte „Wenn ich Sie auf der Straße treffe, grüße ich Sie“. Vom Zirkusleben berichtet uns halb lustig, halb wehmützig die Geschichte „Zwischen Pferd und Wagen“. Aber noch manchen anderen lustigen Zug durch die Wochen des Jahres unternimmt der Kalendermann. Wir wollen dem Leser nicht vorgreifen.

Wieder hat auch der obererschlesische Heimatphotograph M. Jüttner aus Ratibor die Vorlagen für die ganzseitigen Bilder aus Oberschlesien geliefert. Wir hoffen, gerade damit beizutragen, die Kenntnis der Schönheiten Oberschlesiens in landschaftlicher und architektonischer Beziehung zu verbreiten. Ueberhaupt ist es unsere unausgesprochene, aber stets vor Augen gehaltene Aufgabe, mit dem Kalender „Glück auf“ der Heimatkunde und dem Wissen vom Wesen und Sein unseres obererschlesischen Volkes zu dienen.

Damit wollen wir unser Jahrbuch unsern Lesern in die Hand geben, ihnen ein gutes neues Jahr wünschen und sie bitten, dem Kalender im Laufe des Jahres neue Freunde zu erwerben. Dann wird auch unser Kalender mit dazu beitragen, in die Pflege obererschlesischer Heimatliteratur Beständigkeit und Ueberlieferung zu bringen.

Glück auf 1930!

Verlag und Redaktion.

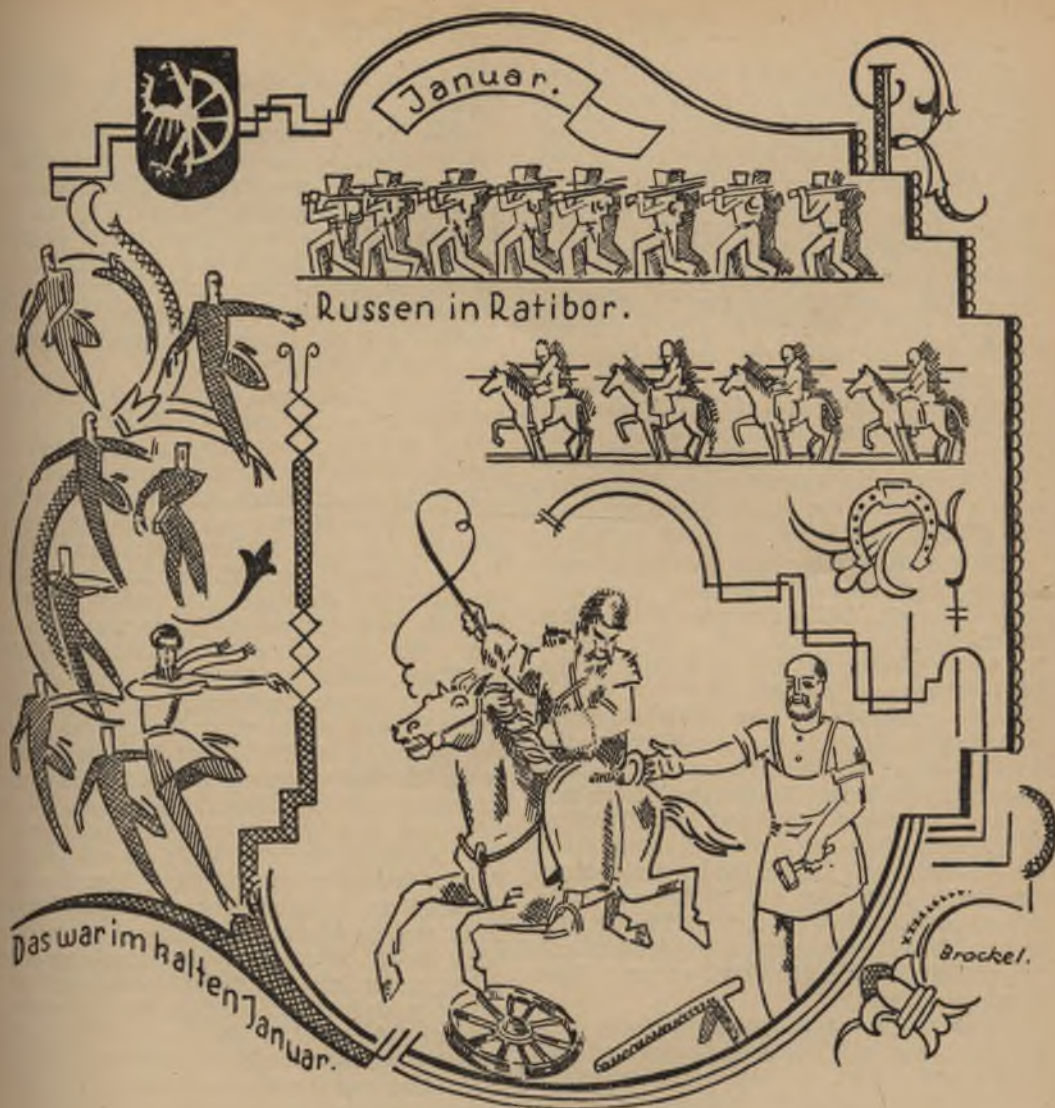
Ehegewebe.

Von Christine von Winkler.

Wenn man schon lang zusammenging,
Getreulich gleichen Werktag trug,
Wenn Faden sich zu Faden fang,
Darein das Leben Kette schlug, —
Sagt wohl die Seele, wie gering,
Wie grau wird ihrer Tage Tuch.

Als einst der Flachs in Blüte kam,
Trank er so blau das Sonnenlicht,
Nun weint sie wohl in bitterer Scham
Und meint, ihr Faden taugte nicht.
Hab, liebe Seele, keinen Gram!
Dein Tuch hält warm, dein Tuch hält dicht.

Und fällt darauf ein Sonnenstrahl,
Dann blüht es auch in Farben auf,
Du ließt vergang'ne Lust und Qual
Gewebt in seines Musters Lauf
Und gäbst dein Tuch mit einemmal
Nicht für brokatnen Glanz zum Kauf.



Die Dryaden und der Frostriesen.

Von Christine von Winkler.

Alle Dryaden weinen,
Wenn der Frostriesen mit den Zähnen knirscht!
— Ganz nackt kommt er geritten
Auf einem weißen Bären,
Der greulich plump daherjagt,
Gefrorenen Geißer am Maul,
Und schielend blickt mit kleinen gelben Augen.
— Ein Wölfegepaar umheult ihn
Mit blutroten Lefzen und gelbem Gebiß.
Wie jöhlt der Nachte gellend,
Stößt in sein Stierhorn
Und greift mit plumphen Händen
Nach den edlern schmiegjamen Leibern
Der Baumsfraun. —
Da jammern die Schönen auf,
Machen sich schmal und lang

Wie Schattengestalten,
Und fliehen ins enge dunkle
Baumgehäuse.
Lange, lange noch klingt
Ersttikt ihr Wimmern,
Bis sie endlich einschlafen vor Gram.
Wiehernd lacht der Genarrte,
Pfeift den Wölfen
Und tappt zum gefrorenen Teich,
Kniert nieder und gloht höhnlachend
Nach den gefangenen Fischen
Unter dem gläsernen Dach,
Besteigt sein dampfendes Reittier
Und jagt von dannen!
Gellend verliert sich sein Jöhlen
Fern im totstillen Wald.

Russen in Ratibor.

Ratibor war in hanger Sorge. Kriegsgेरüchte durchschwirrten die Stadt und rüttelten sie aus Ruhe und Behaglichkeit. Napoleon, so hieß es, rücke gegen Oesterreich an. Nun aber lag Oesterreich vor den Thoren der Stadt, und jedermann fürchtete das Schlimmste für diese. Noch größer wurde die Aufregung, als man hörte, daß Russen im Anmarsch seien. Was sollte werden, wenn diese Horden des Ostens die Stadt heimsuchten? Und Gevatter Schneider und Handschuhmacher tauschten erregt und besorgt ihre Meinung aus über das Volk jenseits der östlichen Grenze, über das wilde Mär im Umlauf war. Und wirklich, eines Tages waren sie da, die Russen, erträgliche Menschen und dazu Freunde im Kampfe gegen den großen Korfen. Es war ein Erlebnis für die biederen Bürger, das lange in ihnen nachklang.

Viele Jahre später hat ein Handwerksmeister, der Schmied Bernhard Bachmann (geb. 1795, gest. 1845), über die Tage einen kurzen Bericht gegeben. Man liest ihn in seinem Tagebuche, das sich im Besitz des Ratiborer Museums befindet.

„1805 im November vom 8. bis 16., ist die Kaiserlich Russische Armee, die Hälfte derselben, 35–40 000 Mann stark, unter dem kommandierenden Herrn General von Burghoven, in folgenden Abteilungen hier von Warschau über unsere Oberbrücke durch Ratibor gegen die Franzosen auf Oesterreich durchmarschiert, als den 8. November die 1. Kolonne. Sie bestand aus der Suite Sr. Majestät des Kaisers und dem kommandierenden General und dessen Suite, welche sämtlich hier zwei Tage einquartiert waren.

Dann folgte ein Regiment Kosaken von 5 Eskadronen, ein Regiment Dragoner, auch 5 Eskadronen stark, ein Grenadier-Regiment, 3 Bataillons, reitende Artillerie mit 4 Kanonen und eine Kompagnie Fuß-Artillerie; den 10. die 2. Kolonne, bestehend aus zwei Regimentern Kosaken, 10 Eskadronen, zwei Musketier-Regimentern, jedes drei Bataillone, einer Kompagnie Fuß-Artillerie und einer Kompagnie Pioniers; den 12. die 3. Kolonne, bestehend aus einem Regiment Husaren, 10 Eskadrons, ein Musketier-Regiment, 3 Bataillons, dem 7. Jäger-Regiment, 3 Bataillons, und reitende Artillerie mit 4 Kanonen; den 14. die 4. Kolonne, bestehend aus zwei Regimentern Kosaken, 10 Eskadrons, 2 Regimentern Musketieren zu drei Bataillons, zwei Kompagnien Fuß-Artillerie und einer Kompagnie Pontoniers; den 16. die letzte Kolonne, bestehend aus dem Wlanen-Regiment Großfürst Konstantin, 10 Eskadrons, zwei Musketier-Regimentern, jedes

3 Bataillons, und einer Kompagnie Fuß-Artillerie.

Alle diese Truppen waren, nach einem so weiten Marsche, gut gekleidet und sahen recht wohl und munter aus. Jede Kolonne hatte noch im Preussischen einen Ruhetag gehabt und sodann ihren Weg in die Gegend von Troppau und Olmütz fortgesetzt, wo sich das ganze Korps versammelt. Die sämtlichen Truppen haben die strengste Mannezzucht gehalten, und die Herren Offiziers bestanden aus jungen gebildeten Leuten.

Ich, B. Bachmann, war damals 10 Jahre alt, und es wurde von der hiesigen Polizei streng verboten, daß Kinder unter 12–13 Jahren auf der Straße sich zeigen, indem die Tartaren und Kasaken die Kinder auffangen und auf dem Marsche verzehren, weil man hierorts noch keine Russen gesehen hat. Mein Vater, Franz Bachmann, hat Tag und Nacht Gufeisen und Hufnägel mit seinen Gesellen gemacht und die russischen Pferde beschlagen. Bei uns waren immerwährend 20 bis 30 Mann, teils im Quartier, teils solche, die ihre Pferde beschlagen ließen. Meine Mutter hatte immerwährend kochendes Wasser im Kessel, wo die Russen ihr gemahlenes Brot (Suchari genannt) in große Schüsseln geschüttet und die Mutter Butter und Salz dazu gab, und so verzehrt haben, aber auch oft bei dem großen Gedränge oft mit kaltem Wasser fürlieb nahmen. Mein Vater erbat sich bei dem russischen General einen Leutnant, welcher darauf Acht gab, daß jeder russische Soldat, überhaupt die unregulären Kosaken, wenn sein Pferd beschlagen war, bezahlen mußte; denn das Volk war so pfiffig, daß es sich auf das beschlagene Pferd aufschwang und ohne Zahlung davonritt. Mein Vater hat auch durch eine Nacht an des Generals Reisewagen die ungeheuer starke, hintere eiserne Achse geschweißt, wo er dafür gut belohnt wurde.

Die regulären Kosaken sahen sehr schön aus, gut und elegant gekleidet; denn ein jedes Regiment hatte Pferde von gleicher Farbe und Größe, entweder das ganze Regiment Füchse, ein 2. Braune, ein 3. Eisenstimmel, ein 4. Scheden, auch so bei der Artillerie. Die unregulären Kosaken waren nicht so schön, hatten kleine, aber flinke und dauernde Pferde, eine Bärenmütze mit einem roten Sackzipfel, ein Seitengewehr, eine lange Lanze und lange Hürte. Es war ewig schade um das russische Volk, ja um die ganze Armee. Sie kannten nicht die Beschaffenheit des österreichischen Landes. Napoleon lockte die Russen bis auf einen großen gefrorenen,

mit Schnee bedeckten Teich bei Austerlitz, ohnweit Brünn. Dann ging die Kanonade der Franzosen auf die Russen los, bis das Eis durchbrach und viele tausende Russen versanken und ertranken, nebst Pferden und Geschützen. Zwei Drittel der Armee ging verloren. Frankreich siegte.

Bemerkung: Daß die Sträflinge der Russen, welche auf dem Marsche etwas verschuldet hatten, bei der Infanterie an einem, auch auf beiden Füßen Klöcher tragen, bei der Kavallerie aber zu Fuß, das Pferd am Zügel haltend, marschieren mußten. Den 2. 12. 1805 war die unglückliche Schlacht bei Austerlitz.“

Soweit der Bericht. Daß der Schreiber zum Schluß, bei der Schilderung der Schlacht, der Phantasie die Zügel schießen läßt, wer wollte es ihm verargen! Er war ja Handwerksmeister und nicht Soldat, und er gibt gewiß die Meinung des Volkes über die Gründe des unglücklichen Ausganges der Schlacht von Austerlitz wieder. Die Russen berührten übrigens auf ihrem Rückzuge Ratibor nicht. Ihr Besuch vom 8. bis 16. 11. aber war der Auftakt für Besuche anderer Truppen in der Stadt Ratibor, die weniger glimpflich verliefen und die Bürger die Schrecken eines Krieges spüren ließen.

G. H y d e l.

Alte Briefe.

Von Johannes Kotterba.

Daß ich euch nicht schon längst verbrannt,
erst hier in diese, dann in jene Ecke
meines angefüllten Schrein's verbrannt,
war es die Ehrfurcht vor verstaubten Dingen,
war es die Hast,
wie Tag um Tag vorübergingen? —

Nun blättern meine welken Finger
die längst versunkenen Tage wieder auf,
und hier und da steigt wie ein Schimmer
verwehte Sehnsucht aus so mancher Zeile,
springt wie ein Leuchten,
ein Gruß der Jugend auf und spricht: Verweile!

— — — — —

Es hat viel heißes Blut aus heiligen Schwüren
sich eingefargt in diesen hast'gen Federstrichen
von denen meine Hände jetzt den Staub herunterwischen,
um abermals ein kleines Bündel draus zu schnüren.

— — — — —

Gleich wie ein Siegel
fiel still die unsichtbare Träne drauf,
und fragt mich wer:
Warum hebst du die alten Briefe auf?
Dann bleib ich still. —
Wie sagt' ich's denn,
wenn ich's auch sagen will!

Das war ein kalter Januar!

Zusammengeschwindelt von Hans Jungfernkranz.

Selbst die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, jemals eine solche Kälte erlebt zu haben, und das will was sagen, denn die ältesten Leute kennen alles: die größte Kälte, die größte Hitze, die größten Kartoffeln, den größten Dalles, den größten Blödsinn, und was es an größten Dingen überhaupt nar gibt.

Es begann damit, daß der Punsch in den Gläsern gefror und die Ohrenschützer ausverkauft wurden. Wie aus der Pistole geschossen flog das Quecksilber im Thermometer 20 Grad, 30 Grad, 40 Grad, 100 Grad, 1000 Grad unter den Nullpunkt.

Wenn man auf der Straße ging und nieste, brauchte niemand „Verspring!“ zu rufen. Die Nase war festgefroren wie ein Stein und barst auch ohne Segenswunsch unter der Wucht der Detonation in Millionen seiner Splittter. Es gibt setther Menschen, die ihre Nase nicht mehr in alles hineinstecken können, einfach deshalb, weil sie keine mehr haben, weil sie ihnen damals mit lautem Knall in den Rinnstein gefallen ist.

Wenn in jenen Tagen einer dem anderen einen Bären aufband, dann war es nicht der in unseren Breiten vorkommende Bär, sondern ein Eisbär.

In der Klodnik tummelten sich Walfische, die es am Nordpol nicht mehr ausgehalten hatten und gleich Zugvögeln in die wärmeren Länder ziehen mußten. Die Wildschweine waren zum Aequator getürrt, und der Herzog von Ratibor ging in seinen Wäldern auf die Robbenjagd. Die Neger, an sengende Sonne gewöhnt, starben massenhaft dahin. Zwischen Zielonna und Roslowagora konnte man stundenlang herumlaufen, ohne auf einen zu stoßen.

Ein Mann, der an Zahnschmerzen litt, wollte das gute, alte Hausmittel versuchen, das immer hilft. Er goß Wasser in den

Zahn, setzte sich auf den glühenden Ofen und wartete, bis das Wasser im Zahne kochen würde. Er leidet noch heut an den Zahnschmerzen. Das Wasser verwandelte sich nämlich in eine kleine Eisplombe, die den Zahnriß bis zur Wurzel erweiterte. Immerhin wurde der Mann aber wenigstens seine Darmverfälsung los.

Auch die Herzen litten unter der Kälte. Näherte sich ein Jüngling einem Mädchen, so zeigte sie ihm die kalte Schulter. Und aus war's mit der Liebe!

Ehrwürdige Sätze der Menschheit verloren ihre Gültigkeit, wie zum Beispiel der: „Kaltes Blut und warme Unterhosen!“ Ach, die Unterhosen waren noch kälter als das Blut.

Bekanntlich muß eine Jungfrau normalerweise sieben Männer auf dem Eise erwärmen können. Bei den diesbezüglichen Versuchen in diesem fürchterlichen Januar holten sich auch die feurigsten Jungfern keine Vorbeeren, sondern Schnupfen und Rheuma, und die Männer wurden an Brauereien verkauft zum Kühlen der Bierfässer im kommenden Sommer. Zu etwas anderem waren sie nämlich nicht mehr nütze.

Der Magistrat von Gleiwitz ließ Sprengwagen in der Stadt fahren, weil alle Wasserleitungen zugefroren waren. Aber dem Magistrat war auch der Verstand eingefroren, und so verkaufte er die Kanne Wasser für fünf Pfennige. Das ging so lange, bis die Stadtverordneten Dampf dahinter machten.

Noch viele schreckliche Sachen wären über die Kälte dieses schauerlichen Januars zu erzählen. Aber wir kennen sie alle. Und wenn wir dereinst als älteste Leute sie unseren Urkneken erzählen und dann mit leisem Wackeln des Kopfes sagen werden: „Das war ein kalter Januar!“ wird man uns auslachen und das sowieso nicht glauben.

Ich gehe mit meinem Hunde spazieren.

Von Elise Rostalski.

Nichts ist alltäglicher als das, denn ein Stubenhund muß spazieren gehen. Außerdem gibt's in Oberschlesien genug Hunde; meiner jedoch ist einmalig. Er ist vor etwa neun Jahren in Golaszowitz im Kreise Rybnik zur Welt gekommen. Oberschlesischer als er kann man nicht sein: seine Mutter war eine niedliche schwarze Dackelhündin, aus Galizien gebürtig, also eine Polin, sein Vater aber war ein echter deutscher Schäferhund. Die Folge davon ist, daß ihn sowohl alle polnischen als auch alle deutschen Hunde über die Achsel, wollte sagen: über den Schwanz ansehen; denn ist er ein Pole? Mit nichten! Ist er ein echter Deutscher? Auch nicht. . . Und außerdem: Ist er ein Dackel? Eine entfernte Ähnlichkeit damit weist er auf; aber den Bauch hat er sicher vom deutschen Schäferhunde. Soviel „Pierunzel“ hört selten einer wie ich, wenn ich mit diesem Hunde spazieren gehe.

In Königshütte, wo ich damit anfang, wurde er meist mit: „Do grochu! Do grochu!“ („Zu Erbsen! Zu Erbsen!“) bedacht und belacht. Ein kleines Mädel fragte: „Vater, ist das ein Dackel?“ „Nein.“ „Was ist denn das für ein Hund?“ „Da mußt du die Dame selber fragen.“ Ich sagte, das sei nur ein halber Dackel. „Und wo ist die andere Hälfte?“ Ich wußte es leider nicht.

Da Hundebesitzer wie überall, so auch in Oberschlesien eine geheime Verbindung bilden, sagte eines Abends ein Herr, der einen prachtvollen weißen Schäferhund führte, mißbilligend: „Aber, meine Dame, wie kann man nur mit einem so unmöglichen Hunde ausgehen?“ Nun, ich konnte dieses empfindlichen Herrn wegen des Tier unmöglich zuhause lassen.

Zwei junge Mädelschen kicherten: „Das ist ja gar kein Hund!“ Ich: „Na, was denn sonst?“ Sie: „Mindestens ein Schweinchen, wenn nicht ein kleiner Bär.“ Ich: „Da haben Sie recht, manchmal brummt er.“

Ein Mann: „Warum steckt denn der Hund immer die Zunge raus?“ Ich: „Er hat keine Zähne mehr.“ Er: „Da müssen Sie mit ihm zum Zahnarzt gehen!“ Ich: „Wenn Sie mir das Geld dafür geben, gern!“

Ein anderer: „Himmel, was geben Sie dem Hunde alle Tage zu fressen?“ Ich: „Mindestens 10 Pfund Fleisch, das ist sicher.“ Bei seiner Rundung wird mein Hund oft für eine Hundedame gehalten.

Eine Frau: „Wann kriegt er denn Junge?“ Ich: „Sobald noch nicht.“ Sie: „Nicht möglich! Das Hundchen kann sie ja

schon garnicht mehr tragen!“ Ich: „Die Jungen möchte ich einmal sehen!“ Bei plötzlich einsetzendem starken Regen sind wir gerade auf der Kaiserstraße in Königshütte. Mein dicker Hund findet es unerhört, in diesem Hundewetter spazierenzugehen zu müssen. Er bleibt mitten im Menschengewühle stehen und schüttelt sich kräftig. Ein Jüngling springt rasch zur Seite: „So was! Ausgerechnet, wo ich meine neuen Hosen anhab, muß sich die olle Dame schütteln!“ Von dem Abenteuer, das ich eines Wintermorgens hatte, als ich in völliger Dunkelheit mit meinem Hunde früh um 6 Uhr „spazierenging“, will ich lieber nicht ausführlich erzählen. Denn wer mich kennt, so wie ich aussehe und mich anziehe, würde mir's doch nicht glauben. Ich hielt dem liebebedürftigen Jüngling, der mich angesprochen hatte, die Hundepettische dicht vor die Nase und sagte: „Aber Mensch, sehen Sie denn nicht, daß ich bloß mit meinem Hunde spazieren gehe?“ Er warf einen Blick auf die Pettische und sah es. . .

An derselben Stelle, zu derselben frühen Stunde, nur im Sommer, kam ein polnischer „schwarzer“ Polizist auf mich zu. Er lächelt, ich lächle. Um uns stehen auf dem sonst leeren Plaze mehrere leere Möbelwagen. Der Polizist zeigt zuerst auf meinen Hund und fragt: „Is er beesä?“ (böse). „Wenn einer mit der Pettische knallt, dann bellt er tüchtig!“ Nun zeigt der Polizist auf einen Möbelwagen. „Dort schlafen nämlich Jungen; ich muß sie rausjagen. Kann ich den Hund mitnehmen?“ „Wenn er mitgeht, bitte.“ Mein Hund wird an die Leine gelegt, die der tapfere Polizist erfaßt. Gerade, als er bei dem zu Unrecht bewohnten Möbelwagen angelangt war, hatte mein Dicker es fertiggeköriegt, seinen Kopf aus dem Halsband zu ziehen und rast zu mir zurück. Der Polizist steht mit der leeren Leine und seinem garnicht klugen Gesicht vor dem „Mysl für Odbachlose“. Aber er hat die „Jungens“ (auf gut oberchlesisch: Buxen) auch ohne Hilfe meines Hundes herausgeworfen.

Den letzten Königshütter Rat inbezug auf den Bierbeiner gab mir ein junger, schlanker, eleganter Herr, der mit Grabesstimme sagte: „Der Hund muß punktrollern!“

Seit einiger Zeit wohnen wir in Beuthen. „Ist das eigentlich ein Dackelmops oder ein Mopsdackel?“ fragten einander zwei Gymnasiasten auf der Promenade. Ich belehrte sie, daß es ein Rollmops sei.

„Der ist aber reif für die Pfanne!“ ruft ein Chauffeur aus seinem Auto, „von dem Hunde verkaufe ich wenigstens vier Pfund Fett in die

Apothekel" „Nämlich, wenn Sie ihn hätten!" erwidere ich kaltlächelnd.

In diesem Winter hat er den Altershusten und deswegen ein Mäntelchen bekommen. Es ist — ich gebe es zu — ein humoristisches Kleidungsstück; und wie Kleider Leute machen, so macht ein humoristischer Mantel einen dicken Hund noch humoristischer. Der Mantel ist die übriggebliebene und fast garnicht geänderte Kapuze eines längst verblühtenen schwarzen Bodenmantels. Die Wirkung ist dementisprechend. Der Hund war so ungeheuer stolz, als er den Mantel bekam, daß er bei unserem erstmaligen Ausgange weder einen polnischen, noch einen deutschen Hund ansah, sondern ohne rechts oder links zu blicken, würdevoll hinter mir herging.

„Du, sieh mal den Hund! Der hat Hosen an!" „Nein, einen Pelz, gegen Rheumatis-

mus!" „Der Mantel ist noch dicker als der Hund!" „Pierunje, so'n Mantel selber genäht oder bei einem Schneider arbeiten lassen?" „Nu friert das arme Tier doch noch an die Beine!" „Ja, einen Hundeschuster gibt es leider noch nicht in Deuthen!" antwortete ich.

Am Silvestertage früh gab mir ein Bierkutscher, den mein Hund anbellte, den Rat, ich sollte dem verhungerten Tiere ein paar Salzheringe und saure Gurken kaufen, damit es besseren Appetit bekäme. Und abends in einem Lokal hat es ein junger Mann mit „König Aman Allah aus Kabul" angerebet. Ich will hoffen, daß daraufhin nicht auch mein Hund abdanken muß.

Weißt du, lieber Leser, wie dieser dicke, die Welt erheiternde Hund heißt? „Puz". Gelt, wie sollte er auch heißen?

Gesicht oberschlesischer Industrielandschaft.

Von Ewald Artur Hentschel.

Bäume steh'n wie Trauerfahnen
Rahl und sahl im Morgentwind,
Weht um alle ernst ein Ahnen,
Daß sie todverfallen sind.

Halbendampf gleich eines Riesen
Heißem Giftthauch wogt vorbei.
Über Wälder, über Wiesen
Seufzt es hin wie Todesschrei.

Jetzt ein Stampfen, Fauchen, Hämmern
Fremdhast lühner Melodie:
Blutrot über'm Waldverdämmern
Giert die Göttin Industrie!

Februar.



Grobla.

Kurzgeschichte von M. Müller.

Sie bestiegen die Straßenbahn in Zaborze. Es waren ihrer vier. Ein Hornist war auch dabei. Der stammte aber aus Sachsen. Darum hatten die Vier in ihrem ober-schlesischen Dialekt eine sprachliche Eigenart, die alle Zuhörer im Wagen aufmerksam machte. Bald wußten alle Mitfahrenden, daß die vier Musikanten schlechte Geschäfte machten. Nicht wegen der Trompete, nicht wegen der Posaune, nicht wegen der Klarinette, auch nicht wegen des Geizes unter den Leuten. Es war etwas anderes. Ganz etwas anderes. Und daran waren sie schuld, alle anderen; auch

die, welche im Wagen saßen. Auch der Schaffner. Daher bekam er kein Trinkgeld. Sonst zahlten die Böhmen immer ein Trinkgeld. Aus Aerger fuhren sie sogar weiter, als sie bezahlt hatten. Aber der Schaffner merkte es nicht. Er hatte Mühe und Not, den Fahrgästen die Böhmen zu folgen. Man versteht doch nicht sächsisch, wenn man in Oberschlesien geboren ist. Und überhaupt, was Kunden sind, wer soll das wissen? Die vier bezeichneten aber einander als Kunden.

Kurz und gut. Es sagte der eine: „Sag mir bloß. Bier ist Bier, und Schnaps ist

Schnaps. Die Menschen tun, als ob es nicht mehr so wäre. Wir spielen, und sie tanzen. Das war aber immer schon so. Dann gab es Zaster, noch und noch. Aber jetzt? Für Geld gibt es Ware. Für Geld gibt es Arbeit. Erst die Arbeit, dann die Ware. Im Voraus soll es ja nicht sein. Aber nachher muß man sich die Hände abtrocknen können. Es lauft ja keiner mit nassem Kopf herum. Und Bier ist Bier, und Schnaps ist Schnaps.“

Der andere darauf das Echo lieferte: „Ich dachte, der Wirt wird wissen, was einem zukommt. Ich blase keinem zuliebe. Mag er sich allein blasen. Wo sich die Fische gute Nacht sagen.“

Der dritte murmelte tiefstimmig: Baldriantee. Dachte er an die schärferen Heilmittel, die beim Apotheker in der Gegend der Hoffmannstropfen stehen, oder wollte er ein Gespräch mit einer neben ihm sitzenden älteren Marktfrau anknüpfen?

„Ach, laß doch deinen Baldriantee. Das glaubte dir doch keiner.“

So hatte jeder seine Gedanken. Die letzten Jahre schlechtesten Geschäftsganges hatten ihnen eine felsenfeste Richtung gegeben. Bei einem war es die fixe Idee, er könne noch Arbeit einmal bekommen, Arbeit, irgendwo, irgendwas. Deshalb wanderte er weiter. Das war der eine Musikant. Er wollte sich seine Zukunft erlauben. Stets, wenn er im Gasthause am Musikantentisch saß, sah er sich um, ob der endlich käme, der Arbeit für ihn hätte. Und einmal müßte er den Brotherren doch treffen. So war es doch früher, so würde es noch mal kommen. Deshalb blies und wanderte er weiter.

Der zweite hatte Rücksicht und Anstand. Er wußte, daß man wohl ein Musikant sein dürfte. Wenn man aber immer trinken muß, wo man Gast ist, darf man nie vergessen, ein Wort parat zu haben, wenn man mal gefragt wird, was man trinken wolle. So hatte er immer das Wort Baldriantee parat. Es kam aber niemand zu den Musikanten, der da fragte. Der Wirt brachte immer nur ein volles Glas herbei. Es war halt immer Bier oder Schnaps. Auf den Baldriantee aber wartete er weiter.

Dem dritten wieder war der Weg zu lang. Nicht zu lang, aber zu weit. Drum war er für das Musikmachen, aber nur mit Pausen. Man ist doch nicht Musikant, um immer nur zu blasen und zu wandern. Die Musik besteht doch auch aus Pausen. Ueberhaupt keine Pause, die nicht durch Musik entsteht. Das war der Sachse. Der hatte Bildung sowieso. Darum war er für die Musik. Ihm war es recht, wenn im Wirtshaus aus der Plauderstunde mit den Gästen ein halber Tag wurde. Ging das den Wirt was an? Nie war sein Gesprächsstoff zu Ende.

Am vierten aber lag die ganze Sache. Das war der Trompeter. Eine Böhmenkapelle ohne Trompeter? Ihr denkt wohl, Oberschlesien ohne Gruben, oder was? Eigentlich sollte die Kapelle zwei Trompeter haben. Aber ein guter ist besser als zwei schlechte. Dafür war er die Seele des Ganzen. Er bestimmte, was gespielt würde, er gab den Ton an. Er schmetterte damit die ganze Welt zusammen. Aber er wußte auch, daß Musik eine große Gewalt ist. Mehr als ein Rausch.

Dafür erging es ihm einmal so: Im Hofe eines Fleischermeisters spielten unsere vier Böhmen schon eine ganze Stunde. Längst war die gespendete Wurstsuppe ausgelöffelt. Nach zwei Stunden hatte der Trompeter immer noch nicht den Hut zum Abschied gelüftet. Da kam der Meister ärgerlich heraus und sagte, wie lange das noch dauern werde. Schluß sollen sie machen. Ob er das nicht wisse, fragte der Trompeter, daß vor 25 Jahren die Hochzeit mit seiner Ersten war. Da ging der Fleischermeister zur Seite und wischte sich eine Träne aus dem Auge; denn seine erste Frau hatte ihn besser verstanden, als die zweite, die ihm jeden Groschen vorzählte. Er selbst hatte an den heutigen Tag nicht mehr gedacht. So sehr stand er unter dem Einfluß des harten Weibes, hatte ihn die Zanksucht entseelt. Die Musikanten aber waren dorthin wieder gekommen, nach 25 Jahren noch daran denkend, wo sie früher von milder Hand leichte Gaben erhielten.

Der Trompeter lebte in der Vergangenheit. Das war aber nicht das Glück der Musikanten. Heute war es ihr Unglück. Denn so, wie die Musik früher war, so wollte der Trompeter es weiter halten. Er war schuld daran, wenn die Gastwirte nach dem ersten oder zweiten Stück „raus“ sagten. Die neuartigen Instrumente waren den Gästen gefälliger. Der Trompeter aber duldete kein Saxophon und kein Bandonium, nicht mal die neuen Klleder. Deshalb gingen die Geschäfte schlecht.

Die Musikanten stiegen aus. Auch gab es so viele Erwerbslose, die Kapelle machten. Die hatten frisch gewaschene Hemdsärmel, ein teures Schlagzeug und konnten stempeln gehen.

An der nächsten Ecke bogen die drei andern ab. Der Trompeter ging allein weiter. Auch waren die drei keine Söhne von Musikanten. Aber er stammte aus einem Dorfe, wo es Leute gab, die Geigen, ja richtige Geigen machen konnten.

In der Herberge war kein Platz mehr. Der Trompeter mußte weiter. Da aber am nächsten Tage der Baß schon begraben war,

überkam ihn plötzlich eine große Sehnsucht nach Hause, und er suchte erst nicht ein Nachtquartier, sondern ging seinem heimatlichen Dorfe zu.

Drei Dörfer lagen noch dazwischen. Ehe er das erste erreicht hatte, sagte er sich: Der Klarinettist, das ist ein Plof. Baldriantee sagt er, und Schnaps trinkt er. Ich gehöre nicht mehr zu ihm.

Vor dem zweiten Dorf hatte er sich die Sache so überlegt: Der Posaunist ist ein richtiger Teufel. Der spielt nur, weil ihn zur Arbeit niemand mag. Ich gehe nicht mehr mit ihm.

Vor dem dritten Dorf hatte er auch den Waldhornisten erkannt: Vom Flugsprechen kommt keine gute Musik. Der soll nach Sachsen gehen. Ich haue ab.

Und zwischen dem dritten Dorf und seinem Heimatort kam er durch die Grobla. Die einen sagen, daß dies ein Cholerafriedhof sei. Weil einige Gräber sichtbar sind, die aber niemand pflegt. Die anderen sagen: Dort spukt es. Denn dort liegen viele Menschen aus der Heidenzeit begraben.

„Bleibt ruhig liegen. Ich werde euch was vorspielen“, sagte der Trompeter. Denn braucht ein Musikant sich vor den Toten zu fürchten? Ist ihm die erste Fleischersfrau etwa auch aus dem Grabe gestiegen? Und mag die Grobla so alt sein wie die Stadt Rom, Musik wird sie schon verstehen. Denn Rom ist Rom, und Musik ist Musik. Und er schmetterte sein Lied übers Feld, an den wilden Birnbäumen vorbei. Auf dem Staketenzaun lag wie ein Notenblatt ein abgebrochener, verdorrter Zweig mit klirrenden Blättern. Der hörte auf zu rascheln, als auch der Wind dem Trompeter zuhörte.

Im Gräberfeld standen, so sah es der Trompeter genau, die Männer auf und sattelten die Pferde. Wenn diese den harten Boden stampften, erklimmte die Last der Maul-

tiere mit silbernem Klange. Schreckensbleich fraßten die fremden Männer die dröhnende Erde. Fremde Laute hingen in der Luft. Man verstand sie aber. Denn die Erde wurde plötzlich locker und lose, und in ein tiefes Loch kollerte silbern klingend kostbares Gerät hinab. Ein Adler kreiste dicht über den Köpfen der Tiere und Menschen. Es war ein solcher, wie ihn der Trompeter auf der Schule in der Bibel über dem Bilde des Landpflegers Pontius Pilatus gesehen hatte. Plötzlich erkannte er nichts mehr.

Er hörte nur, wie rings um ihn lautes Getümmel herrschte. Es kamen Feinde, und auch er wurde mit gefangen genommen. Er wollte um Gnade flehen, aber man ließ ihn leben und Musik machen. Fest drückte sich die Trompete ihm in die Hand, und der letzte Klang erschauerte über der Grobla.

Und als er die Stätte der Vergangenheit hinter sich hatte, schämte er sich dessen, daß er kleinmütig geworden war, und daß er seine Kollegen hätte verlassen wollen.

Was wäre aus ihm denn geworden? Wollte er denn allein durch das Land ziehen und Trompete blasen? Ist die Musik für ihn allein da? Sollte er etwa Selbstmord begehen? Sollte es keine Böhmchen mehr geben?

Trompete blasen, wandern und für wenig Pfennige Hunger und Durst stillen, Tag aus, Tag ein! Nicht immer meinen die Fleischer im Hofe. Wenn aber eine Grobla kommt, dann nimm die Trompete fest in die Hand; der Abler der Vergangenheit rauscht, Trompeter!*)

*) Grobla ist ein Flurname, der in ganz Oberschlesien vorkommt. Er bedeutet fortel wie ein Gräberfeld. An vielen solchen Stellen wurden Funde aus der Römerzeit gemacht.

N ä c h t e.

Von Johannes Kotterb a.

Wenn die Formen um mich zusammenfließen,
der letzte Ton in sich versunken ist,
greifen tastende Gottesfinger
das Sattenspiel meiner Seele
und spielen das Lied
unerlöster Menschensehnsucht
mit farbigen Tönen der Liebe
oder brausenden Akkorden des Aufruhrs.
Bis einmal die Verzweiflung
sich in's Hirn mir fraß,

die Nacht im Chaos meiner Seele
aufbrüllend sich zerstürzte
zum Trümmerhaufen eines Augenblicks.
Da schrie das heiße Blut
den dunklen Himmel an:
Komm! Morgen! Zeit!
Zerbrich mir diese Ewigkeit!
Wie lag der Himmel doch so weit,
so unerreichbar weit!

Romische Räuze in der Vogelwelt.

Im folgenden einige Beweise für den schillernden Reichtum an Avarien im Reiche der gesiederten Sängler. Es gibt da „Bauchredner“ unter den „Papageien“, wie es aber auch unter denen, die sie pflegen sollten, ebenfalls romische Räuze gibt.

Da ist der Eichelhäher ein sehr volkstümlicher Vogel. Seine Eigenschaft, bei Gefahr freischende Schreckrufe, laute Rächtsch-Rächtsch auszustößen, hat ihm dem Namen „Holzschreier“ eingebracht. Auf seine Eigentümlichkeit, im Herbst Eicheln als Wintervorrat zu verstecken, deuten die Namen „Eichelhäher“, „Eichelgabosch“, „Eichelrabe“ und vor allem die in der Neumark (Springe) übliche Bezeichnung „Waldpfleger“, da er, wie die dortigen Bewohner angeben, Eichen pflanzt. In der Tat hat er wegen dieser Eigenschaft bei den Forstleuten auch seine Fürsprecher, während er sonst als arger Vogelräuber keinen Schutz genießt. Zweifellos ist der schöne Vogel eine Zierde des Waldes, und er gewährt durch seine Gewohnheiten viel Unterhaltung.

Der Name „Markolf“ wurde ihm (nach Jakob Grimm) nach dem sagenhaften Spötter seines Namens beigelegt und soll sich auf die Fähigkeit des Hähers beziehen, die Laute anderer Vögel auf drollige, bauchrednerische Art nachzuahmen. Ebenso soll die Bezeichnung „Markwart“ in Goethes „Reineke Fuchs“ so zu erklären sein. Vielleicht stammt die in der Neumark gebräuchliche Benennung „Markf“ aus der gleichen Sprachwurzel.

Merkwürdig im Ruf hört sich auch der Wendehals an. Sein Ruf ist ein ängstlicher, fast gequetschter Schrei, der manchmal wieder direkt an das Aufweinen eines kleinen Kindes mit schwacher Stimme erinnert. Dabei verdreht der Vogel den Hals, woher ihm das Volk, das ja ein guter Beobachter ist, den Namen Wendehals gegeben hat. Er ist ein Waldvogel. Jedoch kann er seine Lebensgewohnheiten auch ändern. So wurde er z. B. auch mitten unter den Straßenschwalben der Stadt Hindenburg beobachtet.

Wer einmal in den Besitz einer Dohle gelangt, wird sie lieb gewinnen. Allerdings eignet sie sich nicht als Kästgvogel, vielmehr muß man ihr möglichst Freiheit in Haus und Hof gewähren. Wenn sie ihre lebenswürdigen Eigenschaften entfalten soll, tut man gut daran, sich einen Nestvogel zu verschaffen, den man mit Quark, Fleischstücken und in Milch erweichtem alten Weißbrot unschwer aufziehen kann. Jung aufgefütterte Vögel

werden leichter zahm als alte. Sehr schnell gewöhnt sich die Dohle an ihre Umgebung und an ihren Pfleger. Sie fliegt ihm auf die Schulter, um ihn am Ohre zu zupfen oder seinen Nacken zu untersuchen, begleitet ihn auf Schritt und Tritt, kommt auf Ruf oder Pfiff herbei, um mit ihm zu tändeln, und beobachtet mit ihren klugen Augen seine Handlungen, aus denen sie oft Nutzen zu ziehen versteht. Sie ist sehr begabt, plappert viel in ihren Naturlauten, ahmt aber auch tierische Laute, wie das Gackern der Hühner, das Krähen des Hahnes u. a. m. nach, ruft den Haushund und gibt kleine Sätze, die man ihr wiederholt vorgeprochen, gut wieder. Daß man ihr hierzu die Zunge lösen muß, ist eine leider noch immer weit verbreitete Annahme, die keine Berechtigung hat.

Schon viel wird der Leser von einem wunderschön singenden, aber sehr scheuen Vogel gehört haben, der Goldamsel. Er ist so beliebt beim Volke gewesen, daß er sogar in der Geschichte verewigt ist. Die Schlacht am Amselfeld ist in die Geschichte Europas eingegangen, und die Namen Amselfeld, Amselferg, Amselfach sind geographische Bezeichnungen geworden. Nun droht er in den Mittelmeergegenden auszusterben. Eine französische wissenschaftliche Kommission wurde beauftragt, nach Gründen und etwaigen Gegenmitteln zu forschen. Sie begab sich also nach Südfrankreich und tagte dort. Unter anderen wurde auch ein alter weiser Förster und langjähriger Verwalter staatlicher Domänen über seine Erfahrungen von dieser Kommission befragt. Er antwortete bedächtig nach langem weissen Sichbesinnen: „Ja, ja, auch mir ist das allmähliche Verschwinden dieses herrlichen Singvogels schon schmerzlich aufgefallen. Ich kenne die Goldamsel sehr gut, sie nistet meist in Feigenbäumen und richtet dort manchmal einigen Schaden an. Deshalb pflege ich sie abzuschießen und ihre Nester auszunehmen. Aber während ich noch vor fünf Jahren 38 mal in einem Sommer Gelegenheit dazu hatte, verirrt sich im nächsten Jahre nur 29 Vögel auf meine Feigenbäume (Sie sehen, meine Herren, ich beobachte genau), dann nur noch 17, dann 8, dann 5, und heuer gar keine mehr. Meine Nachbarn haben, soviel ich weiß, ebenfalls ähnliche Beobachtungen gemacht. Uns allen ist es unerklärlich, was für eine rätselhafte Krankheit diese Vögelchen auf einmal befallen und ausgerottet haben mag.“

Otto Paul.



Auf schlesischen Bettlerwegen ins 17. Jahrhundert.

Von Artur Schymura.

Hätte es im November 1724 schon moderne Zeitungen und Magazine mit illustrierten Bilderbeilagen gegeben, so wäre der ober-schlesische Student, der in Tscherbeneu, weil er keinen richtigen Paß hatte, verhaftet wurde, mit Bild und Lebensbeschreibung mitten unter die Größen des Tages gekommen, als da sind: Ringkämpfer, Außenminister, Tennismeisterinnen, Hungerkünstler, Augenbluter, Vitaminkost-Entdecker, Amerikafahrer. Diese und andere Columbusse hätte der Ruhm unseres Landsmannes sicher

erreicht. Denn seine Festnahme in Tscherbeneu und das, was darauf folgte, war für die damalige Zeit Sensation genug.

Nur daß die Angelegenheit sich auf Bettlerpfaden ereignete, gab ihr den Schein der Verborgenheit und Bedeutungslosigkeit. Nicht, daß Studenten nach Bettlerart durchs Land zogen, charakterisiert den Fall. Vielmehr war dieser junge Oberschlesier ein Sendbote einer in Oberschlesien verborgen gebliebenen Brüdergemeinde, die immer noch im Anschluß und im geistigen Zusammen-

hang mit der glühenden Lehre des Eiferers Fuß das einst still begonnene Werk der Kirchenreform von Land zu Land fortsetzte. Trotzdem die Gegenreformation bei ihrem Wüten gegen den Protestantismus auch die in harmloser Gemeinschaft lebenden ehemaligen Anhänger der „böhmischen“ oder „mährischen“ Lehre theils friedlich, theils mit Gewalt zum Gehorsam gegen Rom zurückgeführt hatte, so gab es doch noch in den abgelegenen Theilen von Schlessien, Mähren, Böhmen, Ungarn, ja sogar Polen Brüdergemeinden, die theils als Hussiten, theils als Huterer oder auch ganz ohne Namen ihre religiöse Selbständigkeit fristeten, so gut es unter der von den Jesuiten geleiteten Kirchenpolizei des österreichischen Staates gling.

So sehr auch die weltlichen und geistlichen Machthaber von damals die Pastorisierung dieser kleinen Gemeinden unterbanden, indem sie neugewählte Prediger nicht bestätigten, so wußten doch die um ihres Glaubens willen Verfolgten sich zu helfen. Sie sandten Boten zu einander und tauschten ihre Prediger aus. Auf ihren Synoden kamen Vertreter aus aller Herren Länder zusammen, um Zwiesprache zu halten und die von den Vätern ererbte Lehre rein zu bewahren. Eine solche Tagung fand einmal auf oberchlesischem Boden in Kreuzburg statt. Die Gesangbücher der böhmischen Brüder, deren bestes einen Niederdichter Weiße aus Ziegenhals zum Verfasser hat, sind eine Fundgrube für den Niederschatz der evangelischen Kirche geworden und damit eine Kostbarkeit der deutschen Literatur. Bekannt sind die im schlesischen Raum festgestellten Brüdergemeinden durch ihre beispiellose Armut. Einige Ortschaften zwischen Tarnowitz und Bentzen scheinen noch im 18. Jahrhundert in der Form kommunitischer Wirtschaftsweise gelebt zu haben. Einstmals kündigten sie ihrem Grundherren die Arbeit und damit die Abgaben, weil sie in Erwartung des jüngsten Gerichts sämtlich zu arbeiten aufgehört hatten. Der Landrat hatte Mühe und Not, die Leute, die in eine plötzliche epidemische Pethargie verfallen zu sein schienen, wieder zum Leben zurückzurufen. Bei dieser geistigen Verfassung war es naturgemäß, daß sich solche Brüdergemeinden oder Leute ähnlicher Gesinnung meist bis in die abgelegenen Gegenden, besonders Gebirgstäler, zurückzogen. Wer Schlaney kennt, wird eine Bestätigung darin finden, daß noch bis vor hundert Jahren hier eine Gemeinde lebte, die weder von katholischen noch protestantischen Priestern betreut wurde.

Nun sind die Wege, welche zu solchen abgelegenen Winkeln führen, in früherer Zeit auch die viel begangenen Bahnen der Bettlerstraße. Hierhin krochen die abgeheften

Opfer der Armut und Besitzlosigkeit, die Rechtlosigkeit des fahrenden Mannes, ängstlich und pfiffig zugleich, unterwürfig und trotzig in ihre Schlupfwinkel. Es gab besonders in der Grafschaft Glatz ganze Gegenden, die von ausgesprochenen Bettlern bewohnt waren: z. B. im Bezirk des Hummelberges bei Lewin, also in der Nähe von Tscherebeney, ferner in Josefstal im Kreise Glatz, sodann in einem Dorfe des Kreises Neurode, eine Gegend, die damals mit „im Grunde“ bezeichnet wurde. Hier staute sich Armut, Bedürfnislosigkeit, aber auch Verbrechen und Untat. Hier wurden Mörder gesucht, nichtsnutzige Weiber aus den großen Städten und aus den reichen Dörfern der Ebene zusammengetrieben, hier wurde Gold gemacht, Trunklein gekocht, welche von den Frauen in Stadt und Land teuer bezahlt wurden, hier wurden geheime Bücher verkauft, vielleicht auch gedruckt, hier wurde geschmuggelt, über die Grenze gewechselt und manches verbotene Ding getan. Glücksspiel, Tanz und das damals behördlich vielfach verbotene Theaterspiel blühte im Verborgenen. Schon 1680 hat man in Rudowa, wo heute große Tanzturniere den Badebetrieb beleben, verbotenweise das Tanzbein geschwungen, weshalb der Bierseufz gefänglich eingezogen wurde.

Schließlich mag die Bettlerplage in ganz Schlessien zu einer Landplage geworden sein. Die Landesbehörde konnte nicht anders Herr der Landstraße werden, als daß sie z. B. 1725 in der Grafschaft Glatz Hunderte von Bettlern auf den Schub brachte. Die Polizei sah dem Bettler nicht mehr durch die Finger. Es wurde auf alle „Muthwilligen Fehder, Gartknechte, Umläufer und Bettler“, auf alle Bettlerrotten, Land- und Teichknechte, Zigeuner, Wallachen, Goralen, überhaupt auf alles fahrende Volk, auch das in geistlichem Gewande Jagd gemacht. Besonders in den abgelegenen Wirtschaften paßte man auf. Es ist möglich, daß verschiedene schlesische Gebirgsbarden, wie z. B. die berühmte Schnappe bei Reinerz, die Gucke bei Reichenstein u. a. ihren Namen und ihre Entstehung dieser Polizei- und Grenzaufsicht verdanken.

Mit der Aufmerksamkeit der Polizei mag wohl auch unser oberchlesischer Student nicht gerechnet haben, oder sagen wir, unser Sendbote der oberchlesischen Brüdergemeinden, der bei Tscherebeney ins Böhmisches hinein wollte, um die Muttergemeinden aufzusuchen. Seine Verkleidung als Student rettete ihn nicht vor dem zugreisenden Arm der Obrigkeit, die ihn im Rathaus zu Lewin einsperrte. Hier zeigte sich unser Studiosus von einer wenig den studentischen Sitten ähnlichen Veranlagung. Er betete vier Tage

lang. Vielleicht nahm man ihn aus Mitleid in die Stube des Ratzdieners, vielleicht auch tat man es, weil gerade im Rathause Hochzeit gefeiert wurde. Leichtsinntig war man durchaus nicht in Lewin. Außer dem Ratzdieners wurde der Student noch von einem zweiten Bürger bewacht. Aber als unser Oberschlesier genug gebetet hatte, zog er Leine, wie es in der Gaunersprache heißt. Er ist nicht wiedergekommen. Leider, sonst hätte man mehr über ihn und seine geheimnisvolle Sendung erfahren. Für seine Sache hat er sicher gut gebetet.

So gemüthlich auch die Gast im Rathaus nebst anschließender Hochzeit und ihren vielfachen Freunden auch aussah, so hatte doch die altväterliche Freundlichkeit von damals ihre zwei Seiten. Wenn z. B. bei dieser Hochzeit zufällig der rote Hahn über dem Rathause seine Federn gesträubt hätte, und der Student aus Oberschlesien wäre nicht betend davongelaufen, so hätten die guten Lewiner ganz kurzen Prozeß und den Gast aus Oberschlesien um einen normalen Kopf kürzer gemacht. Denn wer hätte es denn gewesen sein können, wenn nicht der fremde Student? Darüber ist man sich vielleicht heute noch einig. Ueberhaupt, so ein Landfahrer! Ähnlich erging es sechs Zigeunern, die 1726 beim Brande eines Bauernhauses in Proslawitz gefaßt wurden. Noch 1840 kamen im Kreise Ratibor und Rosenberg furchtbare Fälle von Lynchjustiz vor. Aber auch die Breslauer sollten nicht die Nase rümpfen, haben sie doch im Jahre 1670 eine Bande von 23 polnischen Landsknechten, von denen einige aus Tarnowitz, Danzig und Rußland stammten, kurzerhand ohne jeden priesterlichen Beistand aufgehenkt. Und das will viel sagen für die damalige Zeit, wo man die Vergebung mit dem himmlischen Richter für wichtiger hielt als alles andere.

Auch die Neugierde der Menschheit hegte das Bettelvolk durch das Land. Es verging im 17. und 18. Jahrhundert kein Zigeunerprozeß, in dem nicht die Frage erörtert wurde, woher denn eigentlich dieses räthselhafte Volk der Zigeuner käme. Ueberhaupt wurde bei dem Verhören der Bettler viel gefragt. Man wollte so manches wissen. Besonders scharf rückte man den verbotenen Schriften zu Leibe. Bettler waren meist unbeobachtete Kolporteurs von Traktäthen und religiösen Kampfschriften. Wurde dann so ein böser Drucker oder Verbreiter von verbotenen Büchern erwischt, so hatte er eine scharfe Untersuchung vor sich. In Glatz erging es 1718 so dem Michael Konstantin Müller und einem gewissen Georg Frömel. Um was es sich gehandelt hat, weiß man nicht mehr genau. Jedenfalls wird es Re-

ligionskeherei gewesen sein. Es ist dasselbe Jahr, wo einen anderen Gläzer das gegenwärtige Schicksal erreichte, nämlich die Verleihung der Würde eines kaiserlichen „Poeta laureatus“ an den Franziskaner Andreas Bartekko. Auch dessen Wiege mag nicht weit von Oberschlesiens Grenzen gestanden haben. Heute nennt kein Mensch und kein Buch, kein Stein und kein sangesfroher Mund diesen Namen. Er wird das Schicksal mit allen denen teilen, die heute wegen ihrer Muskelleistungen und sportlichen Aufgeblasenheit „laureatifizirt“ werden. Sie mögen sich brüderlich die Hand reichen, der Bartekko und die Sportferke von heute.

Bleiben wir auf unserer Wanderung einmal einige Zeit in Glatz. Dorthin hat die damalige Kriminalität ihre fettesten Bissen abgeliefert. 1715 war hier ein verstockter Alchimist lebenslänglich auf die Festung gebracht worden. Man weiß nicht, wie er hieß, ob er einer von den berühmten Alchimisten der Geschichte war usw. Aber 20 Jahre vor ihm genoß dieselbe Gastfreundschaft von Glatz ein gewisser Ferdinand Franz Fizek. Von ihm wissen wir zwar nicht einmal, warum er eingesperrt worden war. Er scheint aber ein Oberschlesier gewesen zu sein, denn abgesehen vom Namen, beklagte er sich über mangelnde Gelegenheit, Musik zu treiben, Bücher zu lesen und — Bier zu trinken. Demnach muß er doch ein außergewöhnlicher Gesangener in Glatz gewesen sein. Denn man hat seine Klagen an die Landesbehörde weitergegeben.

Auf die große Straße des fahrenden Volkes führt aber die nächste Persönlichkeit, welche der Stadt Glatz wahrscheinlich auch als Gefangener zu schaffen gemacht hat. Schon der Name sagt — Johann Friedrith Franz Stecher —, daß es sich um ein Mitglied einer alten Gauklerfamilie handeln muß, war doch einst, wie das bürgerliche Gewerbe, auch der Beruf des Gauklertums erblich. 1688 wird er als Stadtpfeifer im Rathaustrum verpflichtet, nachdem man ihn wahrscheinlich aus Gründen der Keherei aus Oesterreich verwiesen und in die Verbannung nach der Gebirgsfestung Glatz geschickt hatte. Stecher muß aber nicht nur musikkundig, sondern auch ein gelehrter Mann gewesen sein. In seinem Besitz werden verschiedene Schriften und die Kunstpfeiferordnung aufgezählt. Dieser Umstand sowie sein auffallendes Wappen, bestehend aus drei Emblemen, einer Kiste und einem harfenähnlichen Instrument lassen die Vermutung aufkommen, daß es sich bei Stecher vielleicht um einen sogenannten Pfeiferkönig handelte. Dieses merkwürdige, halb ernst, halb humoristisch wertende Hofamt, welches alle fahrenden Musikanten unter die Oberhoheit eines obersten Pfeifers, des Pfeiferkönigs, stellte, wurde zum ersten Mal vom

König von Frankreich verliehen. Darauf dürfte noch die Elie im Wappen von Stecher hinweisen. Daß Stecher von Auswärts nach Glatz zuzog bezw. hergebracht wurde, geht auch daraus hervor, daß die eigentliche Kunstpfeiferfamilie des 16. und 17. Jahrhunderts in Glatz Fiedler hieß. Wieder ein echter Spielmannsname. Vater und Sohn sind uns aus der Geschichte von Glatz bekannt.

Jahrhunderte hatte es gedauert, ehe sich aus dem landfahrenden Volk der Fiedler und Sänger, Mimen und Tänzer, Lustspringer und Spahmacher der an das Bürgertum angeglichenen Stand der Kunstmusiker heraus hob. Die Ausübung der bürgerlichen Musik, z. B. bei Handwerkerumzügen, städtischen Volksfesten, Fürstenempfangen brachte es mit sich, daß die fahrenden Musiker des Mittelalters zu eng mit den Söhnen und Töchtern der Bürger in Berührung kamen. Die Musiker mußten lange Zeit in den Quartieren der Bürger wohnen. Es entwickelten sich familiäre Beziehungen zwischen Bürgerhaus und Musik. Daher wurde die Gilde der Pfeifer geschaffen, die über das ganze Land organisiert war und ihre Spitze im Pfeiferkönig hatte. Zum Wiener Pfeiferkönigtum gehörten natürlich auch Böhmen und Schlessen. Die nächsten Stadtpfeifer sind uns bekannt in Troppau, Ratibor und Reisse. Nirgends aber hört man so viel von der Kunstpfeiferei als in Glatz. Die nahen Bettlerstraßen des Gebirges lassen hier die Jünger der Pfeiferei öfter als anderswo zusammenströmen. Auch noch in späterer Zeit, als die Würde des Pfeiferkönigs längst verblaßt war, tauchen Musiker in der Glazer Gegend auf. So hat der Tubabläser Franz Peter aus Mährisch-Altschadt im Jahre 1735 das Pech, als Bettler in der Festung Glatz eingeliefert zu werden, ähnlich wie es auch dem Bruder des Olmüher Orgelbauers Heinzler, einem nach Wartha pilgernden Bildhauergefellen, ging. Es war jene geistig unfreie Zeit, wo man jede künstlerische Beschäftigung allein schon als verdächtig ansah, besonders wenn sie zufällig ihren Jünger eine zeitlang die Landstraße gehen ließ. Erst als der Tubabläser nachweisen konnte, daß er sechs Jahre in einem Reisser Kloster seine Kunst ausgeübt hatte, durfte er in Freiheit weiter blasen.

Schließlich wird ja der Leser von heute ein Wort über unterschiedliche Instrumente mit Verständnis aufnehmen. Hat er doch selbst sozusagen die Laute des Sazophons, wenn auch nicht seine Geburt miterlebt. Im 17. Jahrhundert kannte man in der Stadt wenig mehr als den Turmbläser und auf dem flachen Lande die Trommel. So wissen wir von der Schützenbruderschaft in Landeck, daß ihr klingendes Spiel aus nichts weiter

bestand als aus einem Trommelwirbel. Es war die Zeit um 1700 diejenige in Schlessen, wo die bürgerliche Musik überhaupt erst, abgesehen von den größeren Städten, in Schwung kam. Auf dem flachen Lande, auch in der Grafschaft, hat z. B. die Tanzmusik in jener Zeit daher ihren Ursprung genommen, daß die Gutsherrschaften bezw. die kleinen Städte zur Hebung des Bierverbrauchs öffentlichen Tanz ansagten. Die Polizei schlug sich damals mit den kleinen Obrigkeiten herum, ob sie die verwildernde Sitte des öffentlichen Tanzes in Wirtschaften dulden sollte oder nicht. Auch die Würfelspiel-Halter wurden von Zeit zu Zeit verhaftet. So ging es dem Juden Samuel Zointer aus Glatz, der nach zehnjährigem Privilegium dazu gefänglich eingezogen wurde.

Das Bild der Bettlerwelt wäre nicht vollständig, wenn ein Bettlerprimas das unselige Volk der Landstraße nicht krönen würde, wie der Zigeunerprimas das Volk der Pusta. Zweimal begegnen wir ihm, dem viel gereisten und verschlagenen Goldmacher, Niedereverkäufer und Mordbrenner, dem ehemaligen Züchnergefellen Martin Fuß, der 1696 die Festung Glatz ziert. Sein Leben ist ein getreues Abbild seiner abergläubischen und schamhüchtigen Umwelt. Die interessanteste Seite an ihm ist wohl seine Beschäftigung mit der Alchemie. Auf die schiefe Ebene der Landstraße kam er schon durch seine Heirat mit der Tochter eines Totengräbers. Dieser war, wie alle fahrenden Leute, unehrlich, und jede Berührung mit ihm schloß von der Gemeinschaft der ehrlichen Bürger aus. Von da an ging es mit Martin Fuß, der ein lebenslustiger, starker und sehr intelligenter Bursche war, dauernd abwärts bis zum Verdacht der Mordbrennerei, ein Faustschicksal, das, an Himmel und Hölle entlang führend, die schlesische Heimat mit Schrecken erfüllte.

Noch deutlichere Ähnlichkeit mit Faust und seinem Ringen um den Stein der Weisen weist das Lebensbild des angeblichen Berghauptmanns Johann Georg von Koller auf, der 1740 in Glatz wegen Alchemie eingeliefert wurde. Er kam nach Glatz, als sein Lebensschiff schwer beschädigt einem schützenden Hafen zustrebte. Aber die Bürger von Glatz hatten ein scharfes Auge und Erfahrung in der Erledigung solcher Fälle. Die Festungslust, die vom Donjon nach der Stadt herunterwehte, nahm dem Berghauptmann bald den Atem. Es war dies im selben Jahre, wo ganz Schlessen sich aus seiner österreichischen Unfreiheit heraussehnte in eine andere Atmosphäre, in der Geistesfreiheit und Fortschritt besser gedeihen sollten. Wenige Monate darauf zog mit dem Preu-

Rath. Kirche in Birawa, Kreis Cosel
(erbaut Ende des 16. Jahrhunderts).



Rathhausturm in Patßchau.



Rathhausturm in Ottmachau.

Torturm in Patßchau.



Скляс in Штмахау.



Скляс Москен ШС.

heilkönig Friedrich II. ein neuer Geist in die schlesischen Lande ein. Aber auch ohne ihn wäre das österreichische System an sich selbst erstickt. Es waren Männer im Lande, die schon von sich aus erkannten, daß dem Lande ein frischer Geist fehle. So hatte der Breslauer Buchhändler Josef Johann Korn in überragender Klugheit 1740 schon erkannt, was dem Lande nützt. Wenn die muffige Luft, die über Stadt und Dorf lastete, und die die Besten des Landes auf die Landstraße trieb, weichen sollte, dann mußte vor allem die geistige Freiheit errungen werden. Ein Mittel hierzu, so erkannte der Buchhändler Korn, war das Buch. Die Bücher aber waren allermeist im Besitz der Klöster. Dort lagen sie in Staub und Schmutz. Ganze Bibliotheken konnte aber kein Bürgerlicher kaufen. Korn beantragte daher ein 20jähriges

Privilegium, in ganz Schlesien öffentliche Bücherauktionen zu veranstalten.

Also auch, wenn der Krieg 1740 nicht gekommen wäre, hätte Korn das Heer der Bücher aus den Klöstern auf die Landstraße in Bewegung gesetzt. Und wenn nicht anders, hätten ihm die Völker der Landstraße geholfen, die geistige Freiheit herauszustehlen aus den Mauern der Klöster ins flache Land, und das Werk, an dem Brüdergemeinden und ihre Synoden vergeblich gearbeitet haben, das Werk der geistigen Befreiung, wäre auch ohne den Krieg gekommen. Korn in Breslau verteidigte die Bücher nicht. Das Feuer des Krieges fraß sie. Dafür schuf er die erste Zeitung des Landes, jenes Instrument der öffentlichen Meinung, in dem sich alle Welt von heute gern spiegeln möchte. Ob mit Recht oder mit Unrecht, mag der Leser entscheiden.

Spizbub, Schupo und hl. Antonius.

Humoreske von W. von Marienburg.

I.

Ja, was haben die miteinander zu tun?

Nun sie haben einmal miteinander zu tun bekommen, und zwar durch die Hauptperson unserer wahren Geschichte, die ich noch nicht einmal genannt habe. Und diese Hauptperson hieß Kathinka, Kathinka Ratte. Kathinka Ratte war hübsch, fleißig, tugendhaft, hatte aber drei Fehler an sich, welche bisher in bedenklicher Weise verhinderten, daß sie einen Mann bekam.

An allen drei Fehlern war sie ganz unschuldig, aber darauf nimmt die Welt nun keine Rücksicht. Der erste Fehler war, daß sie arm war, sehr arm. Und ein Einkommen hatte sie auch nicht, trotzdem sie ein solches hätte beanspruchen können. Denn gerade als der unglückliche Weltkrieg zu Ende war, hatte sie ihr Examen gemacht, das sie berechtigte, als Volksschullehrerin angestellt zu werden. Aber da kamen die vielen Lehrer von der Armee zurück, und so war für Fräulein Kathinka kein Platz zur Anstellung. Nicht einmal Wartegeld bekam sie, da sie noch nicht amtiert hatte. Und gleich darauf bekam sie die Nachricht, daß ihr Vater, ein braver Landsturmmann, in den letzten Kämpfen vor dem Rückzug in Bulgarien gefallen war. Die kranke Mutter war schon während des Krieges an schlechter Ernährung gestorben. So stand Kathinka allein in der Welt. Und sie liebte doch die Kinder so sehr und hätte für ihr Leben gern eine Klasse voll kleiner Jungen und Mädels beherrscht.

So mußte sie von Kohlitz, der großen ober-schlesischen Kreisstadt, hierher nach der kleinen Landstadt, Fichtenstädtel wollen wir sie nennen, um eine entfernte kranke alte Tante zu pflegen. Diese Tante war aber mehr nervös und hysterisch als krank. Jeden Tag hatte sie eine andere Krankheit, reizbar war sie, geizig und jähzornig. Die kleine blonde Kathinka Ratte hatte böse Tage, nein, böse Jahre.

Ja, das war nun ihr zweiter Fehler, nämlich, daß sie bereits in ihr achtundzwanzigstes Jahr hineinging. Einundzwanzig war sie, als ihr Examen und der Krieg durchgemacht war, und nun wartete sie bereits sieben Jahre auf Anstellung und auf — einen Mann.

Und sie hätte wohl einen bekommen, wenn nicht der dritte Fehler gewesen wäre, nämlich eben der, daß sie an Fichtenstädtel und an ihre Tante Euphemia gebunden war.

In Fichtenstädtel, das sich von einem Dorfe nur durch den großen ungepflasterten Ring unterschied, gab es erstens wenig Männer, und zweitens nur solche, denen die junge Lehrerin entweder zu fein oder zu unbrauchbar war. Was sollte solch ein „Ackerbürger“ mit 60 Morgen Sandboden mit der „städtischen“ Lehrerin anfangen? Die würde doch nicht zugreifen, wie es eine Landfrau müßte.

Fräulein Kathinka litt täglich unsagbar unter den Launen ihrer nervösen Tante, manchmal flogen ihr Kaffeetassen, stets aber böse Worte an den Kopf.

Und es war eigentlich der Wunsch, von ihrer bösen Tante loszukommen, der sie seit zwei Jahren bewog, den heiligen Antonius zu befragen, daß er ihr einen Mann verschaffe.

„Siehst du,“ sagte ihr oftmals die böse Tante, „dich ungeschickten Trampel wird ja nie ein Mann nehmen.“

Und dachte dabei für sich: „Das ist auch gut; denn wer würde mich so gut und billig pflegen?“ Vor Kathinka hatte Tante Suphemia nämlich fast alle acht Wochen eine andere Pflegerin.

Aber Kathinka, die sonst sehr nachgiebig war, bildete sich mit wahren Eigensinn ein, der heilige Antonius müsse ihr einen Mann besorgen, weil sie täglich in der kleinen alten Kirche von Fichtenstädel vor seiner Statue unter dem Orgelchor ein Vaterunser betete und wenigstens fünf Pfennige in das Kästchen steckte, auf welchem die ungeschickte Hand des alten Kirchvaters Vatschhof mit roter Farbe gemalt hatte: Antonius = brott für die Armen.

II.

Es war November, regnerisch, kalt. Jetzt nachmittags fiel sogar pflschnasser Schnee, der sogleich zu Wasser zerfloß. Jede erwachsene Kreatur verspürte die Sehnsucht nach einem molligen, warmen Heim.

Auch Janek Joschko spürte eine solche Sehnsucht. Er stapfte auf der Landstraße von Kohlitz nach Fichtenstädel und fühlte sich nicht wohl. Der Regen drang durch seine dünnen Hosen, das Raß von unten war schon längst in seine schlechten Stiefelsohlen eingedrungen. Seine sieben Schnurrbarthaare hingen melancholisch herab, und er dachte daran, er müsse notwendig ein sicheres Dach überm Kopfe haben, für den Winter wenigstens. Bisher hatte er in den meisten Wintern ein sehr, sehr sicheres Dach über dem kurzgeschorenen Kopfe gehabt, nämlich das des Gefängnisses. Das genügte ihm auch. Als er vor vier Wochen vom Polizeihauptmann Erich Müller in Kohlitz aus dem Gefängnis geführt wurde, sagte ihm dieser:

„Joschko, Sie alter Spitzbube, bessern Sie sich endlich, damit wir uns nicht sobald wiedersehen!“

„Ach, Panie Hauptmann, denk ich, wenn ich wieder in vier Wochen kam den Vergnügen, denn kommt Winter.“

Das war Joschkos Antwort.

Janek Joschko war schon ein richtiger Spitzbube. Vom schweren Einbruch bis zum einfachen Mundraub hatte er alle Eigentumsvergehen begangen, ausgenommen natürlich Bankbetrugationen, weil es dazu an Gelegenheit und guter Kleidung fehlte.

Der heilige Antonius hat manchen sonderbaren Kostgänger, und ein solcher war auch Janek Joschko. Es ist nun einmal wahr, daß der alte Spitzbube, da er auf der aufgeweichten Straße nach Fichtenstädel tappte, den heiligen Antonius anflehte, er möchte ihm Geld oder Unterkunft, ja sogar, wenn es nicht anders ginge, Arbeit verschaffen. Die Stimmung mußte sehr ungemütlich sein, wenn Janek Joschko um Arbeit betete. Denn sonst gehörte er zu der Schar derjenigen Arbeiter, die sich im Winter als Dachdecker und im Sommer als Schneeschipper ausgeben, wenn man ihnen Arbeit anbietet.

Das erste Haus, das Janek Joschko mit seinen aufgeweichten Stiefeln betrat, war das noch offenstehende Gotteshaus. Dort unter dem Chore war es dämmerig, dunkel und ziemlich warm, denn die meterdicken alten Mauern hielten noch immer etwas Sommerwärme fest. Breite, wenn auch sehr kurze und krumme Sitzbänke standen dort.

Mit einem Gefühl des Geborgenseins ließ sich der arme müde Landstreicher in ein solches Bänkchen fallen. Er blickte auf das einsame Lichtlein, das auf einer Kniebank befestigt war, die vor der edigen, sehr rotbackigen Figur des heiligen Antonius stand.

„Heiliger Antonius, Geld oder Gefängnis,“ so betete der alte Landstreicher.

Raum hatte er diese sonderbare Bitte ausgesprochen, als die blonde Kathinka Ratte hereinhuschte.

Sie hatte des nassen Schnees wegen ein Tuch auf dem Kopf, das sie jetzt in der Kirche auf die Schultern heruntergleitete ließ. Ihr blondes Haar glänzte golden, und ihr hübsches, feingerötetes Gesichtchen machte sich sehr nett im Lichte der Antoniuskerze, die gerade jetzt besonders hell zu leuchten schien.

Der alte Spitzbube brummte leise: „Feines Mädel, das da.“

Was sie aber weiter tat, fesselte seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Sie kniete auf die Kniebank hin und schluchzte leise. Dann hob sie das Köpfchen. Aus der Tasche zog sie etwas Glänzendes, Goldenes. Es war wahrhaftig ein Goldstück, ein altes Vorkriegs-Zwanzigmarkstück.

Der Landstreicher hörte das Mädchen sprechen:

„Heiliger Antonius, ich halt es nicht mehr aus, ich habe dir zu wenig gegeben. Jetzt gebe ich dir das Wertvollste und Letzte, das Andenken von meiner Mutter.“

Dann zog die Beterin ein sauberes Papier vor, das noch einmal, was darauf geschrieben war, schlug das Papier um das Geldstück, und ließ dieses durch die große Blechbüte in den Kasten fallen. Man hörte es deutlich

auffallen, ein Beweis, daß sonst wohl nicht viel im Kasten war.

Ein kurzes Gebet, und die Spenderin huschte aus der Kirche.

Janek Joschko war fest überzeugt, daß St. Antonius nur auf sein Gebet hin das so gefügt hatte. Er wollte ihm ganz sicher das Goldstück zuschanzen. Janek hatte seinen Dietrich immer zur Hand, und es war ihm spielend leicht, das alte Hafenschloß zu öffnen. Ein Duzend kleiner Münzen erbeutete er, die er in seinen tiefen Hosentaschen verschwinden ließ. Wohlweislich hatte er das Lichtlein vor dem Heiligen erst ausgeblasen. Das Goldstück in Papier tat er in seine Geheimtasche auf der Innenseite seines Hemdes.

Dann verschwand er, nicht ohne dem heiligen Antonius Dank zu sagen für die schnelle Erhörung. Nun hatte er ja Geld, ziemlich viel sogar.

Aber der heilige Antonius erhörte nur den zweiten Teil der Wünsche des Spitzbuben, nämlich das Gebet ums Gefängnis.

Denn der Kirchvater Matuschok hatte, als er die Kirche schließen wollte, durchs Fenster plötzlich das Antoniuslichtlein ausgehen sehen. Das ärgerte ihn, da er doch allein das Amt des Lichterträgers hatte. Und an der Kirchentüre stehend hörte er, wie jemand den Antoniuskasten zuschob. Als der nichtsahnende Dieb durch die Vorhalle hinaus-schleichen wollte, fühlte er sich von den Armen des Alten umschlungen, der nun laut polnisch und deutsch hinaus-schrie:

„Spitzbuben, Spitzbuben!“

Und daß der alte Stadtdiener Kwoka gerade in der Nähe war, hatte wohl auch der heilige Antonius gefügt, der seinen Armen-kasten nicht berauben lassen wollte.

III.

Polizeihauptmann Erich Müller stierte von seiner tristen Wachtube aus in den düsteren Novembertag. Auch in ihm regte sich die Sehnsucht nach einem warmen Heim und einem molligen Frauchen.

Das Knattern eines Bretterwagens weckte ihn aus seinen Träumen.

Janek Joschko kam an.

„Na, du alter Spitzbube, da bist du ja doch wieder,“ herrschte er ihn an.

„Scheen willkom, Pannie Hauptmann, aber kann ich nich dafierr, is heiliger Antonius schuld.“

Der Hauptmann las das Protokoll.

„Was, Kirchendiebstahl? Da gibst aber diesmal Zuchthaus, Joschko.“

Der Spitzbube erschrak.

„Ach, gnediger Herr Hauptmann, ham Sie Gnade. Wegen die 23 Pfennige!“

Der Hauptmann sah den Delinquenten prüfend an.

„Joschko, wie ich Sie kenne, werden Sie wegen 23 Pfennigen nicht einen Kirchenraub verüben. Sagen Sie die ganze Wahrheit, dann fasse ich vielleicht das Protokoll so, daß Sie am Zuchthaus vorbeikommen.“

Der Häftling überlegte nicht lange. Wenn man Geld und Zettel bei ihm fand, was früher oder später doch geschehen mußte, war ihm Zuchthaus sicher.

„Werr ich alles sagen, Herr Hauptmann, aber Ihnen allein, nur nich Zuchthaus!“

Der Hauptmann ließ die anderen Beamten abtreten.

„Pannie Hauptmann, is blos heiliger Antonius schuld. Hab ich kaum gebetet zu ihm, schickt er einen Engel. Ja, war so ein schönes Fräulein, daß ich dachte, is ein Engel. Hat sich gehabt goldene Haare, schönes, weißes Gesicht, war so schön und fromm, das Fräulein. Dann hat sich aber geweint, habe ich gesehn, daß nich is ein Engel. Und hat vor meine Augen reingetan ein großen Geldstück, was war in ein Zettel. Und hab ich gedacht, hat heiliges Antonius doch bloß für armen Janek Joschko so gefügt. Hab ich genommen raus, und gut versteckt.“

„Wo haben Sie das Geldstück mit dem Zettel?“

„Hier, Pannie Hauptmann, ganz inwendig, kenn Sie selber rausnehmen, hab ich Zettel selber noch nich gelesen.“

Mit Widerwillen suchte der Schupmann nach der Geheimtasche und fand die Gabe der Spenderin.

„Wahrhaftig, ein Goldstück.“

„Ach, Herr Hauptmann, sagen Sie mir, was steht auf Zettel.“

Der Hauptmann mußte über die Neugierde und plumpe Vertraulichkeit des Spitzbuben lächeln.

„Nun, Sie hätten's ja auch schließlich lesen können. Es steht da:

Heiliger Antonius, in größter Not
Gib ich mein Letztes für's Armenbrot;
Aber ich bitt' dich, so sehr ich kann,
Schicke mir bald einen braven Mann.

Wer kann das geschrieben haben?“

„Weiß ich nicht, — Herr Hauptmann, aber vielleicht der alte Esel, der Kwoka aus Fichtenstädtel weiß.“

Kwoka trat an.

„Kennen Sie vielleicht ein hübsches blondes Fräulein in Fichtenstädtel, das öfter in der Kirche vor der Antoniusfigur betet?“

„Herr Hauptmann, das ist das Fräulein Kathinka Ratte, die Lehrerin gelernt hat. Ste ist wirklich sehr hübsch.“ Und so ging Kwoka's Redefluß weiter. Und der sonst ziemlich kurz angebundene Polizeihauptmann hörte sich das alles ganz wohlgefällig an.

Dann sagte er barsch:

„Fräulein Kathinka Ratte wird für morgen als Zeugin in Sachen des Kirchendiebstahls Joschko geladen. Die Vorladung nehmen Sie gleich mit.“

Als Fräulein Kathinka Ratte am nächsten Tage bleich und fassungslos vor dem kohlwitzer Polizeihauptmann erschien, ging ein

Ausleuchten über das Antlitz des jungen Beamten.

Das Verhör war unter vier Augen und ziemlich kurz.

Und Kathinka sagte nicht nein. Sie bat nur um Gnade für Janek Joschko und verlangte, daß ihr Goldstück nicht erwähnt werde. Aus diesem Grunde bekam der alte Spitzbube nur acht Wochen Gefängnis.

Die Pferdediebe.

Humoreske von Helene Luise Jakubowsky.

Es war im Revolutionswinter, als eine kleine obereschlesische Stadt mit Einquartierung belegt wurde. Die Soldaten, die nun glaubens waren, daß sie sich keinerlei Zwang mehr aufzuerlegen brauchten, waren mehr gefährdet denn geachtet zu jener Zeit. Da sie alles als Freigut betrachteten, wilderten, die Geflügelhöfe der Quartiergeber in unverantwortlicher Weise plünderten, seufzten diese, wie sie wohl unter Feindesbesatzung geknechtet haben würden. Aber der Geist der Soldateska ergriff auch allmählich die ruhigeren, bürgerlichen Elemente. Das Heeresgut wurde wiederum als Gemeingut betrachtet, und so konnte es geschehen, daß eines schönen Wintertages der Stadtmüller, in dessen Stalle zehn Militärpferde standen, und der kleine Pferdehändler Jakob Rosenbaum, der immer da zu finden war, wo ein Profitchen herausging, miteinander berteten, wie sie wohl am schnellsten in den Besitz des prächtigen Hauptmannspferdes gelangen könnten. Findig wie sie waren, hatten sie bald einen netten Raubplan ausgeheckt. Jakob Rosenbaum sollte in der Schlummerstunde seine Schindermähre, die alle neunundneunzig Pferdedeher in sich vereinigte, in die Mühle bringen und sie mit dem Hauptmannspferd austauschen. Das wickelte sich am Abend auch ganz planmäßig ab, der Hof war menschenleer, denn die Soldaten waren froh, ums warme Herdfeuer sitzen zu können, und so gelang es Jakob Rosenbaum, seine Mähre einzustallen und mit dem schönen Hauptmannsgaul, dessen langen Schwanz er vorsichtshalber doch hochgeknötet hatte, durch das breite Hoftor hinauszutragen.

Als es nun vollends dunkel war, betrat die Wache den Stall, um den Pferden das Futter zu schütten. In der Rechten die Taschenlampe, unter dem linken Arm die Futter-schwinge, wandte sich der Soldat dem Haupt-

mannspferde zu, doch oh weh — rechts und links schlug es aus, zertrümmerte die Laternen, verletzte den Mann am Kopf und wiherte höhnisch, als er hinaustaumelte.

Draußen war tiefe Stille, nur der Mühlenbach rauschte leise.

Der Mond war aufgegangen und wob seine bläulichen Schleier über den schneebedeckten Hof.

Als der Soldat sich erholt hatte, schlug er Lärm, und als seine Kameraden herbeigeeilt waren, betraten sie, gemeinsam ausgerüstet mit mehreren Taschenlampen, das Feld der verhängnisvollen Tätigkeit von Jakob Rosenbaums Schindermähre. Im Scheine der Lampen blieben ihnen keinerlei Zweifel mehr: Des Hauptmanns Pferd war ausgetauscht worden. So gingen sie nun geschlossen vor des Hauptmanns Haus, um ihm Kunde von dem schändlichen Pferdediebstahl zu bringen. . . .

Dem Rosenbäumle, das natürlich längst in die Mühle zurückgekehrt war und mit dem Stadtmüller den Vorgang durch ein kleines Fensterlein beobachtet hatte, war mit einemmal die Sache nicht mehr recht geheuer. „Du“, sagte er zum Stadtmüller, „wenn se nu mein Pferd morgen früh auf den Marktplatz stellen . . . der Schlag soll mich treffen, wenn ihnen nicht jedes Kind sagt, daß es das Pferd vom Jakob Rosenbaum ist.“ „Hu“, machte der Stadtmüller, der nie aus der Ruhe zu bringen war und stopfte sich behaglich sein Pfeifchen, „so nimm ihnen halt deinen Schinder auch wieder aus dem Stalle raus.“

„Das ist ein Gedanke“, frohlockte das Rosenbäumle, vor Freude von einem Mehl sack aufspringend, auf dem er gerade saß. „Gott soll dir lassen wachsen Geld statt Gras auf den Wiesen.“ Nach diesem Segenswunsch eilte er in den Stall hinab, band sein Pferd los, führte es über die schmale Brücke jenseits

des Baches, überwand heroisch die schweren Anfangsstadien der Reitkunst, des schönen Wortes eingedenk: „Es ist kein kühner Reitermann, der nie den Sand geküßt“ und trabte davon.

Silberblau floß das Mondlicht über den einsamen Reiter und sein Pferd, das nun friedlich ging, wie ein unschuldiges Lämmlein auf grüner Au. Geheimnisvoll klang das Rauschen des Mühlbachs, es wurde immer leiser, je mehr sich das Rosenbäumle vom Wehr entfernte.

In der Ferne klang der krächzende Ruf einer vorüberstreichenden Wildente.

Auch dieser zweite Streich gelang den Weiden. Doch als unser Stadtmüller am Ofen sein Pfeifchen rauchte und den verzitternden Rauchwolken nachschaute, kamen ihm doch allenthalben Gedanken.

Jakob Rosenbaum hatte nun die beiden Pferde — er aber ging leer aus, denn er wußte aus Erfahrung, daß das Rosenbäumle nur dann von dem ergatterten Gelde abgab, wenn es sich im Angstzustande befand. Es hatte aber nun nichts mehr zu befürchten, in seinem Stalle waren die Pferde sicher und im übrigen würde jetzt Rosenbaum das Hauptmannspferd so schön zurechtfrisieren, daß es seine leibliche Mutter nicht wiedererkennen würde. Nun galt's, dem Rosenbaum das süße Gefühl der absoluten Sicherheit zu rauben. Also begab sich noch am späten Abend der Stadtmüller zu Jakob Rosenbaum. Als er an das Fenster klopfte, wurde das Rosenbäumle, das gerade mit seiner halbverblühten Rose und den Rosenknosphen im traulichen Lampenschein geseffen hatte, leichensahl, verlöschte das Licht und gebot im Flüsterton den Seinen recht still zu sein.

Unter dem Fenster erklang das höhnische Lachen des Müllers.

„Nach doch auf, Jakob, ich bin's.“

„Gott du Gerechter, was du mir einjagst für ä Schreck,“ rief Rosenbaum, ließ es Licht werden und zog den Freund hinein. Die Rösschen wurden rasch zu Bett geschickt, und der Müller sprach leise auf Jakob ein, in dessen Gesicht alsbald alle Phasen der Angst spielten.

„Für morgen ist in der ganzen Stadt eine Stallrevision vorgesehen, hat mir ein Soldat verraten,“ sagte der Müller.

„Gott du Gerechter,“ jammerte das Rosenbäumle, die aus den Augen springende Hinterlist des Freundes nicht gewahrend, „was soll ich nu machen mit dem Pferde, ich kann's doch nicht stellen in die gute Stube.“

„Om“, warf der Müller gleichmütig hin, „zwei Jahre Buchthaus können dir blühen dafür.“

„Wiste meschugge, höchstens sechs Monate,“ fing Jakob an zu handeln.

„Und die Körperverletzung der Stallwache?“

„Nu, was sollen wir machen mit dem Pferde?“ lenkte Rosenbaum ein, „wenn du bist gekommen zu mir, biste doch nicht bloß gekommen, um zu machen ein Gesaitre, nur um mir zu geben einen guten Rat.“

„Ich fahre morgen in der Früh zu meinem Onkel nach Schmischowka, wenn du willst, spanne ich das Hauptmannspferd zu dem meinen, da komme ich unauffälliger durch die Stadt und wir lassen das Pferd solange bei meinem Onkel, bis die Einquartierung fort ist.“

„Gibst du mir dein Ehrenwort, daß du mirst bringen das Pferd auch wirklich zu deinem Onkel nach Schmischowka?“ fragte vorsichtig der Jude.

„Ehrenwort,“ sagte fest der Müller, aber er war ein Mann, der gerne mit Ehrenworten rumschmiß. So war's denn auch nicht zu verwundern, daß Jakob Rosenbaum's Pferd auf einem Dominium in nächster Nähe landete und nicht beim Schmischowkaer Onkel. Der Domäneninspektor blinzelte unfremd Müller verständnisinnig zu, als dieser ihn bat, das Pferd in Pension zu nehmen. Er hätte nämlich schon zwei Pensionsgäule, die dem dicken Fleischer Knochenhauer gehörten, sagte er und zeigte ihm die prächtigen Tiere. Wohlgemut kehrte der Müller in die Stadt zurück, nun hatte er den Rosenbaum überlistet.

Wie aber fluchte das Rosenbäumle, als es sich in Schmischowka von der guten Ankunft des Pferdes überzeugen wollte und es nicht vorfand, wie karrierte er in der ganzen Umgegend umher, um das verlorene Rößlein aussindig zu machen. Doch es blieb einstweilen verschollen.

Der Müller, dem er die heftigsten Vorwürfe machte, erwiderte ihm seelenruhig: „Was willst du haben, du hast doch nichts verloren, deine Mähre hast du doch behalten.“

„Und meine Angst für was?“ fragte Rosenbaum, spreizte alle zehn Finger auseinander und sah mit seinen runden Augen wie ein Karpfen zu dem Müller herauf.

Inzwischen mußte Meister Knochenhauer wieder einmal nach seinen Pensionspferden schauen, und als er durch Zufall erfuhr, daß das neue schöne Pferd dem Müller aus seinem Städtchen gehörte, sagte er zum Inspektor: „Der Müller hat mir erlaubt, einmal sein Pferd einzuspinnen.“

Dem Inspektor war's recht, und so ging des Hauptmanns Pferd wieder im schön gestreckten Trab in die Stadt zurück.

Es kann nicht schöner sein, lenkt doch der weiße Knochenhauer eines Tages das vielgeprüfte Pferd in die Tore des Stadtmühlhofes ein, um den Müller zum Verkauf zu

bewegen juist zur selben Zeit, als der Herr Hauptmann anwesend ist.

Ach Hauptmann, Herr Hauptmann, was waren Sie doch blind. Er hat es nicht erkannt, sein schönes Pferd mit dem kupierten Schwanz und der gestutzten Mähne, aber dem Müller lief es siedend heiß über den Buckel, aus seinem Munde kam's wie unterirdisches Grollen, als er Knochenhauer zukurrte: „Mensch, scheeren Sie sich zum Deumel mit dem Pferde, aber ein bißchen plözlich.“

Dem dicken Fleischer ging ein Setzenfieber auf — wie ein blasser Schtimmer hing noch der Skandal von einem verlorengegangenen Pferd, der vor einigen Wochen die Kleinstadtgemüter erregt hatte, in seinem Gedächtnis. So schnell er konnte, entfloß er dem Gesichtskreis des Hauptmanns.

Als er an Jakob Rosenbaum's Haus vorbeifuhr, zitterte die Gardine an dem schmalen Fenster der Wohnstube unnatürlich stark, und Knochenhauer brachte diesen Vorgang mit dem bald darauf erfolgten Besuch Jakob Rosenbaum's in Verbindung.

Er hätte gar ein schönes Pferd, sagte er zum Fleischer und mit seiner Krake wäre schon rein garnischt mehr anzufangen. Ob er ihm das Pferd nicht leihen könnte für ein paar Stunden, er hätte eine wichtige Besorgung im nächsten Dorf.

„O warum nicht,“ sagte gutmütig der zweihundertfünzigspündige Fleischer. Fremder-

leuts Sachen borgen sich nämlich viel besser weg, als die eigenen. So fuhr Jakob Rosenbaum zum letzten Mal mit dem armen Hauptmannspferd zur Stadt hinaus und als er heimkehrte, hatte seine magere Briestafche recht üppige Formen bekommen . . . das Pferd aber kam niemals wieder. Als nun der Müller den Fleischer um des Pferdes willen aufsuchte, hörte er, daß Rosenbaum den Gaul verkauft habe.

Wen mutet dieses wahre Geschichtchen nicht an, wie jenes im Zirkus beliebte Reitskunststück, in dem fünf Reiter auf einem Pferde sitzen und einer den andern aus dem Sattel drückt, bis zum Schluß nur einer Sieger bleibt?

Nun war unser Müller wieder aus dem Sattel gehoben, mußte zusehen, daß er wieder einen anderen herunterschmiß und doch Sieger wurde.

Rosenbäumle schied aus, so blieb nur noch Knochenhauer übrig. Also begab sich der Stadtmüller auf dem schnellsten Wege ins Dominium, kohlte dem Inspektor vor, der Fleischer hätte mit ihm eines von den Pensionspferden gegen seinen Gaul eingetauscht, suchte sich das beste aus und fuhr davon. Doch nun machte er es wie Rosenbaum, verkaufte es ein paar Stunden weiter, denn er fand, daß es in einer so disziplinlosen Zeit sicherer war, eine gefüllte Briestafche zu besitzen, als ein schönes Pferd im Stalle.

Gleich nicht allein.

Es sprang ein kleines Wässerlein
Durch Gras und Blumen munter;
Gar eilig wollte es zum Meer
Den weiten Weg hinunter.

Doch wäre es wohl nimmermehr
Zum Meere hingekommen,
Hält' es auf seinen Weg sich nicht
Begleitung mitgenommen.

Ein Bächlein hier, ein Quellchen dort —
Bald fühlt's die Kräfte schwellen,
Und: Heisa! geht die Reise fort,
Froh tanzen seine Wellen.

Mir hat das kleine Wässerlein
Die Lehre mitgegeben:
Gleich nicht allein! dann wanderst du
Nochmal so leicht durch's Leben.

Gertrud Grabowski.



Fr ü h e.

Von Josef v. Eichendorff.

Im Osten graut's, der Nebel fällt,
Wer weiß, wie bald sich's rühret.
Doch schwer im Schlaf noch ruht die Welt,
Von Allem nichts verspüret.

Nur eine frühe Lerche steigt,
Es hat Ihr was geträumet.
Vom Lichte, wenn noch alles schweigt,
Der Baum die Höhen säumet.

St. Pelagia, die reiche Romöbiantin.

Von P. Jacob Schmid (1739).

Daß sie sich gewisser Ursachen halber nach Antiochia begeben sollten, war vom Erzbischof daselbst eine Zusammenkunft der Herren Bischöfe ausgeschrieben worden. So sich ihrer acht einfanden, war auch Nonus darunter, ein sehr gewaltiger und wunderbarer Mann, war ein Mönch, von Tabenna, wo die einsiedlerische Zucht ansonsten sehr in Flor stand, und der war wegen seines heiligen Wandels zum Bischof geweiht worden.

Sein Diacon, Jakobus mit Namen, erzählt nun folgende Geschichte, die davon ihren Ausgang genommen:

Als der heilige Nonus in Antiochia angelangt, fand er auch die anderen Bischöfe vor dem Tempel des Martyrers Julianus beisammen versammelt. Da taten etliche den heiligen Nonus um eine Ermahnungsrede anzusprechen. Also begierig waren damals die großen Prälaten und Kirchenvorsteher, von geistlichen Sachen reden zu hören.

Sehet aber, indem sich alle ob seiner Lehre erbauten, da ritt plötzlich ein freches Frauenzimmer auf einem Maultiere vorbei. Sie war dergestalt ausgestattet und geschmückt, daß an ihr nichts als Gold und Edelstein zu sehen. Sogar ihre bloßen Füße waren mit Gold und Perlen überhängt. Eine große Zahl von Bedienten und Mägden, die ebenfalls aufs stattlichste ausgestattet waren, begleiteten sie als ihre gebietende Frau. Etliche gingen vor ihr her; andere folgten ihr nach. Pelagia, so hieß dieses wunderhübsche Weibsbild, war auch von Angesicht so schön, daß sie von den Weltmenschen nicht genug angesehen werden konnte. Im Vorbeireiten erfüllte sie die ganze Luft mit wohlriechendem köstlichen Geruchwerk und Bisan, daß also nichts abging, das zu Leichtfertigkeit der Sinne diene.

Weil sie nicht allein die große Pracht, auch die unverschämte Bloßheit nicht ansehen konnten, wendeten die Bischöfe ihre Augen ab. Denn es wäre zu wünschen gewesen, daß Pelagia diese von Gott und der Natur empfangene so zierliche Gestalt nicht mißbraucht hätte, um andere dadurch zu schändlichen Liebeshändeln zu betören. Der heilige Nonus aber schaute dieses eitle Weibsbild beständig an und sah ihr nach, so lange er nur konnte. Was keineswegs ratfam nachzutun und bei einem so heiligen Manne gewiß zu vermindern. Doch was er allda getan, geschah mehr aus innerlicher Erleuchtung, wie der Ausgang noch beweisen wird.

Nachdem endlich der heilige Mann seine Augen zurückgezogen, sprach er zu den anwesenden Bischöfen: „Hat euch diese so schöne Person nicht wohlgefallen?“ Die aber, weil

sie ihm keine Antwort darauf zu geben wußten, brachten ihren Blick zur Erde, und wartete einer auf des anderen Rede. Nonus aber ließ sein Haupt bis auf die Knie sinken.

Nachdem er sich in die Tiefe seines Herzens versenkt, seufzte er bitterlich. Endlich richtete er sich wieder auf und fragte die Bischöfe abermals: „Hat euch, jaget mir, diese schöne Person nicht auch wohlgefallen?“ Aber keiner antwortete, und wollte keiner des heiligen Mannes Inbrunst durch plattes Wortgetön zuschanden bringen. Denn er weinte bitterlich auf das Handbuch, das er bei sich hatte.

Und abermals sprach er: „Diese so schöne Person, hat sie euch nicht auch gar sehr gefallen?“ — So mußte er sich selbst die Antwort geben. „In der Wahrheit“, so ging seine Rede, ich habe an ihr einen großen Gefallen gehabt. Denn was meint ihr, wieviel Stunden hat sie zugebracht, sich auszuschnücken? Und sucht mit aller dieser Schönheit nur ihren Buhlen zu gefallen. Was sollten wir um unserer Nacktheit willen tun, und wie sollten wir unsere Seelen ausziehen, dem zu gefallen, den wir über alles lieben sollen, und der uns über alles liebt, nämlich Gott dem Herrn!“

So klagend und seufzend verbrachte er in seiner Herberge den ganzen Tag.

Die Bischöfe aber verwunderten sich sehr der Rede des so heiligen Mannes und des Gefallens, das er an der Publistane und Metzzen genommen. Es entstand viel Auflauf unter der sündigen Welt und Menschheit in Antiochia. Die schändlichen Mannsbilder aber, die bei der Hauptkomöbiantin Pelagia ein- und ausgingen, wohl auch mit ihr Umgang pflegten, erzählten ihr die Worte des heiligen Bischofs. Voller Mitleid gaben sie sich aus, daß Pelagia nun zwar einen ehrbarlich-großen, aber schändlich-armen Galan und Nachläufer habe, einen Mönch-Bischof. Dieser Hohn, so füglich er gemeint war, traf doch der Komöbiantin und Hurerin sehr ins Herze. Will doch keine, auch das tiefste Kebsweib nicht, dem Spott der ihrigen ausgesetzt sein, bezahle ihn auch ein würdiger Herr mit seiner Größe.

Pelagia in ihrer Not, was sie tun sollte, vermeinte schutzlos zu sein gegen den Angriff des heiligen Mannes und beschloß, sich seiner Art und seiner Denkungsweise zu vergewissern. Sie vermochte es nicht zu glauben, daß selbst ein so heiliger Mann von so großer Rechtfchaffenheit Anteil an ihr genommen, sogar Gefallen an ihr gefunden habe.

Und allwte aus Hohn und Troß beschloß

fte, unangesehen, daß sie ihre Sünden und Pasterhaftigkeit nicht im geringsten bekümmerten und ansahen, und daß sie niemals sonst zum Gottesdienst gekommen war, zu einer Predigt zu gehen, die der heilige Nonus zum ganzen Volke in Antiochia hielt. Weil es aber nicht auffallen sollte, noch die Meinung gehen, sogar Pelagia hätte, die Publikane, Gefallen am Bischof Nonus gefunden, wie dieser an ihr, und so die geheime Buhlschaft fertig, legte die große Sünderin all ihre Schönheit und ihren Schmuck ab, damit sie niemand im Tempel erkennte. So streifte sie denn Gold, Ketten und Edelgesteine von ihrer bloßen Haut und legte ein christliches Gewand über ihren Wohlgeruch und die Weißheit ihrer Schultern, nicht wissend, daß sie einen neuen Menschen anzog. Denn während der Predigt des heiligen Nonus wurde sie also im Herzen getroffen, daß sie das Weinen nicht halten konnte, gleichsam als wollte sie verzagen.

Un glaublich, wie sich über solche Verwandlung der höllische Feind bis aufs Aeußerste getroffen fand. Er gab solches dem heiligen Nonus selbst an den Tag. Denn der Diacon Jakobus ward Zeuge folgenden Zwiegesprächs. Der Teufel ließ sich, während sie bei Tisch saßen, melden und erhob großes Geschrei, als wenn man einen Menschen ermorden und umbringen wollte: „Wehe mir, weh mir Armlisten, was muß ich von diesem Alten leiden? Ist es nicht genug, daß du mir dreißigtausend Saracener — so fleißig hatte sie der Teufel gezählt — weggeraubt und Waffers getauft hast? Hast du denn nicht an der Stadt Heliopol genug, wo man bisher mich allein angebetet hat? — und der Teufel wies dabei auf eine Landkarte, die nach Tabak roch, weil er des Abends gern rauchte —. Jetzt hast du mir meine größte Hoffnung, meinen besten Trost, meine Pelagia verführt. O, was muß ich von diesem verfluchten Bischof leiden. Vermaledeit sei der Tag, woran du geboren.“

Wie, lieber Leser, ist dir nun ersichtlich, welche Macht ein wahrer Bischof hat? Völker, Städte und Thron unterlegen seinem Machtwort. Aber es muß ein heiliger Mann sein. Und weiter sprach der Teufel: „All meine Hoffnung ist nun hin. Mein liebes Neß Pelagia, mit dem ich schon so viele gefangen und an Leib und Seele verderbt, ist jetzt ins Neß bei dir gegangen. Wer wird nun mein Statthalter sein in Antiochia? Soll ich mir einen im Nonnenkloster suchen, oder gar unter den Ruten? Wem werden die jungen und reichen Herrlein anhangen? Wem werden die alten und armen Männer der Stadt zublitzen mit Wetterleuchten, das bei mir geborgt ist und siebenfach bezahlt wird? Wer wird die Frauenzimmer im Dienst des Pokulierens und des Tanzes unterweisen?

Wer wird sie lehren, wie sie mit dem Bauche rucken sollen und mit den Füßen schlagen, ohne daß sie Hals und Beine brechen? Meinst du, das könnte leicht ein anderes Weibsbild in Antiochia? O, meine schöne, kluge, herrliche Pelagia!“

Merkst du, lieber Leser, von welcher Art wohl die Kunst der Pelagia, wie auch ihr Geruch in Antiochia mag gewesen sein?

Zwei Tage aber darauf ließ sich der Teufel bei Pelagia melden, erhob wiederum großes Geschrei und heulte: „Ach, meine Pelagia, solltest du mir solchen Spott antun? Du gehst mit mir um, wie ein anderer Judas. Denn als Christus der Herr ihn mit Ehre und Glorie geziert hatte, er wohl auch gar Apostel geworden war, da verriet er seinen eigenen Herrn. So hast du auch an mir getan.“

Auch aus dem Schlafe weckte er die weinende Hauptkomödiantin und Stadtbuhlerin von Antiochia auf: „Ich bitte dich, meine Margarita, was hab' ich dir Leid's getan? Bist du nicht durch mich mit Silber und Geld, Perlen und Edelgestein geziert worden? Habe ich dir nicht den hohen Rat von Antiochia und die Wächter der Tugend vor die Füße gelegt? Welcher Feldherr im Untergang wie im Aufgang der Sonne hat nicht an deinem Duft gesogen? Welcher Muttersohn des alten Adels war berauscht, wenn nicht von deinem Namen, noch ehe er deinen Atem erkannte, wähnend, es sei Panthergepfau, und er sich fürchtete vor der Wut der Sünde? Welcher Vockvogel der Stadt hat seinen Wiß an den Bürgern geübt, wenn nicht durch die Süße deines Leibes? Undankbare,“ heulte der Teufel, sodas er Schüttelfrost bekam und kalte Füße, und wollte zu Pelagia ins Bett hupfen. Denn es gelüftete ihn nach gewohnter Hitze bei nachtschlafender Zeit. „Damit ich dir dafür ein Genügen tun möge, mache mich doch nur nicht also zu Spott und Schand und den Christen zum Gelächter.“

Merke, mein Leser, bei allem diesem, was wir anjeho erzählt, daß die Hölle gleichsam ebenso, ja noch mehr zu bedauern ist, wenn ihr ein solches Weibsbild aus dem Garn läuft. Drum machte der Teufel bei St. Nonus wie bei der Erzbuhlerin Pelagia seine Visite mit Schreien und Lärmen. Half ihm aber zu nichts, wie wir gleich vernehmen werden.

Nachdem Pelagia erfahren, welches die Wohnung des heiligen Nonus war, schickte sie ihm durch zwei Bedienten einen wohlaufrichtigsten Brief, der also lautete:

„Dem heiligen Jünger Christi wünschet Pelagia, eine Sünderin und Lehr-Jüngerin des Teufels, alles Gute. Einen Gruß zuvor. Ich habe von deinem Gott vernommen, daß er vom hohen Himmel auf die Erden kam

nicht um der Gerechten willen, sondern die Sünder selig zu machen, und daß er sich dermaßen gedemüthigt habe, daß er sogar die Publikanen (wasmachen sie sich selbst meint) und öffentlichen Sünder nicht verschmäht, wie auch daß derjenige, dessen Angesicht die Cherubim nicht schauen dürfen, mit den armen Sündern umgegangen sei. Und du, mein Herr, der du mit großer Heiligkeit leuchtest, obwohl du Jesum Christum, welcher sich dem sündigen jamaritanischen Weiblein beim Brunnen geoffenbart, mit leiblichen Augen nicht gesehen hast, so bist du dennoch, wie ich von den Christen vernommen, ein wahrer Diener Christi, so verachte mich nicht, denn durch dich hoffe ich, den Heiland zu erkennen und dort des Genusses seines heiligen Angesichtes gewürdigt zu werden, lebe wohl!“

Das heilige Antwortschreiben, das er den zwei Bedienten ohne viel Ueberlegen mitgab, aber lautete: „Du seiest, wer du wollest, so bist du doch Gott dem Herrn bekannt und alle deine Werke und Absichten. Wisse aber, unterstehe dich nicht, mich zu versuchen. Denn, wenn ich auch ein sündiger Mensch bin noch und noch, so doch ein Diener Gottes. Wenn du aber recht ernstlich eine Begierde zu Gott, zu Tugend und unserem Glauben verspürest, und mich persönlich sehen willst und besuchen, so habe ich noch andere Bischöfe bei mir. In deren Gegenwart mag es geschehen und nicht anders. Denn dich allein lasse ich nicht vor mich treten, lebe wohl!“

Konnte ein heiliger Mann einen anderen Brief als diesen schreiben? Wovon Pelagia voller Freude war und eifertig in des heiligen Nonus Wohnung lief, wo Gott der Herr wie auf Sendboten Geheiß die Bischöfe versammelt hatte. Sie ließ sich bei ihm anmelden und warf sich vor seinen Füßen hin und küßte ihm Hände und Füße wie eine andere Magdalena und heulte mit so inbrünstigem Verlangen zum heiligen Taufwasser, daß die anwesenden Bischöfe sich darob verwunderten und frei bekannten, dergleichen Begierde nach dem heiligen Taussacrament niemals bei einer anderen Person gesehen oder erfahren zu haben.

Nonus willigte endlich in das Begehren der reumüthigen Pelagia ein, fragte sie, wie sie heiße, worauf sie zur Antwort gab: „Von den Eltern her werde ich sonst Pelagia genannt. Die Antiochener aber nennen mich nur das Edelgestein oder Perlelein, wegen der vielen Edelgesteine, die ich bisher zur Zierde getragen, und mit welchen mich meine Sünden und Laster, da ich mich an deren preisgegeben habe, bereichert haben. Worauf der Heilige sie mit dem Heilwasser von allen Sünden abgewaschen und der christlichen Gemeinde beigezählt, wie ihr auch das allerhei-

ligste Altarsacrament und die Firmung mitgeteilt hat.

Wo aber vor Zeiten, wie der heilige Apostel Paulus sagt, die Bosheit überhand genommen hat, alldort findet nun die Tugend und Gnad mit Ueberfluß sich ein. Denn am dritten Tag nach der heiligen Tauf machte sie dazu folgenden Anfang: Sie berief einen und zwar den treuesten ihrer Bedienten — auch Buhlerinnen haben ihre Getreuen —, der auch all ihre Sachen verwaltete, und sagte zu ihm: „Gehe hin in meine Kleiderkammer und beschreibe alles, was an Gold und Silber, an Geschmuck und Edelstein, an Kleinodien und Perlen vorhanden, und bring es mir hierher.“

Und alles gab sie dem heiligen Bischof Nonus, daß er damit anordnen könne, wie er es für gut befinde, also sprechend: „Von nun an verlange ich keine anderen Reichthümer als die Güter meines Herrn Jesu Christi, Amen!“ Der heilige Nonus ließ alles den Witwen und Waisen, wie auch den anderen Armen auspenden, verbot aber ausdrücklich, etwas davon an die Kirchen und Gotteshäuser zu verwenden, weil es ein von dem schändlichen Gewerbe der Unkeuschheit zusammengebrachtes Gut wäre, als wenn der Heilige gleichsam befürchtete, er möchte damit ein Gotteshaus beflecken. Hierauf berief die fromme Pelagia alle ihre Bedienten und Aufwärterinnen, entließ sie aus der Leibeigenschaft, welche sie hierzu erkaufte hatte, verehrte ihnen goldene Halsbänder mit eigener Hand und sprach: „Eilet und lauft, euch von dieser sündhaften und boshaften Welt zu entledigen, damit wir einst, wie wir auf Erden beieinander gewohnt haben, auch in jenem glückseligen und ewigen Leben zusammenkommen mögen.“

So macht es einem die Liebe Gottes, wenn sie ein Herz, wie das Herz von Pelagia, völlig besthet; er hat ein größeres Vergnügen, alles hintanzusehen, als er gehabt, da er nach solchem vorher mit höchstem Verlangen sich sehnte. Und ihr, Gott und der Tugend vergessenen Weibsbilder von gleicher Gattung, wie vorher Pelagia gewesen, nehmt wahr, welchen unsäglichen Schaden ihr in den menschlichen Seelen anrichtet; aber wißet, daß auch ihr ein Werkzeug der Gnade werden könnt, so ihr nur wollt und das Kleid der Sünde ablegt, so es die große Komödiantin und Publikane Pelagia getan.

Acht Tage nach der Taufe brachte Pelagia zu, um nachzusinnen, auf welche Art sie am besten Gott dienen könne. Und als eine rechte Hauptkomödiantin erleuchtete sie die Gnade Gottes. Da sie das weiße Tauffleid wiederum ablegen sollte, zog sie unwissend anderer ein härenes Bußkleid an und noch ein anderes vom heiligen Nonus, und floh in der Stille von Antiochia davon. Als eine rechte

Schauspielerin vor Gott, wie ehemals vor den Menschen, wollte sie jetzt als ein Mann gelten und Pelagius heißen, machte sich nach Jerusalem auf und erbaute sich auf dem Delberg ein armes und schlechtes Hüttlein, mit dem Vorhaben, darinnen Gott bis ans Ende ihres Lebens zu dienen und ihre vielfältigen und großen Sünden zu beweinen. Und nur der hl. Konus hatte Kunde davon. War also gleichermäßen ihr Prinzipal. Daß dieses Pelagia getan, ist ansonsten aber weder ratsam noch erlaubt, sich in Manneskleider, auch unter solchem Vorhaben, zu verhüllen; denn was oft die großen Heiligen getan, ist nicht allzeit nachzutun, sondern alles zu bewundern.

Alle drei Jahre pflegten die Antiochianer ein großes Tanzfest zu feiern, und da niemand so gut tanzen konnte, als die ehemalige Hauptkomödiantin Pelagia, wandelte den Teufel die Lust an, sie wieder zu besuchen und zu sehen. Er ging zu Konus und fragte, wo sie wäre. In Jerusalem, war die Antwort, woraus der Teufel sich auf den Weg machte. Der Heilige hatte ihm aber ihre Verwandlung verschwiegen. So der Teufel vor dem Hüttlein stand, fragte ihn Pelagius, ohne das Fenster zu öffnen, woher er komme. „Der selige Bischof Konus,“ sprach der Teufel, „hat mich hierher kommen lassen.“ Darauf Pelagius: „Heiße ihn für mich beten, denn er ist ein heiliger Mann.“ Und damit schloß er das Fenster und sang an, die Terz zu beten.

Da pochte der Teufel mehrmals an und begann: „Pelagia, meine Margarita, komm mit mir nach Antiochia tanzen. Kennst du mich nicht? Und wieder heulte der Teufel zu ihr, der Hauptkomödiantin, die er nicht sehen konnte. Ansonst wäre er höchlich erschrocken. Wasmaßen das überaus strenge Leben, mit dem sie ihre Sünden abgeküßt, sie also verunstaltet, daß sie sich selbst nicht mehr glich. Die

Augen, die früher ein Paar Sternlein schienen, standen jetzt ganz tief im Kopf wie ein Paar Höhlen; die Wangen, die vorher von Rosen so rot und von Milch so weiß, jetzt bleich und eingefallen, der Leib ein Schatten und ausgemergelt. So recht das Bild des nahen Todes. Der Teufel aber, immer noch seiner Margarith gedenkend, bekam wieder Schüttelfrost und klapperte mit den Zähnen. Pelagia vermeint nicht anders, der Tod sei gekommen, sie zu holen und öffnete plötzlich ihr Türlein. Schon nahm sie der Teufel in die Arme und wollte sie nach der Höllenmuff, so er im Kopf eine feuerte und gistete, im Tanze drehen, da merkte er jählings, daß er ein ekles Greislein an sich drücke, so unwirsch anzusehen. Dieß das Greislein fallen, dieß aber war tot. Pelagia hatte den letzten schwachen Rest ihres Lebensschiffleins dem Tode geopfert, um ihre große Schuld zu sühnen. So war sie als Schauspielerin und Hauptkomödiantin gestorben und doch eine große Heilige geworden.

Hierauf begaben sich viele gottselige Männer aus unterschiedlichen Klöstern dahin und trugen den heiligen Leib davon, um ihn mit Gold und Edelsteinen zu zieren. Hierbei hat man zugleich erfahren, daß dieser vermeinte Pelagius, der Mönch und Klausner, eben jene Pelagia sei, welche vor drei Jahren noch als eine berühmte, aber lasterhafte Hauptkomödiantin und Tänzerin zu Antiochia gewesen und nachmals unter Mannesgestalt so strenge Buße gewirkt.

Der Teufel aber hat nie mehr eine Komödiantin zum Tanze geladen. Man kann nie wissen, wenn es eine rechte ist, ob sie den Tod schauspielert oder wann sie es nicht tut, einen Tanz tanzet, an dem sie mit Tode abgehet. Und du Christenmensch merke wohl auf: Tanz, Tod, Teufel.

Von jungen Gärten.

Von Ewald Artur Hentschel.

Die schmale Scholle schließt sich auf,
Glänzt dunkel in den Tag herauf,
Spürt in der Sonnenwunderflut
Die Kraft, die ihr im Schoße ruht.

Bald, bald, wird sie sich schmücken fein:
Ein Blümlein schwank . . ., ein Reislein . . .,
Und werfen in die blaue Luft
Einen zitterzarten Rosenduft . . .

Leicht, daß ein Vöglein ihn empfängt
Und im Vorbei die Flügel senkt, —
War's doch, als flatterte ein Band
Heimlicher Grüße überm Land.

April! April!

Der Kumpel Rusin Klepitzko trat in den Schank von Kaczmarek und sah den Kumpel Antek Mondralla beim Glas Bier sitzen. Er sagte: „Glück auf!“, setzte sich dazu, zog eine flache Flasche aus der Tasche, in der es bis zur Hälfte goldgelb schimmerte, entkorkte sie, setzte sie an die Lippen, tat einen herzhaften Zug, machte: „Aaaaah“, und stellte sie versüßerisch auf den Tisch.

Antek Mondralla schluckte ein paarmal Spucke. Dann sagte er:

„Piernicka, da laß mich auch mal!“

Rusin Klepitzko zögerte ein bißchen. Dann meinte er:

„So ein guter Konjak ist ja zu schade für dich!“

„Konjak“, stöhnte Antek, „och, da wenigstens einen ganz kleinen Schluck!“

„No, wenn du schon so bittest, da sollste haben,“ sagte Rusin, „aber bloß einen ganz kleinen!“

Antek hob die Flasche, zielte gewandt und goß mit einem Stoß fast den ganzen Inhalt in die Gurgel. Gleich darauf sprang er aber auf, daß der Tisch wackelte, prustete, ruderte mit den Armen und schrie:

„Piaakruk wäsluchtä, das ist ja nicht Konjak, das ist ja — — Essig!“

Begeistert nickte Klepitzko und schrie zurück:

„April! April!“

Antek Mondralla verschmauchte sich ein wenig und fragte dann verwundert:

„Aber, tummes Nas, hast ja selber getrunken?!“

„Ale kaj tam, hab ja bloß so gemacht, als ob weil wollt' ich dich scharf machen.“

Eine Weile dösten sie vor sich hin. Dann sprach der arme Antek Mondralla:

„Jetzt muß ich dich reinlegen! Wollen wir ein' Schafkopp spielen?“

„Spielen wir!“ sagte Rusin Klepitzko.

Sie spielten, aber Mondralla verlor „was einmal da mehr“. Klepitzko frohlockte:

„Ein Tuleja fällt immer rein!“

Als Mondralla drei Mark angeschrieben hatte, hieb er die Karten auf den Tisch und wollte gehen.

„Erst zahlen!“ brüllte Klepitzko.

Nach einigem Hin- und Hergezanke zog Mondralla schließlich einen Fünsmarkschein, zerrüllte ihn vor Wut und warf ihn Klepitzko ins Gesicht. Klepitzko glättete den Schein, gab umständlich zwei Mark heraus und ging an die Theke, um einen Schnaps zu trinken. Mondralla verließ fluchend den Schauplatz der Handlung.

„Den Schein nehm' ich nicht,“ sagte der Wirt, als Klepitzko zahlen wollte.

„Wieso? Ist er falsch?“ fragte Klepitzko.

„Er ist echt,“ sagte der Wirt, „aber er ist aus der Inflation!“

In diesem Augenblick schrie eine triumphierende Stimme vom Fenster:

„April! April! Ein Tuleja fällt immer rein!“

Als das Bierglas, das Rusin Klepitzko daraufhin wütend gegen das Fenster warf, an der Stelle anlangte, wo es den Kopf Antek Mondralla's hätte treffen müssen, war der Besitzer des Kopfes längst über alle Berge.

Sefflik Klappidudel.

Durch!

Von Gertrud Aulich.

Stehenbleiben,

Weil eine Pfühe im Wege ist,

Umwege machen, daß man einen Saum nicht bespreizt,

Umkehren, weil man eben ein bißchen schwitzt? —

Durch!

Nur das Ziel nicht verlieren!

Nur nicht vom Weg abirren!

Durch!

Und wenn's mit Händen und Füßen nicht geht,

Und wenn der Sumpf über'n Kopf wegsteht,

Dann auf dem Bauch wie ein Lurch

Durch!



Anklänge.

Liebe, wunderschönes Leben,
Willst Du wieder mich verführen,
Soll ich wieder Abschied geben
Fleißig ruhigem Studieren?

Offen stehen Fenster, Türen,
Draußen Frühlingsboten schweben.
Lerchen schwirrend sich erheben,
Echo will im Wald sich rühren.

Wohl, da hilft kein Widerstreben,
Tief im Herzen muß ich's spüren:
Liebe, wunderschönes Leben,
Wieder wirst Du mich verführen.

Jos. v. Eichendorff.

Denk nicht an morgen . . .

Schlaf ohne Sorgen,
Leise und lind,
Denk nicht an morgen,
Sei wie ein Kind:

Schmückt sich mit Rosen
Im leichten Spiel,
Sturmtwindes Tosen
Kümmert's nicht viel —

Sturm ist verflogen
Wohl über Nacht,
Weiter gezogen
Oh' du erwacht.

Gib deine Sorgen
Dem flüchtigen Wind,
Denk nicht an morgen,
Sei wie ein Kind.

Vertrud Grabowski.

Sinlebein.

Tier- und Jagdnovelle von Franz Görlich.

Jemand hatte mich wieder einmal auf die große Behe getreten. Ganz scheußlich einfach! Ich habe dabei sicher ein recht dummes Gesicht gemacht, aber gemuckt habe ich nicht. Was nützt auch Schimpfen und Lamentieren! Kein Mensch hilft einem. Man empfängt höchstens ein verstecktes Lächeln, das da sagen soll: „Geschieht dir ganz recht!“

Ich schluckte dreimal gewaltig, räusperte mich schrecklich und setzte mich alsdann zwei Stunden lang an den wackeligen Tisch. Stützte das sorgenvolle Haupt in die zuckende Hand. Ward grün und gelb im Gesicht. Riß voll Verzweiflung an den Schnurrbarthaaren. Fuhr mir wohl zweihundertmal durch das gepeinigte Haupthaar und — sann auf Rache.

Zwei Stunden lang auf Rache sinnen ist niederträchtig gefährlich. Besonders wenn ich es tue. Dann — dann kann sich ein jeder vor mir in Acht nehmen. Dann werde ich zum Wüterich, zum Gewaltmenschen, der sehr leicht mit der Stahlfeder auf den anderen losgehen kann.

Als die zwei Stunden vorbei waren, da stand ich plötzlich auf, lachte, daß es dröhnte und sagte zu mir: „Mergere dich nicht über einen Fußtritt, den ein Esel gab. Was ein Esel spricht, kann auch nur Quatsch sein!“ —

Eine Stunde später sitze ich auf der Eisenbahn, das heißt, ich stehe. Es sind so viele Menschen da, daß selbst die geräumige „Vierte“ uns nur zur Not faßt. Wallfahrer sind dabei und Leute, die aus dem Gebirge kommen.

Luftig ist's da! Gewehr und Rucksack hängen am Haken. Ich lehne am Fenster und sehe einer dicken Mutter in die ehrlichen, freundlichen Brauungen. Da wird sie gesprochen und erzählt mir von dem rotscheckigen Bullen, den sie vorige Woche für einen Spottpreis verschleudert habe, von dem gelben Haushahn, der ein gutes Rassetier wäre, von dem schönen Grase, das doch ein prächtiges Heu geben müsse, von dem zweiten Sohne, der in Dhlau bei der „reitenden Reichswehr“ diene, und der ein gar schmucker Junge wäre, und von der alten Sau, die vierzehn Ferkel gehabt und sie alle durchgebracht hätte, und noch anderes mehr.

Da ich als Bauernjunge für derartige „ländliche Abschweifungen“ Interesse habe, bin ich natürlich ganz bei der Sache und plaudere, daß die Lippen Feuer schlagen. Da wird die gute Frau so nett und lieb zu mir, daß sie sich in ihrem gewaltigen Leibumfang

urplötzlich erhebt und mir ihren Platz anbietet.

Ich junger Kerl werde ganz schamrot und verlegen, und es dauert lange, ehe ich die stattliche Alte mit dramatischen Gesten und eindringlichen Worten beruhigt habe, und sie von ihrem Vorhaben abläßt.

Dann höre ich dem Witzeln eines schlagfertigen Graubarts zu, der mit listigem Augenzwinkern und schlaudem Lächeln mit einer äußerst zungenfertigen jungen Frau die Klinge kreuzt. Und so vergesse ich den Fußtritt, und als ich das Städtchen hinter mir habe und den blauen Bergen zuschreite, fühle ich mich wie ein ganz, ganz junger Dachs. Werse Fauchzer in die herrliche Junilust. Stecke mir eine Zigarre ins Gesicht und habe wohl ganz blanke Augen.

Dann plaudere ich noch einen Augenblick mit den Rübenleuten, die am Raine vespern, horche auf den Ruckuck, der drüben in den Mühlfletern ruft. Sehe in die Briestafche, ob ich noch viel Geld habe. Und — — — da lache ich wieder hell und laut, obwohl ich eigentlich in diesem Falle keinen Grund dazu habe. Blicke einer Wolfengestalt nach, die wie ein riesiges Tier einsam über den Himmelssocean dahinsiegt. Neuge scharf nach einem Habicht, der in schwindelnder Höhe über dem Walde seine Kreise schlägt. Dann geht es bergan, und in einer Viertelstunde stehe ich oben auf der Anhöhe neben unserer Jagdhütte.

Und ich schaue hinab ins Heimattal, und ich jodle dabei wie ein Schulbube, trotzdem ich vorher in die engbrüstige Briestafche gesehen habe. Blitzende Sensen zischen durch grünen Klee. Der erste Heugeruch zieht würzig heraus. Lerchentriller wirbeln. Krähen fliegen mit schwerem Flügelerschlag zu Horste. Rüttelfalken schütteln sich über den Feldern. Ein Sperber rudert lautlos über mich hin, und im nahen Weizen schreit schnarrend und eindringlich der Wachtelkönig.

Mehr als eine Stunde sitze ich schon. Da kriege ich Hunger. Eine Butterstulle und ein Berg Nadieschen verschwinden im Handumdrehen. Dazu ein kräftiger Schluck schwarzen Kaffee aus der Feldflasche. Drüben von der Stadt her gellen schrill die Fabrikpfeifen. Es ist sechs Uhr abends. In einer Stunde muß ich aufbrechen. Ich kenne die Jahreszeit und kenne auch meine Böcke. Denn dann und wann ist doch einer dabei, der es sehr eilig hat. Ich weiß nicht, ob heute noch ein Jäger aus dem Dorfe kommen wird. Ich

habe mich mit keinem besprochen, und niemand weiß, daß ich da bin.

Wie ich so hinausträume ins Wesenlose und mechanisch die weißen Giebel unten im Dorfe zähle, da kommt einer zwischen den zwei Roggenstälagen gewackelt und hinter ihm noch einer.

Ich nehme das Glas.

„Aha, Sie sind es!“

Dann reichen wir uns die Hände. Ich fühle den Druck, daß mir die Finger knacken. Denn wenn's eine Bauernsauft ehrlich meint, dann greift sie zu wie ein Schraubstock.

In kurzem ist der Jagdplan fertig. Es ist schön und warm, und da wollen wir die Nacht hier oben verbringen.

Dann zieht der eine eine ansehnliche Dauerwurst heraus, die gar prächtig duftet. Sie wird redlich geteilt. Brot liefert mein Rucksack zur Genüge, und ich fülle nach, was vorhin noch gefehlt hat.

Eine halbe Stunde später stehe ich unten am Hochsitz. Ich sollte mich zwar im „Paradies“ hinter einen Strauch setzen. Doch — seitdem Adam dort so'n ekelhaftes Pech gehabt hat, bin ich kein Freund mehr davon. Außerdem bilde ich mir ein, hier muß heute ein Bock kommen. Es liegt mir so im Gefühl, und was man im Gefühl hat, soll man nicht beiseite schieben.

Der Dicke sitzt draußen an den „Dreigrenzen“ am Urnsdorfer Wasser und der Kleine oben am Fuchstriebe auf der alten Kiefer. Als wir uns im Bräuergrunde trennten, verzapfte der Dicke noch schnell einen Witz, der sein anständiges Bäuchel ganz ins Wanken brachte. Und während ich darüber so still für mich hinfächelse, klimme ich die mächtige Föhre hinan. Die angelehnte Leiter wackelt bedenklich. Hier und da fehlt eine Sprosse. Doch es gelingt. Glücklicherweise bei dem sechsten Meter hohen Sitze an, der klar und mathematisch ausgeprägt die Form eines spitzwinkligen Dreiecks hat. Dort drehe und wende ich mich wie ein Hund, der sich im Gefühl eines gewissen Unbehagens zehnmal um seine Achse dreht, ehe er die richtige Lage hat.

Endlich bin ich so weit. Meine langen Beine, in die ich gern einen Knoten gemacht hätte, hängen würdevoll und zugleich unruhig in das gähnende Nichts hinab, und ich überlege mir, wie das wäre, wenn der Sitz so zufällig einen Schwächeanfall bekämpf, unter mir verschwände und ich sackt in sanfter Eile in die Tiefe rutschen würde.

Ich muß gestehen, es ist mir nicht gerade sonderlich zu Mute. Ein Bruch käme bei diesem Abrutsch bestimmt heraus, das ist mir klar, und daß meine edle Sporthose, die ich erst fünf Jahre hindurch fast tagtäglich trug, auch etwas abbekommen würde, das ist mir noch klarer.

Nun sitze ich und äuge dann und wann mit scheuem Blick nach den Steisen, die den Sitz halten, und tue einen langen Stoßseufzer. Und dabei denke ich daran, ob es vielleicht gut wäre, den Riesensprung einmal zum Vergnügen ins Unreine zu wagen. Doch ich tue es lieber nicht, lehne mich dafür desto herzhafter an den Stamm, lege die Flinte übers Knie und fange an, ganz Jäger zu werden.

Unter mir liegt die kleine Wiese wie ein verschwiegener Winkel, ein Ohr an der gewaltigen Wiesenfläche, in die ich hineinsehen und die ich halb überschauen kann. Eine Umsekel spektakelt drüben an der Reimannsrub. Ich hebe das Glas. Ein Stück Rehwild pläht dort oben an der Lehne. Es ist ein Spießer. Ich sehe es genau.

Um meine Lippen zuckt es verächtlich. Zieh hin, Rehjüngling! Plähe dir nur gehörig den Wanst voll, damit du beizeiten ein kräftiger Mann wirst. Du bist noch Grüngemüse, und solches überfiehet der weidgerechte Jäger. Das ist Ware für Fleischjäger, Wildiebe oder Dummköpfe. Mag sein, daß man bei mangelhafter Beleuchtung sich auch einmal täuschen kann. Doch Weidmann bleibt Weidmann!

Zwei Eichtater prügeln sich daneben auf der hohen Eiche, ein schwarzer und ein roter. Die Kerle federn und knutten und rappeln entsetzlich im Geäst herum. Ein Habicht streicht plötzlich über sie hin. Da purzeln beide wie närrisch kopfüber in das Schlehengewirr, das dort am Wiesenbach wuchert, und die Prügelei hat ein jähes Ende.

Ich lache, daß der Sitz wackelt — leise aber gefühlvoll. Und gefühlvoll lachen ist gesund. Meine Beine schlenkern dabei in der Weltgeschichte herum, als ob sie nach Betätigung suchen wollen. Ja, so ein Reitsitz ist nicht gerade jedermanns Sache, aber dem Jäger, den einmal das Jagdfieber erfaßt hat, ist nichts zu unbequem und unmöglich.

Ich höre und sehe nichts mehr von meinen Eichtatern. Die sitzen wohl irgendwo in der Hecke und denken mit geheimem Grauen an die Gewalt des Stärkeren.

Es wird stiller. Draußen auf dem Felde rattert noch ein letzter Wagen. Da und dort ein Schrei, ein verschwimmend Rufen. Eine Drossel nuschelt im zartesten Geflüste noch ein letztes Liedchen vom Ast der alten Samenbuche. Eine Hecke Baumläufer krabbeln und turnen noch immer im Gebäum. Ich liebe diese kleinen Burschen und freue mich über ihr zartes, fast bittendes Gepläpe.

Der Zeiger rückt währenddessen unverdrossen weiter. Auf der großen Wiese stehen längst zwei Stück Rehwild. Es sind Ricken. Mein Glas sagt es mir. Ein drittes Stück tritt hinzu. Alleeuetter! Was ist das? Ein kräftiges Tier mit mächtigem Aufbau.

Und ich lichte und äuge, daß mir die Hand zittert. Ist — ist — das nicht Hinkelbein? Hinkelbein, der Rauber und Kurzschneider aus dem Städtischen, der jedes Jahr auf einige Zeit zu Besuch kommt, die andern Bücke abforstet und sich so als unbeschränkter Pascha zeigt? Unerfahrene Rehjüngferlein und alte Damen zieht er in seinen Bann, und was sich dem tollen Kavaller nicht fügen will, wird einfach mit Gewalt ins Gefolge gezwungen.

Einige Monate bleibt er gewöhnlich da. Wir Jäger rennen uns die Beine in den Leib. Der Dicke verliert einen halben Zentner seines fetten Daseins, muß literweise teuren Schweiß hergeben und wird in solchen Zeiten zu einem Vorkargen. Aber unsern Hinker rührt das nicht. Er kommt und geht, wo und wann er will. Einmal steht er schon zwei Stunden vor sinkendem Büchsenlicht in hoher Aesung und äugt und lichter, daß ihm keiner ran kann. Ein andermal kommt er erst kurz vor Mitternacht wie ein Fuchs. Niemand vermutet es. Heute segt und poltert er oben an den Dreigrenzen, morgen rumort er draußen am Steinbruch bei der Arbeiterhütte.

„So'n Schweinigel!“ knurrt dann zähneknirschend der Dicke und schwört bei allen guten Geistern, er wäre heute bestimmt zum letztenmale in diesem blödsinnigen Gestämme. Aber — am andern — Morgen in aller Herrgottsfrühe pirscht er schon längst wieder wie ein Seltänzer durch Hochwald und Gebüsch, daß ihm nur so die Sohlen brennen. Aber kriegen tut er ihn doch nicht, den „lahmen Knochen“, den „Satanbraten“.

Ja, er ist's, der Alte mit dem grauen Gesicht!

Jetzt schiebt er sich drei Gänge vor, und da merke ich ganz deutlich, wie er den rechten Hinterlauf etwas nachzieht. Vielleicht steckt ihm eine Kugel in der Keule oder eine Halbladung Schwertschrot im Gefreuze.

Hinkelbein steht also mitten in duftender Aesung, und ich — ich sitze hier auf schwindelnder Höhe, riskiere meine Knochen und meine noch brauchbare Manchesterhose und drücke mir mein edles Gestell windstief.

Eine widerwärtige Geschichte!

Dicht hinter mir auf der „Insel“ schimpft und zetert von neuem eine Amsel und ein Stück weiter noch eine. Es heißt also auf der Hut sein und nicht tatenlos träumen.

Mordsmäßig kreischen die beiden Gelbschnäbel. Aha — — dort fünfzehn Gänge von mir tritt abermals ein Stück aus dem Unterholze. Wahrscheinlich derselbe Spießer, der vor einer halben Stunde an der Lehne pläzte und strauchte.

Sichernd hebt er das feine Köpfchen mit den fingerdicken Dolchen. Wie aus Stein ge-

meißelt verhofft er. Die Seher leuchten dunkel und voll Seele.

Der Rehjüngling ist zufrieden. Still senkt sich das gepießte Haupt zur Aesung. Noch immer lästern und spektakeln die schwarzen Vögel. Irgendwo ist etwas noch nicht in Ordnung. Da — — dort hinter dem Wurzelhübel der kronenlosen Bruchanne duckt sich ein rötlicher Punkt. Ah, der Rotroß!

Langsam schiebt er sich vor, der Oberschlaue. Den Fang hoch, die Windfänge gebläht. Ich schätze etwa fünfunddreißig Gänge. So ein Spitzbube, denke ich, und es juckt mir satirisch im Druckfinger. Dem könnte ich eins auswisphen, daß er das Ausstehen vergäße, diesem Strolch und Wegelagerer.

Jetzt schnürt der Schleicher über die Blöße, frech wie ein Großstadtjunge auf dem Lande. Und ich lasse ihn gehen. Hinkelbein, dieser kapitale Bursche, ist da, und den will ich nicht vergrämen. Sonst — — sonst gäbe es bestimmt Dampf. Dann ist er verschwunden, der Taugenichts, und drei Minuten später höre ich die Waldbolizei weiter oben am Berge lamentieren.

Der Spießer hat sicher den Roten gemerkt, sich aber durchaus nicht stören lassen. Der kennt den schlimmen Gesellen, kennt aber auch die Kraft seiner Läufe. An ihn wagt sich der Freche nicht heran. Dazu besitzt er noch zwei nagelspitze Dolche, die ganz gemein fiheln können.

Der Hinker und seine Damen tun sich nach wie vor gütlich an der würzigen Untermaß, sichern abwechselnd und gängeln mehr und mehr der Mitte der ungeheuren Wiesenfläche zu. Und ich sehe mir die Augen aus nach dem Graukopf. Jägersehnsucht peitscht mit brennender Schärfe. Doch umsonst. Der tut so, als ob keine Gefahr da wäre. Er läßt sich die kräftige Aesung schmecken und pfeift auf uns armelige Jäger.

So'n Frechdachs! Na — — einmal will ich sein Gehörn kosen und streicheln und es daheim in der Stadt als Siegestrophäe eines Meisterschusses aufhängen.

Der Spießer hat allmählich äsend den feuchten Waldweg erreicht. Jetzt trottet er langsam nach der kleinen Brücke, die über den Bach führt, der aus den städtischen Tannen kommt. Soll ich noch warten und nach Büchsenlicht mit einem Wutgeheul den Stand verlassen? Oder soll ich hinabkrageln und mich wie ein lahmer Hund anpirschen?

Mich schüttelt das Jagdsieber. Meine Augen bohren sich hinüber nach den drei dunklen Punkten, die wie angegossen scheinen. Es nimmt, greift und schüttelt mich. Schon habe ich die Finte gesichert und lautlos über den Rücken gegangen. Vorsichtig löse ich mich vom Sitz und steige wie ein seekrankter Dachdecker die sprossenarme Leiter hinab.

Holzkirche in Radolchau, Kreis Cosel (erbaut 1725).



Holzkirche in Voitschow, Kreis Gleiwitz (erbaut 1728).



Pfarrkirche Kreuzburg OÖ. mit Taufbrunnen (Kolofo).

Dann pirsche ich — — pirsche, daß mir der Schweiß aus allen Poren bricht und das Kreuz niederträchtig juckt. Erst geht's über die Brücke den Weg hinan, dann durch scheußlich verästetes Gebüsch.

Jetzt krieche ich auf allen Vieren und schiebe die Knarre vor mir her. Mücken singen und tanzen um mich her, setzen sich ohne Furcht auf Nase, Stirn, Nacken und Hände, stecken ihren Rüssel in das Fleisch, saugen nach Herzenslust und tun so, als ob das ihr gutes Recht wäre.

Ich verziehe das Gesicht, verrenke mir die Nase, prüfte um mich, blase meinen stärksten Odem aus der Lunge und wehre mich, so gut es in meiner Lage möglich ist. So schiebe ich mich knurrend und stöhnend bis an die Wiese heran. Da steht er drüben dort, stolz wie ein König in seinem Bereich. Fast sechzig Gänge wohl und dicht bei ihm die Niden.

Ich knie und visiere. Noch habe ich genügend Büchsenlicht. Aber schon geht es mit Riesenschritten zu Ende. Ein Entenpaar fällt quakend und klatschend im Bach ein. Zwei Augenblicke heben die drei ihre klugen Köpfe, schern nach allen Seiten. Dann äßen sie ruhig weiter.

Es juckt und zieht mich nach dem Alten aus dem Stadtwalde, nach dem Lumpenkerl, der schon so manchen Jungbock, manchen kräftigen Standbock fortrevierte und zuschanden forkelte und uns Jägern so manchen Anseh und Pirschgang verdarb.

Soll ich hinhalten und es dem Zufall überlassen, ob er bleibt oder nicht? Aufjauchzen würde ich, wenn er im Feuer bliebe. Zehnmal um meine Achse drehen würde ich mich und jodeln, daß der Dicke draußen an der Grenze vor Neid vergehen müßte.

Doch — — wenn ich mich in meiner Schätzung täuschte? Wenn es fünf oder zehn Gänge mehr wären? Und er ginge dann los wie das Donnerwetter auf Nimmerwiedersehen, verluderte vielleicht irgendwo und kein Jäger fände ihn? Wäre das ein ehrenvolles Ende für ein solches Kapitalstück?

Unsinn — — Gedul! Vielleicht bist du morgen früh beim Einlauf besser dran. So rede ich mir zu und füge mich. Dann ist das Büchsenlicht weg. Die drei Punkte verschwinden ineinander. Ich bin es zufrieden so. Mein Jägergewissen ist beruhigt, und morgen werde ich auf der Pirsch mein Bestes tun.

Langsam taste ich mich zurück. Dann mache ich mich hoch. Hänge die Knarre über die Schulter, und nach zehn Minuten bin ich wieder bei meinen Jagdgenossen oben in der Jagdhütte.

Wer Kerzenflammen glinstern vom Kronleuchter herab. Wir sitzen am langen Eichentisch auf Eichensühlen, mischen die Karten zu einem kurzen Jägerkat, brennen uns die

Pfeifen an und denken dabei an das Mißgeschick, das uns heute abend eigentlich alle drei verfolgt hat. Dem Dicken ging ein guter Sechser durch die Ratten, und der Kleine hat überhaupt nichts gesehen. Als ich mein Jagderlebnis schildere und mit leuchtenden Farben eines glühenden Jägerherzens ausmale, da werden die beiden anderen plötzlich still, und nach einer halben Stunde sagen sie wie aus einem Munde: „Gehen wir ins Nest. Morgen ist auch noch ein Tag!“

Dann werfen sie sich auf die Roßhaarmatratze und tun, als ob sie schlafen. Auch ich liege auf dem harten Zeuge, habe einen alten Mantel übergeworfen und lächle betrunken still vergnügt in mich hinein. Ich weiß wohl, warum die Beiden auf einmal so still und müde sind. Der Alte aus dem Städtischen ist wieder da, und der hält ihr Sinnen gefangen. Morgen früh ist er bestimmt nicht mehr am heutigen Stande, das wissen sie. Und obwohl sie tun, als ob sie schlafen, so denken sie doch herzhaft darüber nach, wie sie ihn bei Sonnenaufgang am besten kriegen könnten. Keiner spricht davon, aber ein jeder denkt daran.

Doch nach einer Viertelstunde schnarchen sie wie die Rosse. Still geht die Nacht über unsere Hütte. Irgendwo klafft ein Fuchs, bald näher, bald entfernter. Ein Wachtelkönig schreit, als ob er bezahlt bekäme. Dann schlafe ich, traumlos und gesund mit einem versteckten Hoffen in der Seele. Vielleicht ist der Bock morgen mein. Vielleicht! Wenn nicht? Nun — — dann gönne ich ihn jedem weidgerechten Jäger, der es versteht, den alten Burschen zu überlisten. — —

„Auf, auf!“, schreit der Dicke. Noch ist es Nacht — dunkle Nacht. Ein schmaler Streifen am östlichen Himmel jedoch zeugt davon, daß es gen Morgen geht. Wir rennen aneinander, lachen und zünden uns rasch eine Kerze an. Rüsten uns aus, und bald stapfen wir lautlos unserem Ziele zu, der eine nach Norden, der andere nach Westen und der dritte nach Süden.

„Viel Unglück, Dicker!“ rufe ich leise dem wackelnden Etwas vor mir nach. Der reißt nur die Arme in die Luft, grunzt behaglich und schnürt wie ein Wiesel über den steinigten Waldweg. Der Kleine stapft schon längst dort vorn durchs Gesträuch. Er ist stets ein Wortkarger. Heute ist er's noch mehr.

Sachte pirsche ich vorwärts, auf Längs- und Querwegen, durch Junghau und Hochstämme. Da springt ein Stück polternd ab und bricht rauschend durch die Dickung. Dann stehe ich dort, wohin ich will. Schon hellt es etwas, und man kann die Umrisse klarer erkennen.

Hinter einem breitbauchigen Haselnußstrauch stoße ich den Jagdstock in den weichen

Boden und sehe mich. Der Tag macht sich höher. Noch zehn Minuten, dann sehe ich ganz klar. Vorsichtig hebe ich das Glas und leuchte ab.

Der Spießer von gestern abend steht etwa vierzig Fluchten vor mir in Aesung und tapft dann sorglos waldwärts. Dort weiter unten äst ein starkes Stück — eine Riecke. Vom Felde her zieht eine kleine Gesellschaft Rehwild — — eins, zwei drei Ricken und ein Gabler. Der ist sehr unruhig. Sichert, äugt, steht wie ein Erzgebilde. Dann verschwindet er mit zehn gewaltigen Fluchten in der Dichtung. Die Ricken folgen ihm.

„Der wäre hinüber!“ murmle ich mit etwas belegter Stimme. Dann sitze und lichte ich nach allen Richtungen. Haltlos rinnt die Zeit. Der Tag ist hoch. Sonnenbündel blitzen über die Wiese. Waldtauben rucksen und gurren um mich. Hasen hoppeln in Schußnähe um mich her. Machen ihre kulligen Männchen. Der eine springt wie ein Verrückter wohl einen Meter hoch, streckt dabei alle Viere von sich, und als er wieder auf „Erden“ ist, da nistet er fünfmal hintereinander.

„Aha, siehste Jungel! Bleibe hübsch da unten. Wer nach den Sternen greift, holt sich gewöhnlich einen Schnupfen. Das geht uns Menschen auch nicht anders.“

Das Vogelvolk jubiliert in Baum und Gesträuch. Ein Krähenpaar quarrt gräßlich dort auf der hohen Fichte. Und das Vächlein plaudert still und stetig wie gestern — wie immer, wenn ich dastehe als Gehilfe des Todes.

Da rollt ein Schuß durch den Morgen. Ich sehe auf die Uhr. Punkt fünf. Ich orientiere mich. Es war Richtung Dreigrenzen. Und dort sitzt der Dicke. Sollte der — — ach, kaum möglich! Und doch — nicht ausgeschlossen. Diesem Bummelfritzen von Bod ist alles zuzutrauen. Gestern noch hier unten auf der Wiese, heute möglicherweise dort draußen an

der Berglehne, wohin sich der Dicke mit Bucht und Willen hingepflanzt hat.

Wieder knurren zwei Schüsse kurz hintereinander. Ist das Freudenfeuer oder geht der alte Schützengräbler zum Sturmangriff über? Noch eine halbe Stunde halte ich es aus. Dann lasse ich das Hasenvolk, das da noch im Grase herumlungert und gehe mit beschleunigten Schritten der Jagdbude zu.

Und wie ich um die Waldecke komme, da sehe ich den Dicken schon oben stehen und höre ihn brüllen und jodeln.

Er winkt mir mit beiden Armen. Da trabe ich wie ein wilder Elefant die Höhe hinan. Dort sehe ich, was ich bereits dunkel ahnte: da liegt der Alte aus den städtischen Gründen still und stumm auf der Decke, ohne Gescheide mit gebrochenen Sehern. Ein Staatskerl mit weit ausgelegtem, gut geredetem Gehörn und prächtigem Perlenbesatz. Ein Bursche, wie ich bisher kaum einen gesehen habe. Weit über das Mittelmaß knochig, hoch im Bau und gut im Fleisch. Einfach ein Prachtkerl!

Ich schüttelte dem Dicken die prahige Flosse herzlich und ohne jeglichen Neid. Da freut er sich wie ein Kind und schluckt, und ich sehe, wie es in seinen Schweinsäuglein warm glänzt. Und ehe ich mich versehe und es verhindern kann, fällt er mir um den Hals und schreit und brüllt: „Ich hab'n, ich hab'n!“ Dann läßt er von mir ab und in drei Sekunden strampeln seine Beine widerstandslos in der köstlichen Morgenluft, und die Sonnenstrahlen umfluten das eigenartige Bild.

Er steht tatsächlich auf dem Kopfe, der Dicke, der Schützengräbler, der vier Jahre lang asig zugespacht hat drüben in Frankreich und unten in der Türkei.

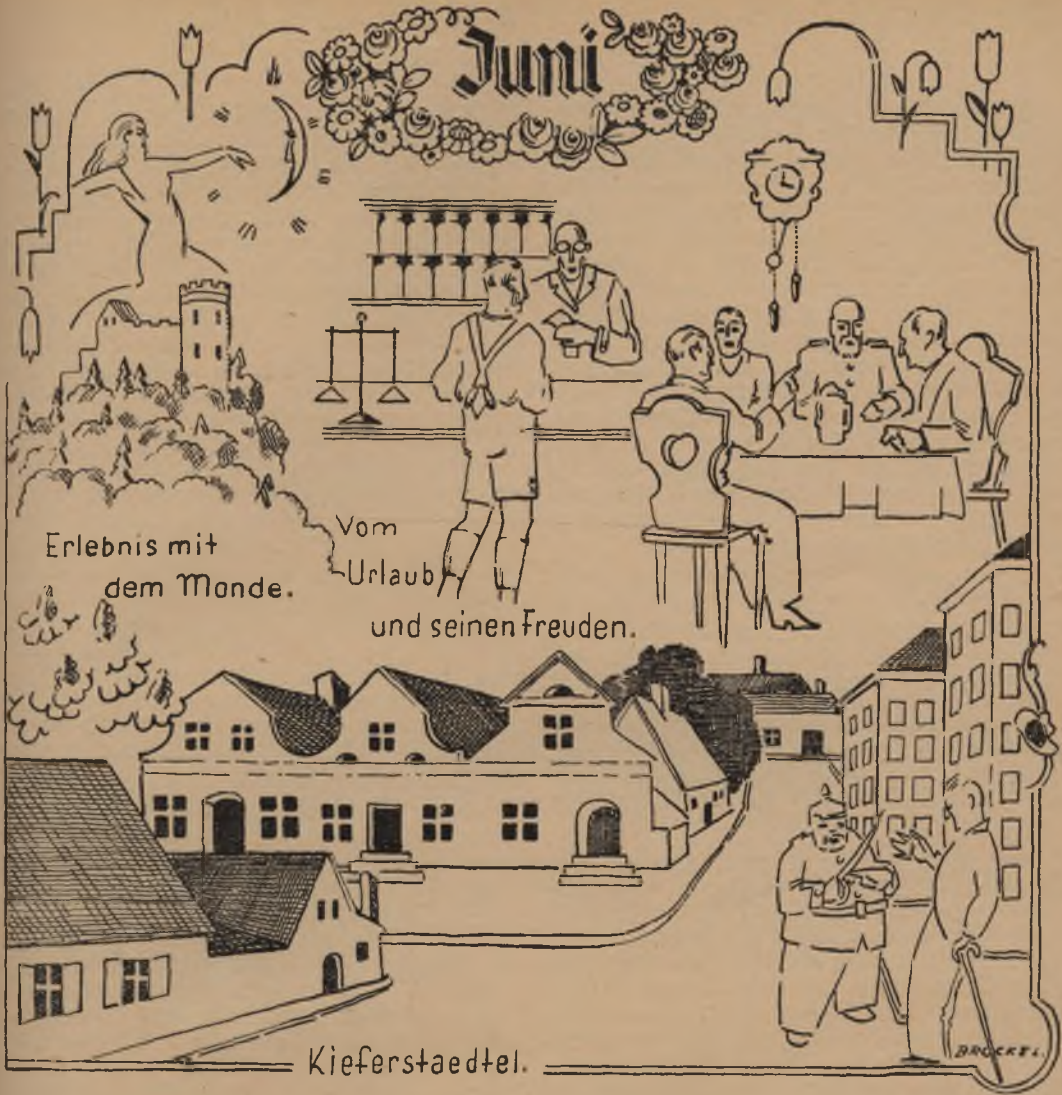
Was er als Junge gelernt hat, kann er heute noch. Und ich freue mich mit ihm. Pfeif' auf den Hinter! Freilich habe ich ihn verloren. Aber — ein ehrlicher, lieber Freund blieb mir, und der wertet mir mehr als zehn Riefenhöcke.

Der D - Zug.

Von Johannes Kotterba.

Ueberwinder von Raum und Zeit,
du frisst dich durch fliehendes Gelände
zum Ziel
bassender, rassender Welten.
Weherbergst in dir
einer schwachenden Brut
verfluchte Gezele.
Berechnend klaren kalte Augen
aus deinen Fensterporen
und töten zu tanzen den Zahlen
Baum und Strauch,
Wollen
zu sich hänselnden Produkten.

Unter deinen Achsen verreckt
zufriedenes Gein.
Und dennoch hängen sich
bewundernde Augenpaare
sehsüchtig an dein Geheimnis.
Wald werden auch sie
von Hundertkilometerräbern
zermalmt sein.
Ein Berg gedachter Zahlenpapiere
zum Hünnengrab.
Wie lange noch?
Was dann?



Gommerstille.

Nar blaut der Himmel durch das Grün der Bäume.
 Ich lieg im roten Heidekraut und träume
 In Glut und Glanz der weiten Sommerräume.

Oft schwimmt ein Vogel durch das Meer der Lüfte.
 Vom Erdreich steigt Verwesungshauch der Gräfte
 Und schwängert herbstlich schwer die Blütendüfte.

Weh stummt das Lied im Seelen-Saitenspiele.
 Meine Gedanken rüsten sich wie viele
 Wallfahrer nach dem unbekannten Ziele.

Gertrud Aulich.

schlichte Gedenkfeier gehalten, der Vorschlag gemacht, die herzogliche Verwaltung in Rauden um Herausgabe des Denkmals zu bitten, um es in Rubowik aufstellen zu können. Als aber mehrere herzogliche Beamte, die man privat deshalb anging, angeblich von der Existenz des Denkmals nichts wissen wollten, wandte sich der Verein direkt an die Kammer bezw. den Herzog. Leider hat diese Bitte nicht den gewünschten Erfolg gehabt, als das Denkmal in Rauden und nicht in Rubowik aufgestellt wurde, wohin es eigentlich gehörte.

Jedenfalls hat es 48 Jahre gedauert, bis das für des Dichters Geburtsort bestimmte Denkmal aufgestellt wurde, und dazu noch nicht einmal an seiner natürlichen Stelle.

Erst mußten Polen und Franzosen kommen und so indirekt, ohne es zu wollen, das Andenken des Dichters durch ein unfreiwilliges Bad auffrischen. So hat sich der Dichter dreimal herumgeschlagen müssen, zweimal mit den Franzosen von 1813/14 und 1921/22 und dazu mit dem Unverstand der Menschen. Ihm hat der Dichter jenen unvergeßlichen „Weckruf“ entgegengesetzt, den wir, vieldeutig, als Begrüßung des neuen Strehendorff-Denkmals in Oberschlesien, hierher setzen möchten:

„An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!“

Erlebnis mit dem Monde.

Von Ewald Artur Hentschel.

Kam einmal nachts ein später Mond
Den Schloßberg hochgegangen.
Komteßchen, das den Turm bewohnt,
Sah ihn mit Lust und Bangen.

Mond sprach, und seine Stimme war
Vom Wandern recht verwittert:
„Prinzeßchen fein im Seidenhaar,
Wohnst hier so eingegittert?“

Prinzeßchen drauf wie Harfen klar
Und wie ein Nönnchen traurig:
„Ich bin hier einsam Jahr um Jahr, —
Was siehst mich an so schaurig?“

Rief Mond und warf die Scheiben ein:
„Lieb' Kind, so laß uns tanzen:
Wir sind die ganze Nacht allein,
Lakaien nicht noch Schranzen!“

Die lange Nacht in Büschen sang
Frau Nachtigall herzinnig,
Blühknospen prallten auf am Hang
Und dufteten: Wo bin ich?

— Des andern Tags, zur Tafelzeit,
Komteßchen kam verspätet.
Fremd hing ein Blütlein ihr am Kleid,
Und Wange schien gerötet.

Die Schranzen machten ihr Genick,
Lakaien glitten ölig.
Komteßchen aber hob den Blick
Wie Mondlicht sanft und selig.

*

Tulpen.

Von Elise Rostalski.

Geheimnisvoll leuchten die weißen Kronen
Der Frühlingsblumen auf sprossenden Beeten,
In ihren Kelchen die Wunder wohnen,
Die mit dem Lenz unsern Weg betreten.

Die weißen Blüten sind reine Seelen,
Die sich dem Leben zu eigen geben,
Die gläubig sich dem Licht vermählen
Und ohne Schuld der Erde entschweben.

Rieserstädtel.

Ein oberschlesisches Städtebild von Victor Kaluza.

Schon der Name sagt's . . .

Das Städteil ist so alt, daß der Herr Bürgermeister neulich nicht wußte, ob er sein 750= oder 1000 jähriges Jubiläum feiern sollte. Aber das Jubiläum war fällig und stieg. Der Regen floß in Strömen. Seitdem wächst das Gras auf dem Ringe so üppig, daß es der Barbier allmonatlich scheeren muß.

Liebe kleine Stadt, was weiß man draußen in der Welt von dir! Höchstens wenn ein Wochenendler auf dem Ringe eine Gans überfahren oder du wieder einmal 1000 Jahre alt geworden bist, schreibt die Zeitung von dir. Und das kommt so selten vor.

Liebe kleine Stadt, ich sehne mich manchmal nach dir. Ich möchte festerabends mit deinen Bürgern vor der Türe stehen und sie ganz sanft gegen den Strich streicheln. Ich gäbe was drum, wenn ich noch sein könnte wie das Bäuerlein, das sich erst mit dem Rockärmel den Staub von den Langschäftern wischt, ehe es auf dein Pflaster spuckt. Aber nichts für ungut!

Ich ließ mich vom Wind durch deine Gassen treiben. Hocken die Häuschen daran so dicht, daß vorüberfahrende Autos den Kot durch die offenen Fenster an den Spiegel in der guten Stube spritzen.

1767 hat der Turm in Rieserstädtel das letzte Mal geatmet. Als die Mongolen in Schlesien waren, hatte der Bürgermeister seinen letzten Schnupfen.

Ich studierte die städtische Litsafsäule. Das ist ein braunes Scheunentor mit der Aufschrift: das Billigste ist das Beste! Daneben brüllt ein erschrocklicher Böw Zirkus, Zirkus!

Es fiel mir die Größe eines Splitterhörnchens auf. Ich ging der Sache auf den Grund. Nun weiß ich's. Der Bäcker biegt seine Hörnchen über's Knie.

Ist da ein Kretscham „Zur engen Weste“. Das hört sich an, als ob man drin den weißen Korn in einem hölzernen Pferdeimer kredenzt.

Jeder zweite Bürger hier ist Mehger. Alle Tage Wellfleisch, das muß schön sein. Zu behaupten, daß die Rinnsteine von Blut überfressen und alle Wäscheleinen voll harter Krafauer hängen, wäre Uebertreibung.

Ich saß im Ratsstübel. Das hat lila Wände mit Goldletzen. Auch die pulverdampfergrauten Backenbärte der beiden Kaiser überm Klavier sind in Gold gerahmt. Am Klavier sitzt der Wirtin Töchterlein. An der Balkendecke tanzen die Fliegen Tirolenne. Warum halten Sie die Hand über Ihr Bierglas?

Wenn man über das Ratsstübel hinweg einen Stabhochsprung vollführt, landet man auf der grünen Wiese. Ja, eine Wiese läuft lustig rings um das Städteil. Da haben es die Mädchen nicht weit, wenn sie Bergigmeinnicht oder Hahnenfuß pflücken wollen. Und zur Zeit der Mahd sind alle Gassen voll süßen Heudusts.

Der Riesenwald, der ehemals seine Zapfen in die Gärten schüttelte, hat sich längst an den Horizont zurückgezogen. Aber noch beherbergt er ganze Rudel von Wildsauern, und manch kapitaler Bock wartet dort auf seinen Blattschuß.

Seit siebzig schon spricht man in Rieserstädtel von der Eisenbahn, die demnächst gebaut werden soll. Manchmal fährt auf dem Ringe ein riesiger milchweißer Omnibus vor, und wenn seine Hupe ertönt, wird im Städteil die alte seltsame Postkutschenzeit wach, und wer nicht gerade die Hände voll zu tun hat, tritt vor die Türe und beneidet seine lieben Mitbürger, in die weite Welt hinauszufahren.

Ich stand vor dem Schlagbaum und hatte große Lust, eine Riesenwelle zu machen, da trat ein Greis mit einem Rosenkranz aus der Haustür.

Wenn Rieserstädtel eine Zeitung hätt', ich würde mich um den Chefredakteurposten bewerben. Das wär' ein lustiges Zeitungs-machen:

„Vorsicht! Die Kilometersteine auf der Chaussee nach Lona—Lang sind wieder frisch gestrichen.“

„Heute fanden wir den ersten Maikäfer auf unserem Redaktionstisch. Das arme Tier wog nur noch zwei Pfund. Wir werden versuchen, es mit Haserschlaim aufzupäppeln.“

Und jeden Sonntag würde ich ein Kapitel aus der Schweinsledernen Chronik abdrucken.

Neulich hatte ich ein Interview mit dem Stadtpolizisten. Die Mitternacht war bereits stark angeheitert, ich stand allein auf dem Ringe und jodelte — es gibt nämlich ein wunderbares Echo —, da trat er auf mich zu, zog blank und sagte barsch:

„Halten Sie mir mal den Degen, ich muß Sie aufschreiben!“

— — — — Der Hut flog mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht. *)

*) Anmerkung des Verfassers: Wie es heißt, sollen sich die Bewohner einer Stadt, die unser Kalendermacher im Vorjahre in den Mittelpunkt eines Brandes stellte, darüber beschwert haben, daß ihre Stadt niemals

im Mittelpunkt eines solchen gestanden habe. Es wäre nun möglich, daß sich rechthaberische Gefer darüber entstehen, daß unser Kalendermacher in die Stadt Kieferstädtel sechsstöckige Häuser verfertigt hat, und daß da überhaupt so was vorkommt, was hier alles beschrieben. Nun, die Sache verhält sich so, dieses ober-schlesische Städtebild handelt garnicht von Kieferstädtel. Es heißt nur so, als ob es Kiefer-

städtel wäre. Es könnte auch Guttentag dastehen. Aber da hätten sich vielleicht wieder die aus Kieferstädtel beschwert. Es ist gut so, sagt der Kalendermacher, daß sich in jedem Jahre eine Stadt beschwert. Bis alle Städte dran kommen, sind in Oberschlesien neue gewachsen. Wozu sind sie denn da? (Nebenbei bemerkt: Wie kommen bloß die Sechsstöckigen nach Kieferstädtel?)

Gonnenwendfeuer!

Von Johannes Kotterba.

Durch dunkle Nacht
Zuckende Flammen
Von Menschen geschürt,
Glutroter Feuerschein
Mahl't auf Gesichter
Kampfesmut. —
Sunken schießen
Aus Flammenberg

Ueber zu Menschen
Der neuen Zeit.
Flammende Augen,
Flammende Herzen.
Stimmen erschallen.
Lieder zum Kampfs.
Heiliger Schwur
Erzittert die Nacht:

Flamme verzehre
Verdorrendes Leben.
Es schüren dein Feuer,
Den heiligen Brand,
Wir Jungen! —
Aus rauchender Asche
Neue Zeit,
Kühn dich erhebe!

Vom Urlaub und seinen Freuden.

Ein Reisebericht von Bruno Hanns Wittek.

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen!“ — Ich weiß nicht mehr genau, wer das so schön klassisch gesagt hat. Jedenfalls steht diese abgrundtiefe Wahrheit in allen Lesebüchern für fünfstufige Volksschulen und macht dort auf kindliche Gemüther immer den gleichen romantischen Eindruck.

Man denkt sich das auch als Erwachsener so schön: reisen, reisen, reisen! Die Welt öffnet sich plötzlich zu unbegrenzter Weite und in das mehr oder weniger armselige Bürokratiendasein des Menschen tritt plötzlich etwas, nach dem man sich hinter verstaubten Wochen immer gesehnt hat: Das Erlebnis! Und eben davon will ich erzählen.

Erst aber muß das Reisefieber überstanden werden. In den Monaten Juli und August steigt es zur Siebesthke. Schon im Juni gewittert's vor. Kalte Umschläge in schlaflosen Nächten nützen nicht viel. In der letzten Woche, also unmittelbar vor Antritt deiner Urlaubsreise, bist du, wenn du dein bürokratisches Gewissen erforscht, auch im Amt nicht mehr verwendbar. Daß du nervös bist und den Akt suchst, auf dem du sitzt, ohne es zu wissen, ist jetzt eine verzeihliche Schwäche. Indessen pugt dein Bürokollege mit aufreizender Ruhe seinen Zwicker und sieht dich

dabei mit einem Blick an, wie die Abgottschlange das Karnickel. Man muß so einen Blick gesehen haben!

Dahem, in deiner sonst so gemütlichen Wohnung riecht alles nach Kampfer und Naphthalin. Schreibtisch und Bücherschrank sind ein Töhuwabohu. Chamberlains Goethe steht neben Katharina Pratos „Süddeutscher Küche“. Deine Nerven vibrieren wie Telegraphenbrähle am Straßenrand. Es ist höchste Zeit, daß du abreist. Die Koffer sind gepackt. Noch ein halbes Duzend Patenthofenknöpfe in der Westentasche! Du hast dann nur noch dafür zu sorgen, daß du die Eisenbahnfahrkarte nicht mit dem Abonnement deines Friseurs verwechselst. Reise mit Gott!

Die erste Viertelstunde deiner Reise ist wie der Anfang eines seligen Schwipses. Obgleich du schwergenagelte Bergschuhe trägst und 88 Kilo wiegst, ist dir so federleicht zumute wie jenem Märchenvogel, der auszog, die Unendlichkeit zu suchen. Oder jenem Zauberpferd des Kalifen, bei dem man nur die Schraube lockern durfte, und es stieg wie ein Pfeil in die Lüfte. Dir selbst aber kommt garnicht der Gedanke, es könnte auch bei dir eine Schraube locker sein. Du bist eben nicht mehr du selber in dieser ersten Viertelstunde.

Allmählich erst schenkt du deiner Umgebung einige Aufmerksamkeit. Der Mitreisende oder Reisegefährte ist eine besondere Abart des homo sapiens. Er gedeiht auf allen Beförderungsmitteln, Bahnstationen, Gastwirtschaften und Haltestellen. Wo du bist, dort ist auch der Mitreisende. Er ist männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechts und ist so reich an Abarten, daß beispielsweise die große Familie der Schwalbenschwänze*) mit der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen dagegen ins Hintertreffen gerät. Da ist der dicke Herr mit der Glaze und dem Reiseführer. Sobald sich wo ein Berg zeigt, ein See aufstut, ein beliebter oder gar berühmter Kurort sichtbar wird, treten beide in Aktion, der Reiseführer und die Glaze. Der dicke Zeitgestirge sucht zuerst die Sehenswürdigkeit und dann die Preise im Büchel festzustellen. Dabei wirkt die Glaze so trostlos nackt wie die Seele des Materialisten. Sie ist förmlich aufrenglich in ihrer Nacktheit und gehört von rechtswegen überhaupt nur ins Familienbad.

Neben dem dicken Herrn sitzt ein dünnes weibliches Wesen, trotzdem braucht es mit seinen Koffern und Schachteln dreimal so viel Platz als der dicke Herr. Im Schoß sitzt dem Fräulein ein winziger Hund, Kreuzung zwischen Zwergackel, Spitzmaus und Chamäleon. Trotz der Riesenhitze im Abteil friert das Vieh und zittert wie Esel im Trog. Das Fräulein aber erzählt mit Stolz, daß die Vorfahren dieses winzigen Mistviehs die berühmten chinesischen Palasthunde waren, die von weißen Sklavinnen gesäugt wurden. Daher das menschenähnliche Gesicht. Das genügt, und du packst deine Salamisemmel wieder in den Rucksack. Der dicke Herr reißt das Waggonfenster auf. Seine Glaze konkurriert jetzt erfolgreich mit einem Wasserfall.

Dann aber bist du am Ziel. Erlebst das ganz in Bergwunder versunkene, liebliche Salzburg, die Märchenschönheit des Königsees, die Großartigkeit des Gefäßes, das

*) Eine Schmetterlingsart, die fast über die ganze Erde verbreitet, in vielen Tausenden von Formen und Farben vorkommt.

romantisch-wilde Tal der Enns. Oder das in seiner Art anheimelnde Oberösterreich mit seinen uralten Städtchen und Marktflecken, wo die Bauern den Most trinken wie hierzulande des Wasser und der Hieslbauer und sein „Gegenteil“ — so heißt im Oberösterreichischen die andere Ehehälfte — am Sonntag vormittag die Kröpfe symmetrisch ins Hochamt tragen.

Am Stammtisch in Weyer erzählt dann der Apotheker Geschichten vom Hinterloisl, deren Glaubwürdigkeit alle Honoratoren bestätigen. Kommt da eines Tages der Hinterloisl in die Apotheke und übergibt ein Rezept, auf dem der Doktor ein Pflaster verschrieb für ein Geschwür, das der Hinterloisl seit acht Tagen hartnäckig hinter dem Ohr herumträgt. Weil es nun für den Magister oft schwer ist, aus den Kundschaften der Umgebung den Namen herauszufragen und Verwechselungen der Medikamente natürlich vermieden werden müssen, hat der Apotheker ein einfaches Hilfsmittel: er gibt Kontrollnummern aus und bezeichnet mit der gleichen Nummer das überreichte Rezept. Kommt dann der Mann um das Medikament, so hat er nichts weiter zu tun, als seine Nummer vorzuweisen, und er erhält dann das Verschriftene. Beim Pflaster für den Hinterloisl wäre dieses, immerhin mit einigen Umständen verbundene Verfahren gar nicht nötig gewesen, denn das Pflaster war natürlich fertig, und der Hinterloisl hätte es gleich mitnehmen können. Aber er erklärt sofort hartnäckig: „Na, na, i nimm's net. I kumm nach'm Amt!“ Kriegt der Hinterloisl also auch seine Nummer mit auf den Weg. Das Amt ist längst aus, acht Tage vergehen und der Hinterloisl kommt sein Pflaster nicht holen. Endlich erscheint er wieder in der Apotheke und bringt von seinem Doktor wieder die gleiche Verschreibung. „Das habt's schon gehabt,“ meint der Apotheker und schüttelt verwundert den Kopf. „Jo,“ sagt der Hinterloisl, „sein's nur nit ungrad, Herr, g'habt han i's schon. Aber schau'n's, dös G'lump hat halt gor so viel schlecht pikt!“ — Also hat der Hinterloisl acht Tage lang statt des Pflasters die Nummer 117 hinter dem Ohrwaschel getragen.

Nach dem Gewitter.

Von Ewald Artur Hentschel.

Die Wolkenberge seh' ich zittern, schwanken...
Nun in der dunklen Wand geht leis ein Tor
Und öffnet sich zu Schätzen, die versanken,
Die hinterm Berg ein Königssohn verlor

Im Wonneträumen spielender Gedanken.
Schon brechen sie mit scheuem Blick hervor,
Bis plötzlich noch ein letzter Vorhang reißt,
Und breites Gold aus allen Spalten gleißt.



Schon gilbt das Korn.

Von Elise Rostalski.

Schon gilbt das Korn. Die gold'nen Breiten
 Steh'n neben frischem, grünen Klee,
 Und leise schleicht in's Herz das Weh,
 Denn vor uns liegt das Niederschreiten.

Schon mußte junges Gras erliden
 Der scharfen Sichel ersten Schnitt;
 Bei jedem Sinken zittert mit
 Das zage Herz und denkt an's Scheiden.

Was jagst du, Herz, was ist dir weh?
 Ob dich die Sichel trifft im Lenze,
 Ob deiner Ernte reifen Kränze, —
 Einmal deckt alles kühl der Schnee.

Alt-Neisser Originale.

Von Anna Bernard.

Jede Kleinstadt und jedes Dörfchen hat seine Originale, Menschen, die sich in keine bestimmte Form bringen lassen. Leider werden diese immer seltener. In dem Strudel der Großstadt werden sie sowieso durch die Schablone gepreßt, und unsere moderne Zeit schleift auch im kleinen Ort die Menschen und ihre Eigenarten immer mehr ab.

Im alten Neisse gab es eine ganze Anzahl von Persönlichkeiten, die mit der Stadt so verwachsen waren, daß man sich diese ohne sie nicht denken und sie nie vergessen konnte.

Da waren zwei Kirchväter an der Pfarrkirche, große, starke Männer mit barbissem Gesicht. Wenn die an Sonn- und Feiertagen in den goldstrobenden Anzügen, mit Dreimäster, weißen Handschuhen, dem Stab mit goldener Kugel oder dem langstieligen Klingelbeutel einhergingen und mit strengen Augen und gewaltigem Arm alles ordnend beherrschten, befehligten wir Kinder uns größerer Andacht und Gestimmung. Der eine beherrschte die rechte, der andere die linke Seite. Der auf der rechten Seite war der reiche Wolff, der auf der linken der arme Weber Kares. Dieser hatte auch eine Wäscherolle, die er oft den ganzen Tag drehte, wobei er den Frauen die Sonntagspredigt auslegte oder aus der Heiligenlegende von dem Tagesheiligen erzählte. Während der reiche Wolff wortlos den Klingelbeutelwurf hin nahm, so hat der andere wohl nie einen Pfennig hingenommen, ohne nicht sein herzlich deutliches „Gott vergelts“ zu sagen. Es gab Leuten, die wohl keine Ahnung von der Verwendung des Klingelbeutels hatten und grundsätzlich auf die linke Seite gingen. „Der reiche Wolff hat so schon genug.“

Da war der Hutmacher Scholz mit seiner Liebhaberei an seltenen Tieren, die er zähmte und zu erstaunlicher Zutraulichkeit brachte. Ja, er hätte Löwen und Tiger gezähmt, wenn diese ihm zur Verfügung gestanden hätten. Bald kroch ihm ein Eichhörnchen aus dem Ärmel, bald wickelte sich eine kleine Schlange um seinen Hals. Vor oder in seinem Hausladen stand immer ein Käfig mit irgendeinem wilden Kleintier: Füchse, Frettchen, Schildkröten, Meerschweinchen und weiße Mäuse. Während er seine Hüte, Mähen und Filzschuhe verkaufte, warf er verliebte Blicke nach seinen Schüllingen und freute sich, wenn ein Kunde seiner Menagerie Beachtung schenkte. Einmal hatte er einen zahmen Storch, der spazierte mitten auf dem belebten Wochenmarkt herum. Einmal schickte er ihn mit einer schönen Empfehlung um den Hals auf den Pfarrhof. Man soll über den seltsamen

Gast gelacht haben, der „Morle“ aber schickte ihn mit einer unvergeßlichen Bemerkung und ohne Auftrag wieder heim.

Dieser „Kynast-Morle“ war nämlich auch ein Original, der wohl über 40 Jahre die geistlichen Herren als Hausdiener betreut hat. Er war in seiner Art ein Philosoph, und seine Antworten auf kleine Neckereien seiner Herren waren von so köstlichem Mutterwitz, daß er eine gewisse Berühmtheit erreichte. Einmal wurden dem sparsamen Junggesellen 40 Taler gestohlen, worauf er nur ganz gelassen sagte: „Na, es ist doch besser, als wenn ich sie gestohlen hätte“. Da war ein alter Priester, ein lieber Kinderfreund, der „Pater Runze“. Er war sehr schwerhörig, und man sagte, wenn jemand mit einem besonderen Sündenregister zur Beichte gehen wollte, er möge zum Pater Runze gehen, der hört doch nichts davon. Trotzdem konnte es aber doch manchmal einem Sünder passieren, daß er ihm noch laut nachrief: „Daß Ihr aber ja die Gans wiedergebt!“

Wie viele köstliche Originale gab es unter den Straßenkehrern und Bettlern, die, in grauen Weinenanzug gekleidet, von der Stadt zwangsweise im „Ochsenkopf“ untergebracht waren. Von einem sagte man, daß er von Adel, von einem anderen, daß er ein reicher Gutsbesitzer gewesen sein soll, und sich jetzt freuten, wenn sie einen Zigarrenstummel fanden. Eine ganze Serie von Originalen war die Zunft der Bettelente, die am Ausgang der Kirche bei jeder Trauung und an der Friedhofsporte bei jeder Beerdigung standen. Sie hatten strenge Satzungen, die größte Armut auch im Aeußeren zur Schau zu tragen, wenigstens mußte es passende Berufskleidung sein. Dieses Völkchen zu beobachten, war viel interessanter, als der imposanteste Hochzeitszug. Wenn in der Kirche der letzte Orgelson verklang, dann kam Leben in die Vorhalle. Die Weiblein huschelten sich in ihr Umschlagetuch, daß der rote Flicken auf dem blauen Rock in die rechte Beleuchtung kam, und die verzüngelten Gesichter erhielten einen Ausdruck schwärmerischen Entzückens, das der Braut galt. Jedes Gesicht wurde eine lebende Gratulationskarte, auf der alle Wünsche an Glück, Reichthum, Bönne und Kindersegen deutlich zu lesen waren. Die alten Männer, mehr im Hintergrund, in den Mienen ein klein wenig Schadenfreude, schienen zum Bräutigam zu sagen: „Na, ich gönne sie dir!“ An der Friedhofsmauer, bei großer Beerdigung, waren natürlich die Mienen leidgetränkt, die Mundwinkel herabgezogen, und, wenn möglich, hingen

Tränen in den Augen. Bei der allgemeinen Teilung kam es ja meist zu scharfen Auseinandersetzungen, wobei Ellbogenstöße und Beschimpfungen nur so hagelten.

Allgemein bekannt war auch ein Sackträger „Schochler“. Er war gefürchtet, denn er geißelte mit beißendem Spott und Hohn alle Modetorheiten, aufgeblähten Stolz und eitle Zimperlichkeit, die er auf der Straße sah. Er redete jeden mit „du“ an, und die hochgestellten Persönlichkeiten waren vor ihm nicht sicher, allgemeiner Lächerlichkeit ausgesetzt zu werden. Alle Beleidigungsklagen blieben erfolglos, da er für geistig minderwertig und unzurechnungsfähig galt. Sein wichtiger Hohn war aber durchaus nicht geistig minderwertig, und viele taten gut, ihm aus dem Wege zu gehen, denn wenn er hinter einer Modedame sein schallendes Gelächter ertönen ließ, so brauchte er gar keine Worte, das Lachen wirkte vernichtend genug. Gar manchen Streich hat er gespielt, und wenn ein verwöhnter, fetter Mops heimkam und hatte eine übelriechende Ratte an seine seidene Halschleife gebunden, so konnte nur der Schochler in Frage kommen. An einem belebten Markttage standen um eine große Blutlache vor der Pfarrkirche, deren Dach gerade gedeckt wurde, eine Anzahl Menschen. War da einer vom Dache gefallen? Viele verloren sich in die nahen Gaststätten zu einer Herz- und Magenstärkung, denn man konnte so viel Blut nicht sehen. Der Baumeister zählte seine Dachbeder, und es fehlte ihm keiner. Dem Maler aber, der das Innere der Kirche ausmalte, fehlte vom Wagen ein Eimer mit roter Farbe. Schochler aber machte sein blödestes Gesicht, als man ihn mit dieser Angelegenheit in Zusammenhang brachte. Einmal stand er gerade bei einer Gemüsehändlerin, der er mehrere Sack Krautköpfe gebracht, und wartete auf seine Entlohnung. Die Händlerin mußte aber erst ihre Kundschaft bedienen, eine gar zierliche, junge Offiziersdame, die mit spitzen Fingern alles betastete und die kleinen Einkäufe dem strammstehenden Soldaten in das Einkaufsörbchen legte. Als Schochler sich das lange genug betrachtet hat, sagt er: „Madam Leutnanten, Ihn is groade eene Maus unter die Schleppe gekrochen.“ Mit einem Schrei des Entsetzens hebt die Dame ihr Kleid und schüttelt energisch an der reich mit Krausen besetzten Schleppe. Sie hebt das Kleid so hoch, daß man die Spitzenhöschchen über den weißen Strümpfen sieht, und Schochler bückt sich und ruft erbarmungslos: „Dch je, die machte groade weiter nuff, ich hoa se geseh'n!“ Ganz ratlos, errötend und

erbleichend, sah sich die Dame nach Hilfe um. Schochler aber schüttelte sich vor Lachen. Das aber war bekannt.

In einem verschwiegenen Hinterhaus wohnte ein altes, vornehmes Jüngferlein, Fräulein von Semprich. Sie war arm wie eine Kirchenmaus, lebte wohl von heimlichen Almosen ihrer Verwandten, aber jeder Zoll an ihr war getragen vom Adelsstolz. Ein uralter Spitzenschleier, der einst schwarz gewesen, verhüllte ihr faltenreiches Greisengesichtlein, und alles, was sie trug, war uralte, aber von Seide oder Sammet. Mit zurückgebogenen Schultern, nie ohne Handschuhen, jeder Schritt streng bemessen, wandelte sie dahin, wendete nie den Kopf und beging wohl nie einen Verstoß gegen vornehme Sitten. Sie war, als wäre sie aus einem Museum, ein vergangenes Jahrhundert vertretend, herausgewandelt. Die Mahagonimöbel in ihrem nach Moder duftenden Stübchen waren ein trauriger Rest einstiger Vornehmheit. Sie wuschte in Handschuhen Staub, um sich die Hände nicht zu verderben, und war immer hinter verschlossener Tür, um ihre Armut zu verbergen. An der Wand hingen alte, stark nachgedunkelte Oelgemälde. Stundenlang kramte sie in alten Dokumenten, die von der Glanzperiode ihrer Ahnen zeugten. Sie war wohl die letzte ihres Geschlechts, die sich mit hungertigem Magen hineinräumte in Zeiten, wo die Semprichs auf stolzem Schlosse wohnten, goldene Sporen trugen und edle Frauen verehrten. Sie hatte eine Flurnachbarin, die ebenso arm war, aber auch arm an Geist, der aber gerade ausreichte, daß sie in die Nachbardörfer auf den Handel ging mit Zichorie, Schuhwische, Semmeln und Schwefelhölzern. Die kam einmal in das adlige Dachstübchen, und, auf die Bilder weisend, fragte sie, was das eigentlich für Heilige wären. „Das sind meine Ahnen,“ sagte das alte Fräulein. Die alte Händlerin schüttelte den Kopf und sann vergeblich nach. „Von den Heiligen hab' ich noch in keiner Bitanel gehört.“

Der Tod hat für sie alle einen passenden Schrein gefunden, auch für alle, die nie recht in eine Form passen wollten. Wer aber das Groteske liebt, der findet Originale auch im modernen Leben. Wer hat in den illustrierten Zeitungen noch nie die Mode gesehen, mit erotischen Tieren in Salon, Promenade und Garten zu prahlen? Jeder Spleen hat sein Renommier-Krokodil. Man weiß nicht, wem die Palme größerer Bechmut im Mitleid gebührt, den trockenen Alten oder der fastigen Jugend. Ihr sei folgende Erzählung geweiht.

*

*

Das Renommierkrokodil.

Eine Grotteske von Hans Pilot.

Andere Leute halten sich einen Hund.

Viele verfallen auf ein Eichhörnchen im Muff oder auf kleine Affen.

Beinah' hätte ich mir auch einen Affen gekauft, aber man sieht schon zu viele auf der Straße.

Ich nahm deshalb ein Lehrbuch der Zoologie vom Brett und entschied mich nach längerem Schwanken zwischen einem Berberlöwen und einem jungen Moschusochsen für ein mittelgroßes Krokodil.

Das mußte doch Eindruck machen: ich, ein eleganter junger Mann, mit einem etwa zweieinhalb Meter langen Krokodil durch die Straßen der Großstadt wandelnd! Als Halsband dachte ich mir einen Treibriemen aus und als Ketten einen weißblauen Seidenfaden, lässig um zwei meiner sehr gepflegten Finger geschlungen.

Ich schrieb also wegen eines zahmen Krokodils und zahlte mit unbewegtem Gesicht den Preis von 6000 Mark. Hierauf wurden die Kiste mit dem Krokodil und ein Brief bei mir abgeladen.

Selbstverständlich machte ich zuerst die Kiste auf.

Ich hatte ein fabelhaftes Glück.

Das herausstehende Krokodil erblickte nämlich zunächst meine Zimmerwirtin und verschlang sie im Zeitraum von einer Sekunde.

Das rief eine ehrliche Bewunderung in mir hervor, denn meine Zimmerwirtin war an zwei Zentner schwer, und ich hätte vielleicht ein halbes Jahr gebraucht, um sie zu verzehren.

Nichtsdestoweniger versäumte ich keine Maßnahme zu meiner Rettung und begab mich ins Badezimmer. Mein Badezimmer ist mit einer Stahltür versehen. Ich bin, wie gesagt, ein eleganter und hübscher junger Mann, und ich habe, als die Tür meines Badezimmers noch aus Holz bestand, verschiedentlich unliebsame Überraschungen durch Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts erlebt; denn mein Herz ist rein, und die Holztür war sehr leicht zu zertrümmern.

Das Krokodil schien tatsächlich Absichten auf mich gehabt zu haben, denn kaum war die Stahltür zugefaßt, da stürmte es gegen sie an. Die Stahltür bog sich zwar, aber sie hielt. Gottlob!

Während das Krokodil aus Mut mit blutender Schnauze sich blitzschnell um sich selbst drehte, damit der Wert der Möbel, Teppiche und sonstigen Gegenstände auf Bruchteile her-

abgemindert werde, kam ich auf den Gedanken, den Brief zu öffnen.

Aha, da hatten wir's!

Der Tierhändler schrieb mir, ich sollte die Kiste unter den Klängen von „Ach, sag doch Schnuck! zu mir“ öffnen und dabei eine Taschenlampe wiederholt blitzartig aufleuchten lassen; das Tier würde sich dann sanft wie ein blondlockiger Engel verhalten. Sofort begann ich im herrlichsten Tenor dies schöne Lied anzustimmen. Das Krokodil horchte auf. Dann ließ es seinen Tanz sein und ordnete den wilden Gesichtsausdruck durch Umstellung einiger Falten so ein, daß es aussah wie eine Kinodiva, die ein gutstehendes Kleid probiert.

Beruhigt wagte ich mich deshalb hervor, denn ich habe eine Schwäche für Kinodiven. Das Tier wollte unruhig werden, aber ich betörte es, indem ich auf Schnuck! einen ganz besonderen Schmelz legte. Dann ergriff ich die Taschenlampe und händigte es endgültig durch einige Blitze.

Jetzt, wo ich das Tier inmitten der angeordneten Zerstörung, die so gut als Umgebung paßte, ordentlich betrachten konnte, ging mir erst das Herz ganz auf. Bei allen Göttern! Ein Prachtexemplar! Ein Krokodil zum Küssen! Und die edlen Linien seiner Figur waren durch die dicke Wirtin durchaus nicht verunstaltet worden!

Ich zog mir einen hellblauen Anzug an, um zu der Farbe des Krokodils einen wohlthuenden Kontrast zu bilden, legte ihm das Treibriemenhalsband um, faßte die weißblauen Seidenfadenketten mit zweien meiner sehr gepflegten Finger und tänzelte an der Seite des Tieres, die Taschenlampe in der anderen Hand, hinaus.

Gleich auf der Treppe schmiß mein Krokodil beim Umdrehen mit dem Schwanzende zwei Flurfensterscheiben ein und das Treppengeländer um.

Hierauf erschien der Wirt mit einem Fluche auf den Lippen. Er hatte ihn aber noch nicht ganz ausgeflucht und mich unmöglich schon genau erblickt, als er beschleunigt in seine Gemächer zurückkehrte. Gleich darauf erkünte drin ein dumpfer Fall, und eine Frauenstimme rief nach dem Arzte. Deswegen sage ich, daß das beste Mittel gegen fluchende Hauswirte noch ein mittelgroßes Krokodil ist.

Als wir um den Vorgarten bogen, schwebte Lenchen Goldenhold heran.

Ich freute mich, denn ich hatte sie schon oft geküßt und wollte sie heiraten. Vor Glück vergaß ich zu singen, und das Krokodil fuhr

ihr prompt in die Beine. Erschrocken schmetterte ich hervor: „Ach, sag doch Schnucki zu mir!“

Aber sie, was tat die Schlechte? Statt mir dankbar um den Hals zu fallen, freischte sie mich an: „Bei Ihnen pickt's wohl oben?!“

Ich sagte ihr nichts, sondern sang emsig weiter, denn das Krokodil war noch unruhig.

Sie aber hörte nicht auf mit dem Schreien.

„Die ganze Wade hab' ich zerbissen,“ keifte sie. Ich bückte mich deshalb und streichelte unter fortwährendem Singen die et was angebissene Wade. Aber die Wade war so wunderschön, daß ich der Lenden die Undankbarkeit verzieh. Und um ihr zu zeigen, daß ich nicht verrückt war, schob ich zwischen zwei Schnuckikledern immer rasch den entzückten Ausruf ein: „Kind, hast du reizende Waden!“ Dabei ließ ich auch die Taschenlampe aufblitzen.

Aber sie mißverstand mich völlig und gab mir eine derartige Ohrfeige, daß ich nicht einen Ton mehr herausbringen konnte. Sofort begann das Krokodil zu kreiseln und traf mit seinem Schwanzende die Lenden Goldenhold so heftig, daß sie bis auf die Turmspitze der benachbarten Kirche flog.

Das war ihr ganz recht!

Warum backpfeifte sie mich, und warum sollte statt des gewöhnlichen Kirchturmuhns nicht mal eine Gans da oben sitzen?

Ich würdigte sie keines Blickes mehr, verwarf den Entschluß, sie zu heiraten, und schritt weiter.

Als ich auf die belebte Friedrichstraße einbog, liefen die Leute unbegreiflicherweise weg. Sie liefen weg, obwohl die Sache doch so schön war.

Ich sang wie eine Nachtigall, blitzte wie Zeus, und das Krokodil gab sich ganz als Kinodiva. Außerdem hielt ich es auch mit dem Seidenfaden fest an der Hand.

Vielleicht dachten die Leute, es sei Karneval. Sie liefen in die Häuser und bewarfen uns. Allerdings benutzten sie nicht Konfetti, sondern faule Eier, Kartoffeln, tote Katzen, Konservenbüchsen und eiserne Töpfe. Auch schloß ich aus einigen Knallen, daß auf uns geschossen wurde.

Das war wirklich unerhört!

Ich bin steuerzahlender Bürger und kann zum mindesten verlangen, daß ich die Straßen unbelästigt passieren darf. Aber hier war ich meines Lebens nicht sicher! Ich hörte auf zu singen und schimpfte.

Kaum hatte mein Krokodil das Aufhören der lockenden Schnuckiklänge bemerkt, da zerriß es die vellchenblaue Seidenfadenleine und entfernte sich eilends.

Im gleichen Augenblick führte der Teufel natürlich einen ahnungslosen Autoomnibus herzu.

Ganz verwirrt stürzte sich mein Krokodil auf den Motor und verschlang ihn. Dann vertiefte es sich in das Innere des Wagens. Die Fahrgäste waren anständig und ließen sich fressen, sodaß ich hoffen durfte, der Sorge um die Ernährung des Tierchens wenigstens für eine Woche enthoben zu sein. Leider befand sich ein schäbiger Kerl darin, der eine Bombe transportierte. Statt nun vor dem Gefressenwerden das gefährliche Ding weit wegzurufen, damit mein Tier nicht zu Schaden komme, schleuderte ihm der Unhold die Bombe in den geöffneten Rachen und sprang dann feige aus dem Fenster.

Mein armes Krokodil wollte ihm zwar rasch nach, blieb aber im Fenster stecken. Die Bombe plakte, und noch lange Zeit darauf träufelte auf der Straße ein Regen von Krokodil- und Autoomnibusstücken.

Während ich ganz entrüstet dastand, besaß der ruchlose Mörder meines gemeuchelten Lieblings noch die Unverschämtheit, mich so lange festzuhalten, bis ich verhaftet werden konnte. —

Ich verhaftet! — — —

Man plant, mich auf meinen geistigen Zustand untersuchen zu lassen. —

Mich untersuchen!! — — —

Aber ich zeige die Zähne!

Den Namen des elenden Töters habe ich schon feststellen lassen! Die Beschwerde an den Tierchutzverein ist auch schon abgeschickt!! Und die ganze Straße, die mich beworfen und beschossen hat, die übergebe ich dem Staatsanwalt!!! —

Wir wollen doch mal sehen, wer Recht bekommt!

Erntezeit.

Die Felder stehn weit voll Garben,
Die Luft riecht herb nach Brot.
Ihr grauen grauen Städte,
Nun habt ihr keine Not.

Was sind eure tausend Schlote,
Die steil 'gen Himmel stehn!
Ohne Erdmutters Brote
Mühtet Ihr betteln gehn!

Christine von Winkler.

All eure eisernen Götzen
Sausen und surren euch toll.
Da draußen an Erdmutters Brüsten
Schafft sich's so ruhevoll.

Die quellen von Korn und Früchten
In jedem neuen Jahr,
Kein Daunenpflü! gleicht der Krippe,
Drin Jesus gebettet war.

Gefahren des Sommers.

In graugelben Wogen wallt das reisende Roggenfeld unter dem warmen Sommerwind. Herbwürziger Ruch, an frisches Brot gemahnend, zieht in Schwaben über das Land. Liebkosend fährt die Hand beim Wandern am Rain über die sich wiegenden Halme. Schon neigt sich die Aehre, von der kommenden Frucht beschwert, leicht zur Erde. Zwar ist das Korn noch weich, aber umso mehr gelüftet es den Wanderer, spielerisch die unreifen Körner zu zerbeißen.

Aber schwere Gefährdung hockt hinter dem harmlos verführerischen Genuß. Die Kornähre beherbergt in dieser Zeit nicht selten die Sporen des Strahlenpilzes. Unsichtbar vorhanden gelangen sie mit dem Korn in den Mund und setzen sich in kleinen Schleimhautrissen fest. Auf dem ihnen zuzugenden Nährboden der menschlichen Gewebe wuchern sie und bilden in den Kieferndrüsen langsam wachsende und zur Eiterung neigende Geschwülste, deren Bekämpfung außerordentlich langwierig und schwierig ist, wenn sie überhaupt gelingt.

So rächt sich das Korn an dem schwelgerischen Genießer. Aber auch den bedroht es, der in der Erntearbeit ihm sich naht. Nicht leicht ist es, die schwere, große Garbe aufzuhaken, sie auf den Wagen oder in die Scheune zu schwingen. Da kann es wohl geschehen, daß die ungesügte Last in bedrohliche Nähe der Augen kommt und eine der nadscharfen Grannen die Hornhaut durchsticht. Diese Verletzung erfordert sofortige und sorgfältige ärztliche Behandlung. Nicht wenige Landleute haben ihr Augenlicht schwer geschädigt oder verloren, weil sie die anscheinend harmlose Wunde im Arbeitszeifer vernachlässigten und erst zu spät, wenn das Auge von einer Eiterung bedroht war, den Arzt aufsuchten.

Jetzt im Sommer ist auch die Zeit, wo uns atmosphärische Einflüsse bedrohen. Besonders sind es immer wieder die Blitzschläge, die Menschenleben zum Opfer fordern. 1927 verzeichnete man 512 tödliche Blitzschläge. Am gefährlichsten ist es, sich bei aufziehendem Gewitter unter einen einzigen hochragenden Baum zu flüchten. Ebenso unsicher ist der Schutz eines durchgeregneten Blätterdaches. Man soll sich im Wald nur unter niedrige Bäume stellen, auch auf freiem Feld sich flach auf den Boden werfen, wenn kein Dach sicheren Schutz bieten will. Sodann stelle man sich stets getrennt auf, nie mit anderen zusammen unter einen Baum, und schließlich denke man auch an das Sprüchlein: Vor den Eichen sollst du weichen, vor den Fichten sollst du flüchten, doch die Buchen sollst du suchen. Statistische Auszeichnungen in Lippe-Detmold haben ergeben, daß binnen

fünf Jahren der Blitz einschlug: 36 mal in Eichen, 24 mal in Tannen und Fichten, niemals in Buchen, obwohl der ganze Waldbestand des Landes dreiviertel aus Buchen besteht. Die Sicherheit der Buchen gegen Blitzgefahr beruht darauf, daß die Blätterwände, Stiele usw. sehr reich mit Härchen bewachsen sind, die wie die Blitzableiter einen Ausgleich der Luft- und Erdoberflächenherleitfähigkeit herbeiführen.

Meist fährt der Blitz in erhöhte Gegenstände, Masten, Gebäude und sucht an ihnen entlang den Weg zum Grund, wo es zum elektrischen Ausgleich kommt. Mitunter fährt er auch unmittelbar in den Boden. Auch dann kommt es nicht schon an der Erdoberfläche zum elektrischen Ausgleich, sondern erst im Grundwasser. Man vermeide daher auch beim Gewitter die Sanierungen an Wasserleitungen. In jedem Falle also muß der Blitz einen bestimmten Weg im Erdreich zurücklegen. Bleiben hiervon Spuren übrig? Ja, obgleich sich der Blitz in den mannigfachen Erdarten sehr verschieden verhält. In einem Falle aber stellen die sog. Donnerkeile keine Spur des Blitzes dar, wie der Volksglaube häufig annimmt; diese sind vielmehr Verstärkungen ausgestorbener Tiere.

In Humusböden ist der Weg des Blitzes am schwersten zu erkennen. Man findet hier meist einen stark aufgelockerten Erdstrang, der von Aschenresten durchsetzt ist — den Resten der verbrannten organischen Bodenbestandteile. In sehr festem Boden, besonders Ton, hinterläßt der Blitz mitunter eine Hohlspur, in Lehmböden wird die Hohlspur zuweilen mit geschmolzenen Quarzkörnern ausgefüllt, die von dem Sandgehalt des Bodens herrühren. In Sandböden wirkt der Blitz am eigen tümlichsten. Ist nämlich der Sand mit Quarzkörnern durchsetzt, so schmelzen diese, und es werden daraus lange Glasröhren, die sich nach allen Richtungen im Boden verästeln und bis zum Grundwasser reichen. Diese Glasröhren sind natürlich sehr empfindlich, und es ist nur unter Anwendung großer Vorsichtsmaßregeln möglich, sie dem Boden zu entnehmen. Daher sind sie selbst in Geologischen Instituten selten. Drei sehr schöne Blitzröhren werden im Geologischen Institut zu Rostock aufbewahrt.

Daß bei Gewittern Telephonapparate, Antennen, Radioempfangsapparate nicht berührt werden sollen, versteht sich von selbst. Dagegen ist die Gefahr des Einschlags in Eisenbahnwagen und Straßenbahnen gering. Nur die Lokomotive ist wegen der Rauchentwicklung gefährdet. Daher soll man auch bei schweren Gewittern jedes Feuer auslöschen.

„Katharina Antie“ auf sich wirken ließ, wird wieder gern in den kleinen Wanderzirkus gehen, wo er ihn findet. Und so traf ich 1929 im Juni einen solchen im Altvatergebirge und dann einen im Bayerwald, bis wieder in Ratibor einer betnahe vor meinen Augen in Stücke zerbrach.

Genug, es war ein rechtes Zirkusjahr. Die engste Verührung aber bekam ich mit dieser kleinen, ehrgeizigen, aber schönen Welt in einer bayerischen Stadt. Niederbayern ist das Land der Pferdeliebhaberei. Der Umzug der Rosse in Landskut und den kleinen Städten ringsherum ist uralte Gewohnheit. St. Leonhardsritt oder St. Georgsritt sind Volksfeste. Man sagt, als die Ungarn bei ihren Einbrüchen in Deutschland Niederbayern verlassen mußten, seien edle Pferde aus der Pusta und noch weiter hier im Bayernlande geblieben, und daher die Bauernreiterei. Man kann aber auch so sagen, daß der Verkehr über die Alpenpässe, der Kaufmannsgut des Südens nach dem Norden brachte, im bayerischen Vorland gutes Pferdmaterial bedingte.

Jedenfalls meine Freunde und Bekannten in Bayern, bei denen mich volkskundliche Studien immer länger festhalten, als es mir lieb ist, zeigen alle viel Verständnis für gute Pferde. Da war nun 1928 an der österreichischen Grenze ein Zirkus kaputgegangen. Die Artisten zerstreuten sich in alle Winde. Nur wenige Besucher unserer großstädtischen Kabarettis werden wissen, daß viele sog. „große Nummern“ im kleinen Zirkus auf dem Dorfe angefangen haben. Ein schon alterndes Ehepaar aber, die geschiedene Frau eines Zirkusdirektors von Rang und ihr Partner, ein englischer Schulreiter ältesten Stils, waren zurückgeblieben. Zwei gepflegte Schimmel, ein Hund, ein Affe und alte Ehrbegriffe von Kunst und Welt wetteiferten im Alter mit diesen beiden über Bord geworfenen Menschen.

Mit dem harten Winter 1928/29 kam das graue Glend über die Vermsten. Der eine Schimmel wanderte in eines Milchhändlers Stall. Laßt mich nicht an die Schilderung des Abschieds denken, von dem ich selbst nur etwas erzählen hörte. Der Affe bekam die Schwindsucht, und alle hungerten. Der Städter ist hartherzig gegen Artisten, wie der Bauer gegen Zigeuner. Er, Mister P., mußte den Winter über mit Schimmel, Affen und Hund in einem Stall übernachten, in dem vor alter Zeit einst die Pferddepot, die von den Alpenpässen kam, eingerichtet war. Mein Freund fand manches Gerät auf dem Boden, womit er Mister P. helfen konnte.

Nicht alles Leid will ich erzählen. Nur ein Wort über die Härte der Polizeit sei vergönnt. Als Mister P. endlich so weit war,

daß er für ein Kino Reklamereiten als Cow-boy übernahm, war Jubel im ganzen Hause. Nun kam endlich nicht mehr geborgtes oder geschenktes Geld in den Stall, sondern verdientes. Es gab wieder Zigaretten, für den Affen ein Raschwerk, Hafer für's Pferd und ein Wäscheliden für die Kunstreiterin. Den alten Flitter hob sie noch brav auf und sorgte für Erhaltung, so gut es ging. Als plötzlich die Tür aufging, hinter der ein Paragraph bestimmte, daß öffentliche Umzüge (auch für Reklame) den Verkehr behinderten. Dabei waren es höchstens nur kleine Jungens, die dem Schimmelreiter nachliefen. Die größeren rümpften sowieso überlegen die Nase und gingen zum Stadion. Das Zurschauftragen der eigenen frechen Lenden vor blasierten Frauenzimmern war ihnen größeres Glück als ein Blick in das Flittergold fahrender Leute, hinter denen die Kunst einer ganzen Geschlechterfolge schritt.

An lauen Sommerabenden kam dann das Erzählen über das donaugeborene Volk und plötzlich war auch ich dabei. Mister P. rauchte sein Pfeifchen und drückte das alte Messchen wie etwas Liebes an sich, um es zu erwärmen. Auch brachte er, der sich in der ganzen Stadt die Weltstadtzeitungen aller Herren Länder zusammenborgte, um, wie er sagte, nicht die Fühlung mit der großen Welt zu verlieren, das Gespräch auf die fremden Sprachen. Und wie es so kam, plötzlich redeten Mister P. und mein Freund Franz ein Idiom, das ich noch nie gehört hatte. Es war Kochemer löffchen, die Gaunersprache oder die Sprache der Kunden.

Es würde zu weit führen, alle die Zusammenhänge aufzudecken, die vom Zigeuner- und Judenvolk über die Geschichte des Wandertheaters und die Zirkuswelt bis in die Neuzeit hineinführen. Desgleichen wäre es zu weit ausgeholt, zu erzählen, wie in manchem Bürgerberufe die Gaunersprache Einzug gehalten hat, und damit überhaupt in unserer Sprache, die einstmal nicht nur Sprache des gebildeten Europas, sondern auch der europäischen Handelsjuden war. Es würde auch zu weit führen, zu berichten, wie in die gut bayerische Beamtenfamilie meines Freundes Franz das „Kochemer“ Eingang fand. Genug anzudeuten, daß die Eltern seiner Mutter als Leinwandhändler bei fahrenden Westjuden Kochemer lernen mußten, und daß nun Reste dieser Verständigungsstrümmen in Franz und Mister P. aufleuchteten wie schwache Erinnerungen aus uralter Zeit. Vater und Mutter sprachen aber Kochemer stets, wenn sie vor den Kindern etwas zu verbergen hatten. So lernten es die Kinder. Und wahrscheinlich werden es ihre Kinder — immer noch „Kgl.“ bayerische Beamten — auch noch lernen.



Glockenturm und Portal der Pfarrkirche Meisse O.S.



Mariensäule in Ratibor.



Prießnitz-Denkmal, Freital (Tschechoslowakei).



Rokoko-Altar in der Evang. Kirche
Carlsruhe.



Maltihaltar aus Sandstein in der
Pfarrkirche Patschkau (erbaut 1388)



Hochaltar (alte Holzschnitzerei)
in Altpatschkau (erbaut 1494).

Jedenfalls war ich beim Klang dieser Worte an die Märkte im Judenviertel von Sosnowice, Czestochau, Krakau erinnert. Ich mischte mein letztes Aufgebot des Sprachgedächtnisses dazwischen, und nun war im Erzählen kein Halten mehr. Also kommen wir zum Thema: Pferde, Pferde.

Mein Freund Franz kühlte sein bayerisches Blut für „schöne Rosse“ tüchtig wallen, und er gab eine Geschichte zum Besten, die er tief in seinem Innersten verborgen gehalten hatte, und die er wie ein köstlich gehütetes Geheimnis seiner Seele abringen mußte.

Von seinem Onkel, der Viehhändler war, handelte die Geschichte. Dieser hatte ein Paar wunderschöne Apfelschimmel im Stall stehen. Vielfach beneidete man ihn um die Rosse, obwohl das eine ein „Weißer“ war und niemanden an sich heranließ außer den, an den es gewohnt war. Dies war der Knecht. Dieser hörte einmal in der Nacht im Stall einen Rärm, der ihm noch nie vorgekommen war. Trotzdem der Stall gut verschlossen war, glaubte der Knecht doch, den Händler wecken zu müssen. Dies geschah folgendermaßen: Er ging an die Kammertür der Magd und polterte so fest, daß sie sich erst auf die Geschehnisse des letzten gewaltsamen Besuchs erinnern mußte, den der Stallgewaltige im Vorjahre bei ihr versucht hatte. Als sie sich von der Art seiner Absichten überzeugt hatte, fand sie sich bei sich und ging an die Zimmertür, hinter der die sägemühlbewegte Schlafzimerluft des Händlerpaares nun jäh Wellen schlagen sollte. Freund Franz fand seine Worte anders. Aber ich kann nicht bayerisch.

Jedenfalls soll der erste Schreck der Tante sich zuerst in Entleerungen geäußert haben, die sie erst mit sich selbst abmachte. Dann zog sie Onkel, nachdem sie sich behutsam, aber rasch angekleidet hatte, an der Bettdecke, die sich unter einem gewaltigen Hünen bäumte.

„Im Stall die Rösser sind unruhig,“ sagte sie.

„Dann soll der vermaledeitte Kerl ihnen allweil nicht so viel Hafer geben. Sakrisches Vieh!“ Die Bettdecke gähnte wieder.

„Ich glaube, du stehst mal auf.“

„Wo werd' ich denn. Der Stall ist verschlossen.“

„s mag sein. Aber siehst, der Knecht wartet auf dich.“

„Er wartet, der vermaledeitte Kerl. Er soll nicht so viel Hafer fressen,“ und um ein Haar wäre die Sägemühle wieder in Gang gekommen. Als aber der Knecht selber am Bett stand, war Tantschens Schlafgenosse wie ein Blitz aus den Federn. Jetzt war es ernst. Tante zündete die geweihte Kerze vor dem Bilde Mariens an. Man konnte ja nie wissen.

Rasch hintereinander betraten der Onkel und sein Knecht den Stall. Im Schein der Windlaterne bot sich ihnen ein schreckenerregender Anblick. Während der eine Apfelschimmel ziemlich ruhig dastand und sich nach den Eintretenden umsah, tänzelte der andere, der „Weißer“, an der Mause wie verrückt und war über und über mit Schweiß bedeckt. Und, o Grauen, das schöne Haar der Mähne und der Schweif klatzte, in vielen Büpfen kunstgerecht geknüpft, gegen das durchschwitzte, dampfende Fell. Den Kopf warf es ruckweise alle Augenblicke in die Höhe, und jede Minute ging es kerzengerade halb vorn, halb hinten gegen die Stalldecke an, daß man dachte, es würde sich losreißen und die Stalltüre einrennen oder sich selbst Schädel und Rückgrat zerschmettern. Hier war alles zweifelsohne. Das eine Pferd war behegt.

Sofort ging der Knecht Rärm schlagen, denn er begann, wie das Pferd, am ganzen Körper zu zittern. Nur dem Umstande, daß das Pferd als „Weißer“ an und für sich stärker gehaltstert war, blieb es zu verdanken, wenn es sich nicht schon längst losgerissen hatte. Der Knecht aber sah schon im Geiste den wildgewordenen Gaul losgerissen durch die Welt traben und alles zerbeißen. Da erwischte der Onkel noch schnell den Davonspringenden und herrschte ihn an, er solle keinen Rärm schlagen. Den Zauber wolle man schon lösen. Doch dürfte keiner was davon erfahren.

Aha, hier war des Rätsels Lösung, der Grund, weshalb Franz nie etwas von der seltsamen Geschichte erzählt hatte, trotzdem sie ja uns Volkskundler hätte sehr interessieren müssen.

„Wie ist denn die Sache ausgelaufen?“ fragte ich, da Freund Franz stockte.

„Das will ich Ihnen erzählen,“ erbot sich plötzlich der Engländer, als ob er dabeigewesen wäre, trotzdem die Begebenheit etwa 60 Jahre zurücklag, denn sie stieß nicht, wie Franz nachher sich verbesserte, seinem Onkel, sondern dem seines Vaters zu.

„Weil das Pferd ein „Weißer“ war, konnte niemand, auch der Knecht nicht, an dasselbe heran. Es mußte erst der Schmied geholt werden. Mit seiner Hilfe brachte man das Pferd unter Stangen, die aber schon halbe Balken waren. So erst war es möglich, an die Mähne heranzukommen und das Haar aus den Büpfen zu lösen. Der Schmied und seine Gesellen hielten aber nicht dicht. Der Zauber sprach sich herum, und kein Bauer wollte mehr aus dem Stall des Händlers etwas kaufen, vor allem keine Pferde. Es blieb also dem Geschädigten nichts übrig, als die beiden Apfelschimmel zu verkaufen. Weil aber das eine Pferd ein Weißer war, bekam derjenige, der schon lange ein Auge auf das Paar Rosse

geworfen hatte, dieselben für ein Sündengeld. Wahrscheinlich hat er sich selbst in den Stall mit einem Nachschlüssel eingeschlichen, um den Zauber zu machen, oder er hat einem „Kunden“ Auftrag gegeben.

„Das ist doch aber ganz unmöglich,“ unterbrach ihn seine Frau, die wie jeder Pferdeliebhaber mit glühenden Augen zugehört hatte. „Wenn niemand die Böpfe lösen konnte, nicht einmal der Knecht, an den der Besitzer gewohnt war, dann hätte auch niemand an das Pferd herankommen und ihm die Böpfe flechten können. Nicht einmal der Knecht.“

„Ja, das ist eben der Witz,“ radebrechte Mister P. „Ein Tropfen Wasser, der auf unseren Kopf fällt, macht uns nur ein wenig Unbehagen. Zehn Tropfen aber fangen an, lästig zu werden. Tausend Tropfen bringen uns in Raserei. Es ist so wie mit den Autos. Ein Auto ist ein schöner Anblick. Zehn sind dem Auge und dem Ohr eine Last. Tausend machen den Menschen reiß für das Sanatorium. Ein Flugzeug ist eine schöne Sache. Zehn Flugzeuge erleichtern den Verkehr. Tausend werden die Sonne verdunkeln. Deshalb kam das Pferd erst langsam in Schweiz. Und erst als der Wäurer über alle Berge war, begann der Besitzer zu steigen und zu rumoren. Und erst, wenn wir uns an die Technik gewöhnt haben werden, wird sie uns lästig fallen.“

Aber auch Franz hatte Einwendungen. „Wie soll es denn möglich gewesen sein, daß der Einbrecher so nahe an das Pferd herankam, wenn es ein Besitzer war?“

„Da genügt ein rascher Griff in die Riemen, linke Hand fest an der Trense. Zwei Finger nach oben gedreht, und er läßt sich beschlagen.“

Noch einen anderen Einwurf wußte Mister P.'s Frau. „Ja damals. Wenn das heute vorkäme, so wüßte man schon, wen man fassen sollte. Den Käufer nämlich, oder wenn es nur ein Zwischenkäufer wäre, seinen Auftraggeber. Denn nur er hätte den Spuk veranlassen können.“

„Geh, Mary. Wer denkt heute noch an Pferde? Ja, wenn es ein Flugzeug wäre oder ein Motorrad. Aber dem kann man keine Böpfe ins Haar flechten. Da ein Defekt, und es geht um Tod und Leben.“

„Na, und bei uns in der Arena, geht es da um was anderes? Vielleicht um Hobbelpäne?“

„Freilich, aber das glaubt uns niemand mehr. Heute ist jeder Sportsmann ein Held. Da sind wir alle überflüssig. Die Welt braucht uns nicht mehr.“ Er schwieg resigniert und hüftelte. Dann haute er das Messer in seine Bettkiste.

*

Als ich Bayern verließ, beschloß gerade der Stadtrat, den ehemaligen Posthof zu einer

Autogarage umzubauen, Autos müssen sein. Also muß es auch Garagen geben. Wohl hatten die Chauffeure im Nachbargrundstück Mitleid mit dem Stück grünen Rasen, an das sie beim Anblick des Schimmels, Hundes und des Affen erinnert wurden. Aber was sollte ihr Anflug von Mitleid? Konnten sie das Pferd mit Benzol füttern oder den Hund mit Achsenöl tränken? Es fehlte immer mehr an Beziehungen zwischen diesen und jenen. Je länger die Zirkusleute in der Stadt blieben, umso größer wurde der Abstand der einen Welt zur andern.

So kam es, daß ich, kaum zu Hause angelangt, mich nach dem Schicksal der Zirkusleute erkundigte.

Schande! Man hat vom Stadtrat aus dem Paar für 40 Mark einen alten, gebrechlichen Wagen gekauft. Beileibe keinen bunten Wohnwagen mit blühenden Fenstern, hübschen Gardinen und prunkender Laterne am Führersitz, sondern einen offenen Kastenwagen, der an der nächsten Straßenecke auseinanderfallen wird. Auf ihm lagen in einer Kiste die wenigen Armselstücken des Zirkuspaars. Neben dem Kasten, in dem der Affe mühsam verpackt war, saß die ehemalige Zirkusdirektorin und Reisespringerin.

Mister P. ging neben dem Pferde einher, das er am Halfter führte. Eine Leine hatte er nicht mehr.

Als dieser erbarmungswürdige Zug zum Tor des Posthofes hinauszog, flatterte gerade aus irgendeinem Fenster ein abgetragener Frauenmantel herunter. Er wird das Paar davor bewahren, eher als zum Eintritt des Winters in einem Graben an der Landstraße das Ende des Lebens auf grünem Rasen zu erfüllen.

Wenn seine letzte Stunde kommen wird, wird Mister P. wissen, daß seine Frau ihm vorausging. Affe und Hund werden längst erledigt sein. Der Schimmel wird längst bei einem Bürger sein Gnadenbrot essen, wenn er es überhaupt so weit bringt.

Im letzten Stündlein wird sich Mister P. fragen: was nützte mir meine Kunst? Ich konnte mehr als sie üben. Ich konnte drei Sprachen. Ich verstand die Geheimsprache der internationalen Kunden. Ich kannte die Dinge zwischen Pferd und Wagen. Ich konnte Rätsel lösen, die zwischen Tier und Mensch sich abspielten. Ich konnte in eine neue, unbekannte Welt eindringen. Aber mich in der Welt der Wirklichkeit festhalten und mich ihr einfügen, konnte ich nicht. Wenn er noch eine letzte Kraft haben wird, wird er fragen: Was ist denn überhaupt Wirklichkeit? — Benzin, Gestank, Geld. — Nun ist er tot.

Mister P. hat meinem Freunde Franz das Geheimnis gelöst, das er, sein Dunkel und dessen Dunkel zeit ihres Lebens mit sich herumgetragen haben. Er hat einen Bann gelöst. Er hat es bewirkt, daß wieder eine Menschenseele aus den letzten Ketten des Mythos gerettet wurde. Mister P. sei gepriesen. Er hat nicht umsonst gelebt.

Er hat gezeigt auch, wie man ehrlich zugrunde geht. Er hat das Geldentum der Landstraße getragen ohne Ehrenkreuz und ohne Artistenruhm bis zum letzten Becher der Armut. Er hat gezeigt, wie man ohne Erbe aus der Welt geht. Er hat ausgehalten bis zum letzten Almosen.

Sommerbäume.

Saget mir euer Geheimnis, ihr schweigenden Sommerbäume,
Keinem will ich's verraten,
Weder den schwebenden Wolkenfrauen,
Noch ihrem lieblichen Bruder, dem wandernden Südwind
Oder der Wiesenjungfer,
Der sanften Anmutreichen,
Allen verhehlt es mein Mund.

Bergt ihr ein schweres Geschehen,
Weil ihr so schweigend den Atem verhaltet?
Und seid doch so schön, so schön!
Und sangt noch vor wenig Tagen
Wie selige Griechengötter
Und schwangt euch im Tanz.

Ahnt ihr schon euren roten
Lohnenden Sommertod?
Ach nur ein Gleichnis
Ist alles Geschehen!
Mitten im tiefsten Genießen
Fühlet die Seele den heißen
Brennenden Stachel
Der Endlichkeit
Tief in der schmerzenden Brust,
Abgebrochenes Richtschwert des Schicksals,
Welches Keinen, Keinen verschont!

Christine von Winkler.

1500 „Fliegende Holländer“.

Hin und wieder erfährt die Oeffentlichkeit etwas von einigen steuerlos und unbemannt auf dem Ozean treibenden Schiffen. Zumeist bilden sich rasch die abenteuerlichsten Legenden über solche Fahrzeuge. Tatsächlich steckt aber dahinter nichts Gespensterhaftes.

Immerhin wird man überrascht sein, zu hören, daß nach der allmonatlich von der Schiffsabteilung des amerikanischen Verkehrsamtes herausgegebenen Karte über treibende und herrenlose Schiffe nicht weniger als rund 1500 solcher Schiffe existieren. Zumeist handelt es sich dabei um in Unwetter geratene Küstenfahrzeuge, die von der Besatzung in höchster Not durch Rettungsboot verlassen und preisgegeben worden sind. Einige Schiffe treiben dann unter Umständen bis zu 10 Jahren lang auf dem Ozean, und die Schiffsfahrtsfachverständigen sind dank ihrer sorgfältigen Beschäftigung mit den ozeantischen Strömungsverhältnissen in der Lage, auf der bereits erwähnten Karte mit ziemlicher Si-

cherheit anzugeben, welchen Kurs derartige herrenlose Schiffe getrieben werden, sodaß die reguläre Schifffahrt sich vor Kollisionen schützen kann.

So hat sich also das Problem des „Fliegenden Holländers“, nach dem Richard Wagner auf einer Seereise zum Text seiner gleichnamigen Oper gekommen ist, bis in das Feld der Statistik verschlagen. 1500 Fliegende Holländer, und Richard Wagner findet doch mit seinem Opernwerk mehr Anklang, als alle die Schauer geschichten, die über die herrenlos treibenden Fahrzeuge erzählt werden. Man sieht, nicht das Meer hat die Romantik in sich, sondern der Erdenmensch, die Landratte, trägt die Romantik aufs Meer. Man muß zugeben, daß Richard Wagner als geborener Sachse immerhin den Anspruch erheben kann, durch seine Beziehungen zur „Seestadt Leipzig“ eine gewisse Reigung und Begabung für seemannische Dinge mitbekommen zu haben.

Heimwandernde Bergarbeiter bei Nacht.

Von Christine von Winkler.

Pechfinstre Nacht, ein schwerer Nebel hängt,
Des Wagens Lichter werfen schwanke Kreise, —
Am Wegrand wandern Schatten, dichtgedrängt,
Mit arbeitschwerem Tritt im Wandergeleise.

Bergwerker sind's, die von der Tageschicht
Am Abend heimwärts gehen lange Stunden,
Darunter auch manch junges Frau'ngesicht,
Das dunkle Kopftuch in die Stirn gebunden.

Und ob die Straße quillt von Regenkot,
Und ob sie klirrt von hartgefrorenem Eise,
Sie laufen, laufen um ihr täglich Brot,
— Ein dunkler Thor, — in stetem Wandergeleise.

Sie steigen nieder jeden neuen Tag
In schwarzen Schächten zu der Erde Gründen
Und leiden tiefes Dunkel Tag um Tag,
Daß droben tausend Menschen Feuer zünden.

Aus schwarzem Erdschoß ein Summen zieht
Von ihrer Hammer immer gleichem Klopfen,
Im Takte zu dem stummen Arbeitslied
Blutet die Erde still in dunklen Tropfen.

Rund um die Linde.

Kleinstadttram aus alter Zeit
von Anna Bernard.

Um den Stamm der alten Linde war eine runde Bank, die immer voll und bunt besetzt war. Heute waren alle Altersstufen vertreten, vom kleinsten Wickelkind bis zum Greise, sogar eine Totenbahre fehlte nicht.

Zwei Tischlerjungen hatten einen Sarg abgeliefert, ein gutes Trinkgeld bekommen und dafür eingekauft. Einen Doppelliter Kirsch, vier Sooleier, für zwei Groschen Bauerbissen beim Pfefferkuchler und zwei saure Gurken. Neben ihnen saßen an einer Seite zwei Schulmädchen, die sich leise flüsternd ihr kleines Gewissen erforschen halfen und ihre Sündlein auf ein Stück Papier schrieben, denn sie wollten zur Beichte gehen. An der anderen Seite von den Jungen saßen zwei blutjunge Mädchen, die unter ihrem Schäferhut so lachten, wie eben nur ganz junge Mädchen lachen können. Sie kamen nämlich schnurgerade von einer Kartenlegerin, die ihnen die Zukunft wie ein Buch aufgeblättert haben wollte. Neben Ottilien hätte ein „Blonder“ gelegen, und der Hermine wäre ein „Schwarzlockiger“ gewogen. Nein, wie die Alte das nur so wissen konnte, denn es stimmte ganz genau. Und was sie nur damit gemeint hat, als sie sagte: „Kindl, Kindl, der Schellenbube hier, der Blonde, das ist ein gar sehr Genäschiger, vor dem müssen Sie sich in Obacht nehmen!“

Die Mädchen lachten so ungehörig, daß dem einen Tischlerjungen die saure Gurke aus der Hand fiel, was ihnen einen Rippenstoß und den Beinamen „Dumme Gänse“ einbrachte. Neben einem Alten mit einer Landwehrmütze saß ein älteres Fräulein, das, obgleich es sehr hager war, doch viel Platz einnahm, denn sie trug noch die Krinoline ihrer Jugendzeit. Ihren dicken Mops hatte sie auf den Schoß genommen, denn in der Nähe spielte eine Drehorgel, und das konnte der Hund nicht vertragen. Sie rückte ihm das Halsband zurecht, darauf war gestickt „mein Diebling“, dann nahm sie ein gelbes Heft aus ihrem Pompadour und las die vierundachtzigste Fortsetzung des Romans „Die schöne Elvira oder die verfolgte Unschuld“, die ihr der Kolporteur heute gebracht hatte, mit den beiden Prämienbildern „Vaters Diebling“ und „Der Mutter Glück“, zu denen sie nur vier Mark zuzahlen brauchte.

Indessen waren die beiden Tischlerjungen mit ihrem Vorrat fertig geworden und hielten Stesla, bis der eine das Schweigen unterbrach und sagte: „Ich weiß nicht, wie das kommt, man frißt und frißt immerfort und wird doch nie satt. Bist du schon einmal richtig satt gewesen, Julius?“ Der Gefragte sann

nach und dachte an eine Kirmes bei seiner Großmutter.

Der Leiermann hatte mit dem Riede: „Guter Mond, du gehst so stille“ eine Pause eintreten lassen und die Kurbel abgezogen. Er setzte sich neben den Alten mit der Landwehrmütze, wickelte sein Brot aus einem roten Taschentuch, und man kam vom Erntemetter auf Anno 66 zu sprechen. Die Alten nahmen sich eine Priße, und der Leiermann hob ein Stücklein Papier auf zu einem Fidißus. Darauf standen die Kindersündlein geschrieben. Neben den Männern saß eine Herrschaftsamma mit ihrem Kindlein, aber sie dachte an ein anderes Kindlein und an einen, der ihr Treue geschworen und nun in die Welt gezogen war. Auch das alte Fräulein weinte, zu schwer wurde die schöne Elvira geprüft. Es war ihr zwar, als wenn Graf Waldemar, der jetzt wieder um sie freite, früher einmal ermordet wurde, aber man konnte sich irren.

In der Nähe der Linde steht eine Schildwache, der Posten salutiert. Der Plakmajor! Er schleppt ein wenig das Bein. Die beiden Alten springen auf, stehen stramm, die Hand an der Hosennaht. „Aeh, wohl Feldzug mitgemacht?“ „Zu Befehl! Königgrätz!“ Wohlwollend lächelnd biegt der Offizier in die Gasse. Die Alten strahlen. Der Leiermann sucht in seinen Kupfermünzen, nimmt seine Feldflasche und holt einen „Nordhäuser mit Kolrabitter“.

Mehrere Frauen mit ihren spielenden Kindern sitzen noch um den Baum. Eine Dame mit engem Schleppkleid, winzig kleinen Hütchen und Sonnenknicker geht vorüber. Die Frauen mustern die Kleidung und den Stammbaum der Dame. Die Tischlerjungen singen ein Liedchen hinter ihr her:

„Was man soll nicht sehen, deckt die Schleppe zu,

Feine Damen gehen in zerrissenem Schuh,
Die Hosen sind nicht reene und stiefelkrumm
die Beene,

Doch alles deckt die Schleppe zu.“

Dann nahmen sie ihre Bahre und gingen heim mit dem aufrichtigen Wunsche, daß recht bald wieder einer sterben möchte. Langsam leerte sich die Bank. Silbern zog der Mond über die Wälle. Von den Kasernen her erklangen die Töne des Zapfenstreichs, so langgezogen, als wollten sie auch den Säumigen noch Gelegenheit geben, zurecht zu kommen. Im Sturmschritt liefen die letzten Soldaten durch die Gassen. Ein einziges Liebespaar saß noch unter der Linde, die gern gehört hätte, was sich die Beiden zu sagen hatten. Aber Linde, bist du neugierig! Hast noch nicht genug gehört?

Zeitungssenten.

Von Konstantin Konfrater.

Nirgendß ist es im Sommer so heiß, wie in den Zeitungsredaktionen. Das macht die Sauregurkenzeit, in der so sehr rein garnichts passiert, daß die Herren Redakteure neben der durch die Sonnenglut erzeugten Transpiration noch doppelt und dreifach schwitzen, weil sie fürchten, die Spalten ihrer Zeitungen könnten leer bleiben.

Was soll aber auch schon passieren, wenn es so heiß ist? Die Diplomaten, die in den kühleren Jahreszeiten lebenswürdigerweise hie und da mal einen Krieg anzetteln, damit die Zeitungen Stoff bekommen, liegen friedlich bis zum Kopf im Wasser der Seebäder. Wenn sie einen Kopf hätten, würden sie auch den noch ins Wasser stecken vor lauter Hitze. Auf sie ist im Sommer also kein Verlaß.

Der Mordbube, der in der Presse im Fetzdruck ausgeschlachtet wird, scheut die Züchtung des blanken Stahls, weil er sich an der sonnenerhitzten Messerf Klinge nicht die Finger verbrennen will.

Die Radfahrer sind zu faul zum schnellen Fahren, rennen niemanden um, und mit den gern gelesenen „Wilber-Radler“-Notizen ist es insollgedessen auch kalter Kaffee.

Gottseidank hat aber jede Redaktion in dieser traurigen Zeit einen bewährten Helfer: die liebe, gute, alte Zeitungssente. Sie sitzt hinter dem Papierkorb und brütet die tollsten Sachen aus. Die Redakteure brauchen die Entenausgeburten bloß in ihre Schreibmaschinen zu schnattern, und ihre Zeitungen wimmeln von Sensationen.

Früher brütete die Zeitungssente mit Sicherheit allsommerlich die Seeschlange aus. Gewöhnlich fand ein unaussprechbarer Kapitän auf einer unaussprechbaren Insel ein unaussprechliches Reptilienet, das er wissenschaftshalber an Bord nahm. Am nächsten Tage froh aus dem Ei prompt eine Seeschlange, die am ersten Tage bereits mehrere Pfund Salzleisch, einige Zoll Schiffszwieback und die Hosenträger des Steuermanns verzehrte. Sie wuchs zusehends und gab eher keine Ruhe, bis das Schiff mit Mann und Maus von ihr aufgefressen war. Den Bericht über die Vorgänge erfuhr man durch die Flaschenpost, die der Kapitän vorbereitet und heldenmütig ins Meer geschleudert hatte, als das Ungeheuer ihn als letzten Vederbissen mit den Zähnen an die Koteletten faßte.

Heut werfen schon die Säuglinge mit dem Schnuller nach einem, wenn man ihnen von der Seeschlange erzählt. Die Zeitungssente brütet insollgedessen andere Sachen aus.

Sie läßt den Kronprinzen sich scheiden und nimmt die Scheidung am nächsten Tage wie-

der zurück. Sie läßt den Blitz in einen Bauern schlagen, dem dabei nichts passiert, als daß er plötzlich lateinisch spricht, wovon er früher keinen blassen Schimmer hatte. Sie entdeckt in einem unbetretenen Urwalde den lang erwarteten Affenmenschen, der den ihn verfolgenden Gelehrten mit dem bekannten berlichingischen Spruch in der Sprache der Affenmenschen empfängt. Sie wertet die roten Tausendmarkscheine auf. Sie läßt das Perpetuum mobile erfinden. Eine junge Mutter in Jrgendwo wird ihretwegen von Siebenlingen entbunden. Ihr zuliebe stürzen Kinder vom Kirchturm und laufen, unten angekommen, mit heiterem Lachen davon. Kurz: Bei Gott und der Zeitungssente ist kein Ding unmöglich!

Zum Schluß zwei besonders nette Geschichten der Zeitungssente.

Eine mitteldeutsche Zeitung meldete:

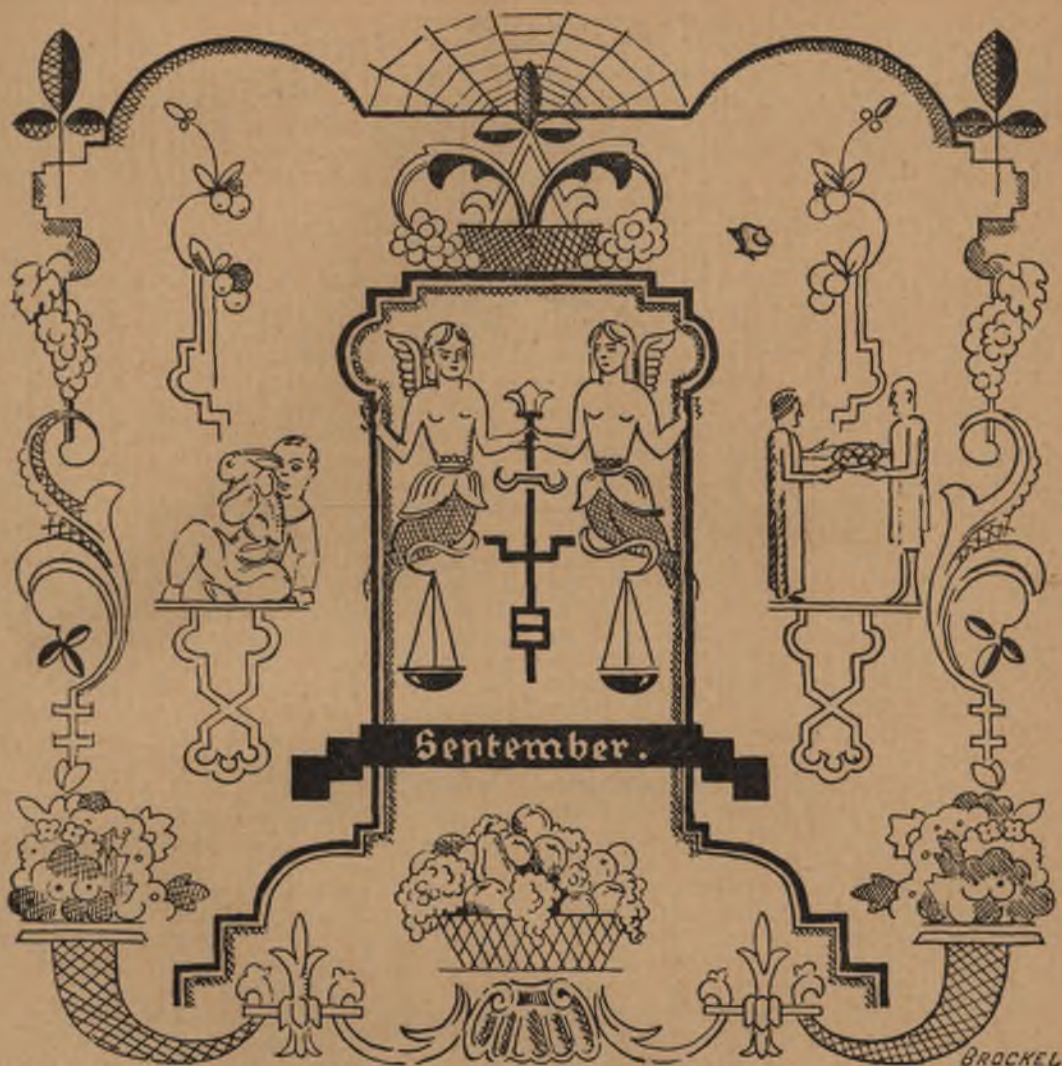
„Beim Schlachten eines Huhnes, dessen Benehmen beim Fressen sehr aufgefallen war, fand man Weizenkörner, die bis zu 20 Zentimeter große Weizenkeime getrieben hatten. Die Spitzen der Weizenkeime steckten schon im Kropf und hatten bereits Blattgrün in sich.“

Das Blattgrün war gewiß so grün wie die Leser, denen diese Nachricht vorgelesen wurde.

Noch tüchtiger war die Ente einer ober-schlesischen Zeitung. Sie setzte einem Anfrager im Briestasten vor, daß irgendwo ein Mädchen einmal aus einer Quelle getrunken und dabei unversehens eine Kaulquappe verschluckt hatte. Von da ab hatte sie Magenbeschwerden, die so schlimm wurden, daß ihr schließlich der Bauch geöffnet werden mußte. Und wie er geöffnet war, ertönte es plötzlich „Quak, quak“, und ein ausgewachsener Frosch hüpfte den Ärzten mit dem nackten Arm ins Gesicht. Es war die einst mitverschluckte, ach so kleine Kaulquappe, die anscheinend den Magen des Mädchens als Dorsteich betrachtet und sich deshalb so respektabel entwickelt hatte.

Nächstens erfahren wir noch von einer Henne, bei der man hinten die Eier aufhängt und vorn aus dem Kornfeld ihres Schnabels Weizen drischt, um einen Eierfuchen zu machen, und von einem Mädchen, in das man bloß eine Angel zu hängen braucht, um aus ihrem Magen die schönsten lebenden Karpfen und Hechte herausangeln zu können.

Denn bei Gott und der Zeitungssente ist kein Ding unmöglich!



Herbstwanderung.

Von Julius Stephan.

Wie in Silber und Gold gebadet ist der junge Morgen heraufgestiegen. Die kühle Luft durchschauert den Körper so wohlthig, und vor dem Blick der Sonne huschen die weißen Nebelbänder, die über den Wiesen liegen, gleich lichtschonen Elfen hinweg. In Halmen und Blättern funkeln kristallene Tropfen — Edelsteine, von reinstem Wasser! Und welch wunderbar Gemälde trägt die ganze Landschaft! Die sternbestandenen Gärten, die welfbraunen Kartoffelfäcker, die fahlen Stoppelfelder — alles ist überzogen von schimmernden Silberfäden, die im leichten Wind-

hauch wie zerrissene Seidenschleier wehen und sich an unsere Kleider hängen.

Wer sind die Verfertiger dieser mit Tauperlen reich bestickten Zaubergebilde? Tausende und Abertausende kleiner, zum Theil noch ganz junger Spinnen sind es, die die wunderbaren Fäden bereiten. Du meinst nun, wir müßten beim Nähertreten eine ganze Schar jener fleißigen Geschöpfchen beobachten können. In Wirklichkeit entdecken wir auch nicht eines. Das ist unschwer zu erklären. Sobald man nämlich auch nur einen Teil des Gespinnstes berührt, erschüttert man das ganze

Fadengewirr, und die kleinen Weberinnen machen sich eiligst aus dem Staube, d. h. verkriechen sich in Erdrücken, unter Blättern und Steinen. Hätten wir Zeit und Geduld, zu warten, so kämen sie bald wieder zum Vorschein.

Im Weiterschreiten bemerken wir auch wirklich, wie der Seidenteppich sich langsam hebt, wie feinste Fäden aus ihm hervorschießen, sich loslösen und bedächtig höher steigen. Ungefähr bis Mittag werden diese Fäden und Fädchen in die Höhe gehen, allmählich die Luft erfüllen, sich zu Drähten und Flocken vereinigen und am Nachmittag sachte zur Erde zurückfallen, und bei Sonnenuntergang wird alles verschwunden sein. Ein schönes Bild der Wünsche und Hoffnungen des Menschen sind die flüchtigen fliegenden Schleier. Warmer Sonnenschein hebt sie empor, ein kalter Windhauch zieht sie zum Boden zurück. Wie jäh und unerwartet werden oft unsere schönsten Träume zunichte!

Schon seit alters hat das Volk dieses seltsame Naturspiel beachtet und zu erklären versucht. Das ist schon aus den Namen ersichtlich, die man den Spinnfäden gegeben hat. Im Deutschen heißen sie Herbstfäden, Marienfäden, Mariengarn, Garn der heiligen Jungfrau, Nachsommer, fliegender Sommer, Altwiebersommer, Mädchenommer, Gallusommer. (Der St. Gallustag ist der 16. Oktober). In Bayern läßt die Sage die Mutter Gottes mit den 12 000 Jungfrauen im Herbst die Felder überspinnen. Anderwärts erzählt die fromme Sage, die Herbstfäden seien Reste des Grabgewandes der hl. Jungfrau, das von ihr abfiel, als sie verklärt zum Himmel schwebte.

Seltam sind die Ansichten, die auch Naturforscher früherer Zeiten über die Entstehung der Herbstfäden hegten. Aristoteles wußte allerdings schon, daß Spinnen ihre Verfertigerinnen sind, aber das scheint späterhin völlig in Vergessenheit geraten zu sein. Noch im 17. und 18. Jahrhundert glaubte man in den Fäden atmosphärische oder pflanzliche Erzeugnisse zu sehen, und vor noch gar nicht langer Zeit meinte man, sie rühren von Käfern oder Schillbläusen her. Auch über die Art des Steigens der Fäden hatte man merkwürdige Vorstellungen. Erst der englische Spinnensorcher Blackwall gab eine richtige Erklärung. Die Spinnen klettern auf Halme, Steine und andere hervorragende Gegenstände, bringen den Körper in aufrechte Lage und schießen den Faden los, zunächst in Gestalt eines Tröpfchens. Dieses ist sehr leicht und wird von der vom Boden aufsteigenden Luftströmung erfaßt, die das weitere „Sekret“ in Fadenform aus den Spinndrüsen herauszieht. Das geschieht so lange, bis die Spinne selbst den Zug des Fadens verspürt, dann

läßt das Tierchen seinen Ruhepunkt los und segelt ab.

Ueber die Bedeutung der Erscheinung ist gleichfalls lange gestritten worden. Man hielt die Sommerfäden für Fangapparate, gewissermaßen für fliegende Netze. Andere meinten, die Spinnen führen damit in die Rüste, um hohe Bäume zu erreichen, unter deren Rinde sie, wenn sie glücklich an dieses Ziel gelangt wären, überwinterten. Auch das, was man noch heut hierüber hört und liest, ist nur zum Teil richtig. Es wird gewöhnlich so dargestellt, daß die Fäden lediglich eine Wanderung vom Nassen ins Trockene, von den Sommerwohnungen in die Winterquartiere vermitteln. Man geht dabei von der irrigen Voraussetzung aus, daß die „fliegenden Spinnen“ nur solche Arten seien, die sich an feuchten Orten, auf sumpfigen Wiesen, an Gräben und Teichen aufhalten, was in diesem Umfang freilich nicht zutrifft. Eine allseitig befriedigende Erklärung gibt auch hier der vorhin erwähnte britische Forscher. Ihm fiel auf, daß die Luftschifferinnen fast durchweg junge Spinnen sind. Daraus schloß er ganz richtig, die „Spinnenjugend“ segle in die Weite, um sich eine neue Heimat zu gründen. An ihrem alten Aufenthaltsorte fehlt es ihnen nämlich an Nahrung, weil eine Unmenge der Tierchen auf engem Platze vereinigt sind. Andererseits werden dort viele der kleinen und jungen Exemplare von den älteren und kräftigeren angegriffen und verzehrt, was die anderen naturgemäß in die Flucht treibt.

Es unterliegt heut jedenfalls keinem Zweifel mehr, daß der „fliegende Sommer“ ein Mittel darstellt, den Verbreitungsbezirk der Spinnenarten zu erweitern und zu vergrößern.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:

Du siehst, die Spinnen bauen lust'ge Wege!

*

Wir sind am Walde angelangt. Einen Haselnußstrauch erleichtern wir um eine Handvoll seiner Früchte. Einige der runden Dinger, die wir abgepflückt, sind so merkwürdig leicht, andere zeigen ein kleines Kreisrundes Löchlein. Wer war der Missetäter? Der Haselnußbohrer natürlich, ein halbzentimeterlanges Käferchen mit schwarzen, hellgelbprentelten Flügeldecken und auf fallend langem rotbraunen Rüssel. Das Tierchen hat seine Flugzeit vom Mai bis zum Juli, wo man es recht eifrig die Sträucher inspizieren sehen kann. Mit seinem außerordentlich feinen Bohraparat macht er in die noch weiche Schale der sich entwickelnden Nüsse eine Oeffnung und einen bis tief in den Kern dringenden Kanal. Dann dreht er sich um, legt ein Ei und schiebt dieses mit dem Rüssel in das Innere hinein. Das

winzig kleine Bohrloch vernarrt schon nach kurzer Zeit, so daß sich die von Larven bewohnten Rüsse äußerlich nicht leicht von den gesunden unterscheiden lassen. Das weiße braunköpfige Käferkind führt in seiner abgeschlossenen Welt ein beschauliches Schlaraffenleben, das nur aus Fressen und Verdauen besteht, zwei auch andernwärts nicht unbeliebten Beschäftigungen.

Wenn es den Kern ganz oder zum großen Teil aufgezehrt hat, ist es dick und fett geworden und muß nun daran denken, sich für eine kurze Weile die Außenwelt mit ihren Drangsalen anzuschauen. Es bohrt sich also aus dem fideles Gefängnis heraus, was für ein so schwaches Tier immerhin eine Leistung ist, da die Schale nunmehr sehr hart geworden ist. Ist die Ruß schon abgefallen, was bei bewohnten Früchten oft eher geschieht als bei anderen, so hat es der „Wurm“ nicht allzu schwer, sein neues Quartier aufzusuchen. Er kriecht einfach in die Erde, und zwar ziemlich tief hinunter, fertigt sich hier eine hübsch ausgeglättete Höhlung, verwandelt sich zur Puppe und bleibt in diesem Zustande vom Herbst bis zum nächsten Frühjahr liegen. Dann erst wagt sich der junge Käfer ans Tageslicht.

Außer Haselnüssen beehrt unser Nüzler auch Bucheckern und Eichen mit seinem Interesse, was wir hier gleich festzustellen Gelegenheit haben. In den Früchten der Eiche haufen sogar mehrere Arten, deren häufigste der kleine und der große Eichelbohrer sind. Ein naher Verwandter ist der Kirschkernbohrer, dessen Larve die Kerne von Garten- und Wildkirschen bewohnt. —

An dem mächtigen Eichbaum, den wir da vor uns sehen, können wir noch allerhand interessante Studien machen. Er trägt außer den Eichen noch andere (sozusagen illegitime) Früchte. Das sind die Galläpfel, die schon den Kindern viel Spaß machen. Es sind auch zu merkwürdige kirschgroße Dinger mit roten Bäckchen, die an der Unterseite der sich herbstlich verfärbenden Eichenblätter hängen. Dem schwammigen Fleisch konnte ich als Junge freilich keinen Geschmack abgewinnen, denn es ist vermaledeit bitter. Aber was ich sonst über diese seltsamen Gebilde hörte und las, war doch mächtig interessant. Daß sie durch die Tätigkeit eines Insekts entstehen, daß kleine Würmchen drin haufen, und daß sie zur Bereitung der schwarzen Tinte Verwendung finden — das war meine ganze Wissenschaft. Wie hätte ich damals gestaunt, wenn mir gesagt worden wäre, daß es ein Menschenalter später Leute geben würde, die sich mit nichts weiter beschäftigen als mit solchen Gallen.

Die Erzeuger vieler Gallen sind die Gallwespen, kleine, den Schlupfwespen nahestehende Hautflügler, die ihre Eier nicht wie diese an und in den Körper von Kerbtierlarven legen, sondern in das Gewebe von Pflanzen, in Blätter, Knospen, Blatt- und Blütenstiele, Zweige und Wurzeln. Die Besonderheit der dadurch entstehenden Gallen hängt nicht nur von der Pflanze, sondern auch von der Art des Insekts ab. Denn zwei verschiedene Gallwespen erzeugen an ein und demselben Blatte auch stets zwei ganz verschiedene Gallen. Früher glaubte man, solche Bildungen seien gewissermaßen Geschwülste, hervorgerufen durch einen bei der Eiablage in den betreffenden Pflanzenteil miteindringenden Giftstoff. Diese Meinung mußte man fallen lassen, als festgestellt wurde, daß sich die Gallen oft erst dann zu bilden beginnen, wenn die Larven der Wespe sich entwickeln.

Die Ursache der Wucherung ist also in der Tätigkeit der Larve zu suchen, in der Absonderung eines ganz besonderen Stoffes und in einem noch heut nicht restlos erforschten mechanisch-chemischen Einfluß des Netzes beim Nagen des Tierchens.

„Wir stehen hier“ — sagt Dr. Wurm — „trotz aller Bemühungen noch nicht vor völlig aufgeklärten Tatsachen. Die Pflanze sorgt wie eine treue Pflegemutter für das ihr anvertraute Kind, baut ihm ein lebendiges Häuschen, das ihm neben Obdach auch Nahrung und Schutz vor Feinden bietet. Nicht nur hält es mit dem Wachstum seines Bewohners gleichen Schritt, sondern es läßt auch aus der Innenwand täglich frisches Futter für ihn wachsen. Sobald jedoch auf irgendeine Weise der Lebensfaden des Insekts abgeschnitten wird, steht die Entwicklung des merkwürdigen Häuschens auch still. Es ist also nur der Reiz, der vom lebendigen Tiere ausgeht, der die Pflanze zur Gallenbildung anregt, ja ihren Gestaltungstrieb so energisch beeinflusst, als wäre das kleine Wesen der Baumeister und die Pflanze (sogar der riesige Eichbaum) sein gefügiger Geselle.“

Zur Erzeugung der Gallen vereinigen sich also Tiere und Pflanzen in einer Weise, die einzig in der Natur dasteht und unsere höchste Bewunderung erregen muß. Ob den befallenen Gewächsen durch das Vorhandensein der Gallen ein besonderer Nachteil erwächst, ist nicht erwiesen, zum mindesten aber zweifelhaft. Die Eiche, die auch sonst die meisten Insektenarten von allen Bäumen ernährt, beherbergt auch die größte Anzahl der Gallen; man kennt deren schon hundert verschiedene Arten. Die allergewöhnlichsten und auffälligsten sind eben die kugelrunden, oft 2 bis 3 Zentimeter im Durchmesser haltenden Galläpfel. Ihre Farbe ist

zunächst grünlich, späterhin gelbbraun; nur die Stellen ihrer Oberfläche, die dem Sonnenlicht unmittelbar ausgesetzt sind, werden rot. Das Fleisch ist ein saftiges Schwammgewebe, das sehr reich an Gerbsäure ist.

Wir schneiden einen solchen „reifen“ Apfel auf und bemerken in der Mitte eine von festem Material umgebene Höhlung, die eine weißlich gekrümmte Larve enthält; in anderen finden wir schon eine Puppe oder gar eine fertige Wespe. Diese nagt sich durch das Gewebe einen dicht bis an die Außenwand führenden Gang, den sie aber erst im Spätherbst, wenn das Blatt oft schon vom Sturm zu Boden gerissen worden ist, öffnet, um ihre Behausung zu verlassen. Die Wespen (lauter Weibchen) sind nur 3–4 Millimeter lang, schwarz und braun, mit roten Beinen. Sie überwintern in Rindenrissen, unter Laub oder anderen Verstecken und legen im Frühjahr an die Winterknospen der Eiche unbefruchtete, aber doch entwicklungsfähige Eier. Die daraus entstehenden Larven erzeugen durch ihre Tätigkeit an den Knospen (die sich natürlich nun nicht weiterentwickeln können) kleine linsenförmige, feine behaarte Gallen von gelblicher oder violetter Färbung. Wer solche finden will, muß sie im Mai am unteren Stammteil der Eichen suchen. Aus ihnen erscheinen im Juni Wespen (Männchen und Weibchen), die kleiner und auch anders gestaltet sind als ihre Vorfahren. Sie legen ihre Eier nicht an Knospen, sondern an die Unterseite der Blätter, wo sich dann im Laufe des Sommers die bekannten Galläpfel bilden. — Wahrlich, eine seltsame Entwicklungsge-schichte!

Noch andere Gallwespenarten oder vielmehr die Folgen ihrer Tätigkeit können wir zu geeigneter Zeit am Eichbaum beobachten. Bekannt ist besonders die harte kuglige Markgalle, die an jungen Zweigen einer im Süden heimischen Gallecke durch eine Wespenart erzeugt wird und früher zur Tintenbereitung sowie zum Färben diente. —

*

Ich hätte, meint mein Aeltester, heut von Käfern, Fliegen, Gallwespen und allem möglichen Zeug etwas geplaudert, und von meinen besonderen Vieblingen, den Schmetterlingen, sei noch garnicht die Rede gewesen. Ist denn das bunte Völkchen schon ganz verschwunden?

O, nein, mein lieber. Noch vor wenigen Tagen haben wir auf den Waldwiesen und im Garten Weißlinge, Heufalterchen und Feder-vögelchen getroffen, haben so manches Pfauenauge, manchen Fuchs, manch stolzen Trauermantel sich sonnen gesehen. Aber das find entweder Nachzügler oder wie die drei letztenannten Ueberwinterer, die bald ihre Ruhequartiere auffuchen und im

nächsten Frühjahr ein zweites kurzes Leben beginnen werden.

Aber der Herbst hat auch seine Schmetterlinge, die er mit keiner anderen Jahreszeit zu teilen braucht. Was fliegt jetzt abends nicht noch alles an die elektrischen Lampen? Vertreter fast aller Nachtschmetterlingsgruppen (Schwärmer, Spinner, Eulen, Spanner, Kleinfalter) finden wir darunter. Wenn wir achtgeben, können wir auch am Tage manchen Herbstfalter sehen. Sieh nur, was hier am Baumstamme ruht! Wie ein frischer Holzspan sieht das Ding aus! Erst wenn wir näher treten, erkennen wir einen Hackenspanner darin. Die ansehnlichen ausgezackten Flügel sind holzfarbig ockergelb und mit bunten Sprenkeln geziert. Und was ist das für ein Falter, der am untersten Teil dieses Thornsbaumes sitzt und jetzt langsam krabbelnd in die Höhe strebt? Er muß soeben erst der in der Erde ruhenden Puppe entschlüpft sein, denn seine Flügel sind noch ganz weich und lappig. Es ist die hübsche *Chateauli*. In manchen Gegenden ist das Tier ziemlich häufig, was dem angehenden Sammler nicht recht passen will; denn als Anfänger bildet man sich immer ein, schöne Sachen müßten stets auch selten und seltene Arten immer schön sein.

An dem Baume hier ruht noch ein eulenartiger Schmetterling, gelblichgrau, mit vielen schwarzen Strichelchen gezeichnet. Es ist der ziemlich seltene *Sternugler*. Der wunderliche Name deutet auf die Eigentümlichkeit seiner Raupe hin, in der Ruhe den Kopf und den vorderen Körperteil bemengungslos in die Höhe zu richten, als ob sie am Himmel eifrig Beobachtungen anstellen wollte.

Fast alle Herbstschmetterlinge verbringen den Frühling und Sommer in den Rinderschulen, d. h. als Raupen und Puppen, und erst jetzt ist ihre Flugzeit, ihr eigentlicher Mat, gekommen. Eine Eigentümlichkeit ist allen diesen Spätlingen gemeinsam: Die gelbliche Grundfärbung, die mit dem herbstlich verfärbten Laube aufs trefflichste harmoniert, eine Uebereinstimmung, die unmöglich auf reinem Zufall beruhen kann. Ueber die Ursachen und über den Zweck solcher Farbenanpassung, die uns in der Natur in vielgestaltiger Weise entgegentritt, wollen wir ein andermal uns unterhalten.

*

So täuschen die Herbstschmetterlinge mit ihrem Kommen und Gehen das Leben und den Drang an Sommer und Frühling vor. Sie gleichen einem Testamentslasser, der großspurig 20 000 Mk. in sein Testament einsetzt, ohne das Geld zu besitzen. Von diesem soll nun im folgenden die Rede sein.

Ueber Testamente.

Von Artur Schiller.

Jeder Mensch, der ein Grundstück besitzt, sollte seine Grundbuchnummer auswendig wissen, damit er auf dem Amtsgericht ohne langes Nachsuchen bald abgefertigt werden kann. Ebenso macht es auf dem Finanzamt einen guten Eindruck, wenn man gleich seine Steuerzahl angeben kann. Auch sollte jeder-mann sich einmal die Frage vorlegen: Was wird mit meinen Hinterbliebenen oder meinem Vermögen nach meinem Tode?

Es gibt drei Arten von Erbrecht:

1. die sog. gesetzliche Erbfolge ohne ein Testament,
2. die Erbfolge mit einem Testament,
3. die Erbfolge gegen ein Testament, wenn Pflichtteilsberechtignte übergangen sind.

Die gesetzliche Erbfolge ist in § 1924 fg. B. G. B. so geordnet, daß die Erben erster Ordnung die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge sind usw. Der überlebende Ehegatte des Erblassers bekommt neben Verwandten erster Ordnung $\frac{1}{4}$, neben denen zweiter Ordnung $\frac{1}{2}$ der Erbschaft.

Gewisse Personen dürfen als Pflichtteilsberechtignte nicht von der Erbfolge durch Testament ausgeschlossen werden (wenn nicht einer der fünf im § 2333 B. G. B. angegebenen Gründe vorliegt), nämlich Abkömmlinge, Eltern und der Ehegatte des Erblassers. Der Pflichtteil beträgt $\frac{1}{2}$ der gesetzlichen Erbportion. Geschwister sind nicht pflichtteilberechtigt. Danach muß sich jeder überlegen, ob und wie er ein Testament zu machen hat. Es gibt eine sehr erleichterte Form der Testamenterrichtung, nämlich durch eine vom Erblasser unter Angabe des Ortes und des Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung. Da man aber dabei viele Fehler machen kann, und die Gerichte es htermit sehr genau nehmen, ist es anzuraten, sein Testament vor einem Richter oder Notar zu verlautbaren. Mindestens muß man ein selbstgeschriebenes Testament einem Rechtsanwalt zur Begutachtung vorlegen.

Wenn ein richtiger Oberschlesier merkt, daß er es nicht mehr lange machen kann, so macht er porzadek, d. h. Ordnung in seinen Vermögensverhältnissen. Entweder verkauft er seinem Sohne seine Altische und bedingt sich einen möglichst reichlichen Auszug (wnciag) aus, oder er errichtet sein Testament.

Einmal war ich mit meinem Protokollführer und Dolmetscher in Petersdorf bei einer bejahrten Witwe. Wir kamen gerade zurecht, wie die sterbende „Testatrix“ aus dem Bette

stieg und tapser in das letzte, ihr auf Verlangen gekochte Mittagmahl einhieb: fetter Schweinebraten, Klößel und Sauerkraut. Es schmeckte ihr köstlich, und es war eine Lust, ihr zuzuschauen. Einen beträchtlichen Teil ihres kleinen Vermögens vermachte sie zu frommen Zwecken. Mein Sekretär flüsterte mir zu, ich solle ihr das ausreden. Ich sagte aber: diabolium faciebo, ich werde den Teufel tun! Die Frau starb am Nachmittag. Ein andermal, auch vormittags, kamen wir nach Richtersdorf zu einem recht lieben, steinalten Herrn in der Nähe der „Neuen Welt“. Als das Testament von uns schon eingesiegelt war, fielen ihm die Kartoffeln im Keller ein, die er seiner Stieblingstochter zuschanzen wollte. Um Schwierigkeiten zu vermeiden, riet ich ihm, diese schönen Feldfrüchte seiner Frau Tochter noch unter Lebenden mündlich zu schenken und die Schenkung durch alsbaldige „Uebergabe“ in der Weise zu vollziehen, daß ein Körbel voll Kartoffeln aus dem Keller herausgeholt wurde und der Erblasser diese der Bedachten übergab mit der Bedeutung, daß der ihr zugängliche Haufen, von dem diese Probe sei, ihr nunmehr gehören solle. Ich versicherte ihn, daß die Schenkung nun unanfechtbar sei, worauf er seiner Frau einen Wink gab. Diese entnahm aus dem Glasschrank ein buntes Glas, in dem sich fünf hellgelbe Dinger befanden. Ausländische Wurzeln? Nein, weiß Gott, richtige — Zigarren. Davon sollten wir uns jeder eine nehmen. Ich hatte nicht rechten Mut. Der alte Herr aber überwand mich, indem er sagte, er wisse schon, daß der Richter von den Parteien kein Geschenk annehmen dürfe; die Zigarren könne ich aber ruhig annehmen, sie seien gute und noch — von seiner Hochzeit. Gest Alte? Geraucht hat sie aber mein Dolmetscher.

Einmal spät abends in einer gewitterschwülen Nacht wurden wir in ein Dorf bei Rieserstädtel geholt. Ich ließ mich Erlaubnis des offenbar schwer Kranken sofort alle Fenster aufreißen. Die erwachsenen Kinder guckten von draußen zu den Fenstern herein. Um $\frac{1}{2}$ 12 waren wir fertig. Der Dolmetscher sagte zum Testator: „Kommen Sie her, unterschreiben.“ Er wollte nämlich nicht so nahe ans Bett treten. Der Kranke sprang, angetan mit unten mit Bindbändern geschlossenen Unterhosen, aus dem Bette, pückte sich die Brille und unterschrieb. Wir fuhrten fort. Eine Stunde später war der Mann tot.

Es war dicker Winter, und ich sehe noch vor mir die zu beiden Seiten unseres Schlit-

tens aufgetürmten Schneewände. So kamen wir in Schönwald bei irgendeinem Kottischke oder Kaffanke oder Krauthackel an, der zwar im Bette lag, aber allerhand Ausflüchte vor seiner Frau und zahlreich anwesenden baumlangen Kindern und Ehegatten derselben machte. Er wollte nicht gern „Ordnung machen“, da er glaubte, es sei noch nicht so weit. Es ist auch ein eigen Ding, im Bett vor den Ohren der Erben oder Richterben seine geheimsten Gedanken aussagen zu müssen. Da waren die alten Deutschen schon klüger: sie erlaubten nur dem Manne, ein Testament zu machen, der gewaffnet aufs Pferd springen konnte. Ich redete dem Manne zu, es wäre doch nicht gesagt, daß der gleich stirbe, der sein Testament gemacht hätte. In unserem Gewölbe im Gerichte lagen noch an 500 uneröffnete Testamente von ebenso vielen Leuten, von denen also die allermeisten noch nicht gestorben seien. Da gab er nach. In diesem Augenblick öffnete sich die Stubentür, und ein 12 jähriger Enkel, der ein langes, zappelndes Stöckchen bei den Ohren hoch hielt, drang mit dem Rufe herein: „Großvater, Großvater, ein Hase!“ Ich steckte zur Verhinderung eines drohenden Jagdvergehens eine Dienstmiene auf und sagte: „Mein Junge, es ist hübsch von dir, daß du den verlaufenen Hasen vom Tode errettet hast. Du wirst ihm gewiß etwas Kohl geben und dann wieder laufen lassen.“ Alle Anwesenden versicherten mir, daß dies natürlich sofort geschehen würde.

Als ich mit dem Testament fertig war und zwecks Aufsteigens ein Licht (was wir aus Vorsorge immer mithatten) anzünden wollte, bat mich die Frau, dies auf der Diele zu tun, sonst glaubten die neugierig vor den Fenstern stehenden Nachbarn, daß schon die Sterbekerbe angezündet werde. Etwa ein Jahr später kam zu mir als Grundbuchrichter ein Schönwälder, der behauptete, mir schon bekannt zu sein. Ich glaubte ihm auch, als er mir sagte: „Ich bin doch der, der bei Ihnen sein Testament machte, wo Sie mir noch sagten, es stirbt nicht gleich jeder hinterher, und wo mein Enkel den Hasen hereinbrachte.“ Ich fragte ihn, ob sie den Hasen auch hätten laufen lassen. Er sagte: „Aber freilich.“

Als ich noch mit Land und Leuten weniger bekannt war, hatte ich in Ostroppa ein Testament zu machen. Weder ich noch auch mein sehr junger Gerichtschreiber konnten einen Menschen finden, der uns den Testator

refognoszieren*) konnte. Die Hausleute wußten aber Rat. Sie holten den Gemeindevorsteher, der auch in Holzpantinen mit dem Schulzenstabe in der Hand angerannt kam und sagte: „Ich bin der Schulze“ — wobei er den Stab in die Höhe hob — „und das ist der Bauer soundso!“

Ich möchte hierbei an eine kluge Leistung des bekannten Assessors Milde Karle erinnern, der in seinem Testamentenbuche folgendes Beispiel zur Anleitung von Testamentenentwürfen stehen hatte: „Die unterzeichneten Gerichtspersonen begaben sich heute nach dem Dorfe Grünau. In der Besizung Nr. 47 fanden sie in einer Stube zu ebener Erde, linker Hand, einen Mann im Bett liegend, der sich für den Dreischelbauern Karl Wittig ausgab usw.“ Milde Karl wurde zu einem Kranken in eine rechts gelegene Stube gewiesen. Er ordnete nun an, daß der Kranke sofort in die Stube links umgebettet würde, damit die Sache ganz richtig stimme. Es traf sich gut, daß eine Stube linker Hand auch wirklich vorhanden war.

Einmal kam ein stattlicher Witwer zu mir aufs Gericht, dort sein Testament zu Protokoll zu geben. Er bat, daß seine Wirtin mit zuhören dürfe, wogegen natürlich nichts zu erinnern war. Unter anderem vermachte er der Wirtin 5000 Taler. Da er mir garnicht nach 5000 Talern aussah, fragte ich ihn abseits wegen dieses Legats. Er machte eine mich zum Schweigen ermahnende Geste und sagte: „Ich will ihr halt ein Vergnügen machen!“ Wie dieses Vergnügen endete, habe ich nie erfahren. Die lange Uebung und Praxis eines Testamentsrichters bringt es mit sich, daß er Wortlaut und Inhalt der meisten Testamente, die er aufnehmen half, vergißt. Nur selten bleiben, meist nur wegen äußerer Umstände, etnige, aber nur wenige Einzelheiten im Gedächtnis des Beamten haften. Außerdem ist er ja bezüglich des Inhalts des Testaments zu absolutem Stillschweigen verpflichtet. Und das ist gut so. Denn in mancher Familie will der Erbberechtigte schon vor dem Tode des Erblassers das Schicksal des Erbguts wissen. Erst der Tod löst dann dem Testamentspapier die Zunge, welche von Tinte, Siegel und Schweigegepflicht des Richters treulich behütet wurde.

*) d. h. in glaubwürdiger Weise benennen bzw. bestätigen.

Oktober.



Die Kuh mit dem Excellenzschritt.

Von Franz Wörlch.

Ob es so etwas überhaupt gibt? Gewiß! Ich habe eine solche gesehen. Leibhaftig stand sie vor mir, sah mich mit ihren großen, ausdruckslosen Augen an und wedelte dabei ganz vergnügt mit ihrem häßlichen Ruchschwanz.

Eine Kuh kann auch nicht anders wedeln. Dafür ist sie eben eine Kuh. Und was soll so ein Tier auch anderes tun als freundlich und vergnügt schwänzeln, wenn sie vor übermühten, nichtsnutzigen Dorfjungen steht, die mit ihr Schindluder treiben wollen.

Also wir Dorfjungen waren wieder einmal voller Hundsföße. Uns stach der Hafer,

und wir sammelten auf irgendeinen Streich, der unsere Abenteuerlust befriedigen sollte. Dorfjungen sind unberechenbar, besonders dann, wenn sie im „forschenden Alter“ sind, und eine Stehlingsneigung hat dann sicher ein jeder.

Bei mir spukten die Hunde, bei meinem Bruder die „Zugküh“. Tag und Nacht träumte er von einer solchen, die er anspannen, bei der er als Kutscher mit lebhaftem „Gotteshüh“ fungieren könnte. Kühle hatten wir genug, aber keine Zugküh. Anfangs stand ich dieser Sache kalt gegenüber. Doch allmäh-

Ich schenkte ich den Einflüsterungen meines Bruders Gehör (die Suggestion ist doch ein scheußlich gefährlich Ding), half in die herrlichsten Bilder die herrlichsten Farben hineintragen, und wir gaben uns den köstlichsten Träumen hin, Träumen, wie sie eben nur die Kindheit träumen kann.

Es war Anfang Herbst. Ich saß mit aufgestreuten Hosen am Letterbach, der durch unser Heimatdorf fließt, spuckte weite Bogen ins Wasser, sah den buntbrünstigen Ertrgen zu und träumte gerade wieder einmal von einem gewaltigen Königsschloß, in dem ich der Königssohn war, der soeben mit Hörnerschall und Trompetenstößen auszog, um die schöne Königstochter im Dornröschenschloß durch einen Kuß zu erlösen. Sage und schreibe: durch einen Kuß.

Da stieß mich jemand von hinten an, schob seinen Kopf ganz nahe an mein Ohr und flüsterte mir mit heißer Seele zu: „Morgen kauft der Vater eine Zugkuh von Kitzlers. Die spannen wir ein, ganz bestimmt!“

Damit verschwand mein Bruder wieder. Das war der Auftakt. Die Kuh kam tatsächlich, jedoch nicht als Zug-, sondern als hervorragende Zugkuh. Das war ein Fest! Hungernd strichen wir beide wie sichernde Spießgesellen mit schlechter Seele um die Stallungen. Als dann niemand daheim war, schlüpfen wir geräuschlos durch den Gatter in den Kuhstall.

Da stand die Herrliche, Heißersehnte! Weiß und rot gesleckt, mit kräftigem Gestell und großem Euter. Wir waren sprachlos, und das Herz klopfte zum Zerspringen. Zwei Wochen später, als alles auf dem Felde war, brachte mein Bruder von irgendwoher ein Kuhgeschirr angelieppt. Ein richtiges, wirkliches Kuhgeschirr!

Ich sah meinen Bruder an und schwieg. Woher mochte er nur dieses großartige Ding haben! Ich fragte nicht. Es war da, und das genügte mir. Wir legten das Geschirr auf die gemauerte Hundehütte zwischen Kuh- und Pferdestall, holten vom Oberboden Schmiere und Puzzeug, und nun begann eine Arbeit, wie sie mir im Leben nie himmlischer vorgekommen ist.

Wir gingen durch all die sommerlichen Tage mit weiten Glücksaugen und gehobener Seele. Niemand wußte um unseren Plan. Unfern Schatz, das Geschirr, hatten wir sorglich auf dem Schweinestall oben in einer Ecke unter altem Gerümpel wohl versteckt. Dann kam ein sonniger Oktobertag. Der Vater war mit seinen Leuten auf dem Felde. Unsere Mutter arbeitete hinter der Scheuer in den Futterrüben, und große Haufen von Rübenkraut lagen bereits aufgeschichtet. Nach langem Bitten und Betteln gab endlich die Mutter die Erlaubnis, dieses

mit der Kuh zu holen. O, Mutterherz, wie bist du gut und voll Verstand!

Wir rasten in den Stall. Nach einer halben Stunde war die „Schecke“ in den kleinsten Pferdewagen eingespannt. Dann ging es los. Ich saß vorn auf der Unterlage und schnickte mit der guten Pferdepelzche, die sonst nur zu Kirmesfahrten benutzt werden durfte. Ich hätte am liebsten gebrüllt vor Wonne und kostbarstem Erleben. Mein Bruder führte vorn am Kopse die Kuh und schwieg — — schwieg, wie ich. Er zählte wohl zehn Lenze und ich etwa sieben.

„Füh, holt!“

Da setzten sich Wagen und Bruder und Kuh in Bewegung. Ich schnäuzte mich noch einmal kräftig und fuhr dahin wie ein Fürstsohn auf herrlichstem Krönungswagen, die Brust geschwellt von kühner Abenteuerlust. Und es ging alles — — alles gut. Die Durchfahrt, die nach den Feldern führt, war glücklich passiert. Mit staunenswerter Sachkenntnis hatte der Kutscher „die Reihe“ genommen, und die Ecken der Scheuermauer blieben unbeschädigt.

Dann wehte Feldluft um unsere heißen Köpfe. Von Haufen zu Haufen fuhrn wir und rasten und hoben und luden, und die Schecke zog, daß es nur so eine Freude war. Die sorgende Mutter hielt manchmal in ihrer Arbeit inne, gab mahnende Worte und spähte mit mißtrauischem Blick herüber. Wir hielten alles für übertriebene Angst und schafften und schusteten.

Das Fuder war nun voll, und auch die Schecke hatte bereits ihren Teil im Leibe. Jetzt kam die Heimfahrt. Ich setzte mich vorn aufs Fuder, schnickte wie vorhin mit der Kirmespelzche und pfiff „Alle Vögel sind schon da“ und das damals bei der Dorjugend so beliebte „Nun ade, du mein lieb Heimatland!“ Irgendein Verantwortungsgefühl lebte durchaus nicht in meiner Knabenbrust, denn ich war ja der „Kleine“.

Da zog die Schecke an, und daneben her schritt wieder erhobenen Hauptes mein Bruder wie ein römischer Krieger. Stolz und selbstbewußt! Und das Ende nahte mit Schrecken. Ungeahntes erfüllte sich. Der Wagen schwenkte nach der Durchfahrt zu ein. Dort ist eine kleine Senkung des Weges. Da kriegte urplötzlich das Gespann das Laufen. Stiernackig raste das Verhängnis. Die Schecke ging durch. Sie fühlte, daß der Lenker ihr nicht gewachsen war, und „kuhmäßiger“ Eigensinn überfiel sie fürchterlich.

Mit grausamster Eile ging es hinab. Zum Knochenbrechen war es! Die Kuh begann zu grunzen und entsehtlich zu brüllen, hob unheilverkündend den „Schweif“, legte sich in die Sielen und raste — — raste. Ich sah und erlebte das Schauspiel bis in die kleine Zehe,

fühlte aber durchaus keine Furcht, denn unter der Leitung meines umsichtigen und geschulten Bruders konnte mir ja nichts geschehen.

Da ereignete sich das Schreckliche. Der Kuhlenker strauchelte, kam unter die Räder, ließ die „Bügel schießen“, schrie höllisch, und wir andern stürmten weiter — — — weiter mit verhängtem Baum. Ich warf die Rirmespeitsche weg und hielt mich mit beiden Händen am Rübenkraut fest. Wie ein wildgewordener Droschkengaul rannte die Schecke mit erhobenem Haupte und gab unheimliche Töne von sich.

Da kam wieder die Durchfahrt. Ich glaubte an irgendeinen „Anstoß“ und zitterte für zwei Augenblicke. Doch nichts ereignete sich. Da — — im Hofe bog das Untier rechts ab, stürmte über einen kleinen Haufen trockener Holzknüppel, daß die Weichsel krachend splitterte und — — — versank alsdann im Kalkloch, das nur lose zugedeckt war.

Ich war mit gellendem Aufschrei vom Wagen geflogen, rief mir der Reihe nach die verschiedensten Körperteile, ob sie noch heil wären, beguckte mir die regungslose Schecke, die dalag wie das wahrhaftige Unglück und mich mit ihren dummen Augen anglokte, als wollte sie sagen: „So, jetzt habt ihr mich dort, wohin ich mich habt haben wollen!“

Da fing ich gräßlich an zu brüllen und rannte hinter die Scheuer. Dort fand ich am Wegerand meinen Bruder sitzen, der still in sich hinein weinte und daneben die Mutter, die ihm das Blut von den Beinen wischte. Es war noch einmal glimpflich abgegangen. Gebrochen schien nichts zu sein, trotzdem anscheinend Vorder- und Hinterrad über die Unterschenkel gegangen waren. Doch mußte der kühne Kuhlenker mehr als sechs Wochen das Bett hüten, bevor die Wücher zugeheilt waren.

Als ich das Häufchen Elend mit der Mutter dazwischen sah, brüllte ich noch stärker. Da gab mir die Mutter eins ins Genick, daß ich die „Tiefe Wiese“ hinabrollte. Dann mußte ich Bote spielen. Und das tat ich mit größter Gewissenhaftigkeit. In einer halben Stunde war das ganze Niederdorf beieinander.

Mein Vater wollte angesichts der Tatsache

anfangs entsetzlich wüten. Doch — — ich war der verantwortungslose Kleine, und an meinen Bruder wagte er sich nicht ran. Und so verlief der Zorn und wandelte sich in Sorge, und diese stürzte sich mit Behemenz auf das versunkene Hornvieh.

Das rührte sich nicht, tat scheußlich dämlich, beäugte mit dummdreistem Blick die Korona, die sich setzungsweise versammelt hatte, und es sah aus, als wollte die Schecke durch alle Ewigkeit in der halbvollen Kalkgrube liegen bleiben.

Aber bald kam es anders!

„Raus mußte!“ schrie der wohlbeleibte Nachbar, und „Wir warn der schon helfsa!“ echote der bärenstarke Schmied. Dann schob man Stricke und Hebeäume unter die faule Kuhmasse und saßte auf allen Seiten an. Der graubärtige Stellmacher ergriff den Schwanz, der Vater die Hörner, und so stieg die brave Schecke ohne ihr Zutun aus den weißen Fluten.

Und wie man sie so neben das Loch auf die Beine stellte, da gab es plötzlich in ihrem Gestell einen „Knacks“, daß sich alle vielsagend anschauten. Mein Vater merkte alles, schwieg fünf Sekunden lang, dann sagte er lakonisch: „Die hot das Kreize gebrocha!“ und sah dabei ganz ergeben aus.

Ein Weilschen stand die Schecke in ihren weißen Samaschen und Hosen da. Dann trotete sie sacht, ganz sacht dem Stalle zu. Und wie sie den ersten Schritt tat, da waren klar und deutlich die Folgen des Knackses zu sehen: Bei jedem Gang zog sie schleppend und wie im Schmerz das rechte Hinterbein nach.

Da schrie der schwarze Schmied: „Die gieht wie eene Exzellenz.“

Und dabei blieb es.

Und jedes Mal, wenn ich später eine richtige Exzellenz sah, war mir immer, als müßte ich Nachbar und Schmied, Stellmacher und Wagenbauer, Vater und Bruder zusammenholen, um sie mit Strick und Hebebaum an Schwanz, Hörnern und Bauch aus einer Grube herauszuziehen. Jedesmal stand mir der Schweiß auf der Stirn, und ich war jeden Augenblicks gewärtig, es könnte wieder losgehen. Aber nur — wegen des Exzellenzschritts.

Kindseele. Don Ewald Artur Hentschel.

Den Bergsee sah ich blinken,
Wo Felsen stehn zur Nacht,
Wo einsam Sterne trinken
In mancher stillen Nacht.

Ich sah ihn ausgegossen
Tief zwischen Stern und Stein,
Er wollte nur umflossen
Von Gottes Ruhe sein.

Wenn aber Wölklein zogen,
Dann kam sein Lächeln lind
Spielend emporgeflogen —
Und war wie dein's, lieb' Kind.

Oberschlesischer Wein.

Die Geschichte seines Endes von Max Niedurny.

Im Kloster Rauden brodelte es wie geheimer Aufruhr. Tage- und wochenlang sprach man von nichts anderem, als von dem Wunschzettel des alten Fritz. Die Mönche schüttelten die Köpfe darüber, bedauerten ihren Abt, der doch letzten Endes die Sache auszubaden hatte, und grollten dem Präsidenten der Breslauer Kammer, weil er die Ausführung des königlichen Befehls mit aller Bestimmtheit erwartete.

„Unerhörte Wünsche . . . grausame Befehle . . . kostspielige Versuche . . .“

An ihrem heißenden Spott und der herben Kritik wären die wertgeschätzten Maulbeerbäume samt den Seidenraupen, die Tabakspflanzen und Baumwollstäuden, noch ehe sie Raudener Klosterboden überhaupt gesehen hätten, totficher eingegangen, wenn es möglich gewesen wäre.

Der Abt allein behielt einen kühlen Kopf, überlegte, schickte sich drein und ordnete an kraft seines Amtes als Grundherr und geistlicher Vater seiner Klostergemeinschaft. Sollte doch der König seinen Willen haben und die Klosterkasse den Schaden. Die Ungnade des neuen Landesherrn war gewiß schwerer zu ertragen. Also wurde alles versucht: das Pflanzen und Raupenhegen, das Delpressen und Drahtziehen und vieles andere mehr.

Die Anlage eines Weinberges jedoch machte dem Abt schwere Sorgen, weil bekanntermaßen der obererschlesische Boden solchem Edelgewächs nicht hold ist und die liebe Sonne in manchem Sommer nur Gastrollen gab. Aber was scherte das alles den König! Ihm war gut reden, daß „der Weinbau soviel wie möglich pouffieret werde“.

Wider Erwarten bekam den Weinstecklingen die neue Heimat auf den Zwonowitz

Höhen nicht schlecht, und sie lohten der Mönche schweißgetränkte Mühn mit manchem Eimer Nebenblut. Dem Raudener Wein ging es allerdings wie seinen anderen Brüdern in Schlesiens Gauen: sein Ruf war der denkbar schlechteste. Das kam natürlich auch dem Könige zu Ohren, oft in ungeschminkter Offenheit, worauf er kaltblütig und eigensinnig als Entgegnung allerlei Verbrauchsvorschläge über Kochwein, Verschnitt, Essig und andere Magenlabfale diktierte.

Aber schließlich verlor der König das Interesse für das edle Gewächs, soweit es schlesischem Boden entstammte, und fragte wenig danach. Nur einmal gewann die „Weinpouffade“ über ihn Gewalt und verließ ihn während seiner schlesischen Inspektionsreise nicht. Das erfuhr man auch bald in Rauden, als der König eines Tages vor dem Klostertor hielt und mit dem Abt ins Gespräch kam über dies und das, wobei er lobte und zu weiteren Versuchen anregte. Dabei fiel ihm auch die Weinpflanzung ein. Eingehend erkundigte er sich danach. Der Abt gab Bescheid. Befriedigt nickte der König. Dann lüchelte plötzlich der Schalk in seinen Augen, und er fragte: „Sage Er mir offen, Herr Abt, trinken Seine Mönche auch wirklich den selbstgekelterten Wein?“

Der Abt, ein Mann der Wahrheit und vom Schalkteufel des Königs ermuntert, erwiderte: „Gewiß, Majestät . . .!“

„Hm . . . so . . . v . . .“

„Aber nur in der Marterwoche!“

Auf Grund dieser Antwort soll sich der alte Fritz nirgends mehr nach obererschlesischem Wein erkundigt haben, weder in Krapptz, noch in Czarnowanz; und er wollte doch sonst alles wissen.

Oktober.

Von Gertrud Aulich.

Ein schwerer Duft von reifen Rebenhängen,
Ein weißer Rauch von Feuern in der Luft.
O komm, auf unseres Lebens späten Gängen
Vergraut der Tag, die kurze Stunde ruft.

Schenk ein! Der Abend lügt mit blassem Scheine.
Bald schleicht die Nacht heran, stumm, kalt und hohl.
Empor den Becher mit dem Feuerweine!
Die letzte Neige! Leben, auf dein Wohl!





Etwas vom Starstechen.

Von Dr. med. Fritz Hermann.

Einem den Star stechen . . ., wie oftmals finden wir im Volksgebrauch diesen Ausspruch angewendet, ohne daß sich der Betreffende des Sinns oder Unsinnss seiner Phrase bewußt wird. Das Starstechen, also einen Erblindeten durch Starstechen sehend machen, ist heutzutage eine gleich überholte Angelegenheit wie im Jahrhundert des Autos und Flugzeugs noch mit Siebenmeilenstiefeln zu marschieren.

Ueber das Wesen des Stars oder — wie der Fachausdruck lautet — der Katarakt waren sich die Aerzte des Altertums etwa so unklar, wie es heute im Durchschnitt nur noch die blutigsten Laten sind. Der Gebildete weiß sogar etwas vom grünen und schwarzen Star, und daß man unter dem grauen Star die harmloseste Form des sogenannten Altersstars versteht.

Kein Vorwurf sei damit gegen die berühmten Aerzte vergangener Zeit erhoben. Sie sind völlig unschuldig an ihrer Unwissenheit, denn damals war jede Section des menschlichen Körpers streng verboten. Nur mit größter Heimlichkeit wagten es Vermessene, in die Geheimnisse der Anatomie einzudringen.

Nur so ist es verständlich, daß man bis ins Mittelalter hinein das Wesen der Erblindung an eine falsche Stelle dachte. Die Aerzte dieser Zeit nahmen an, daß die graue Trübung, die sie sahen, nicht in der Linse, sondern vor ihr ihren Sitz hatte und so stachen sie den Star, indem sie mit einer spitzen Nadel die Hornhaut durchbohrten und unbewußt doch etwas Gutes leisteten, indem sie die getrübte Linse nach hinten in den Glaskörperraum, der den hinteren Augenteil ausfüllt, versenkten.

Ihr Irrtum entstand dadurch, daß sie in der Linse, diesem klaren, durchsichtigen Körper, den Sitz des Sehens überhaupt vermuteten. Von der physiologischen Tätigkeit der Netzhaut, der Leitungsbahn des Sehnervs, den Gehirnhäuten und Sinneszentren hatten sie begreiflicherweise keine Ahnung.

Wenn die Linse das Hauptorgan des Sehens war, dann mußte ihr Verlust oder auch nur ihre teilweise Vernichtung Erblindung zur Folge haben.

Da sie aber durch das Starstechen das erblindete Auge wieder sehtüchtig machten, konnte nach ihrer Logik die Linse selbst nicht

betroffen worden sein und die festgestellte Trübung mußte vor ihr liegen.

So erst entstand die Auffassung, daß es sich bei der Katarakt um einen Schleier handelte, der sich hinter der Hornhaut herabsenkte. Katarao bedeutet ja herabfließen, während das Wort Star vom alten starr abgeleitet ist.

Erst dem achtzehnten Jahrhundert sollte die Entdeckung vorbehalten bleiben, in das Wesen der Erblindung Klarheit zu tragen.

Ein französischer Arzt namens Brisseau war es, der zum ersten Mal an einem Soldaten, dem er den Star gestochen hatte, nach dem Tode des Operierten feststellen konnte, daß der Star mit der getrübten Linse zusammenhing.

Für moderne ärztliche Begriffe ist das Starstechen eine völlig überholte Operation. Mag sie auch in vielen Fällen den Betroffenen Rettung vor dem Blindsein gebracht haben, mehr Unheil hat sie durch ihre Unzulänglichkeit angerichtet, indem vermittels schmutzigen Instrumentariums die Eitererreger geradezu auf idealen Nährboden übertragen wurden.

Selbstverständlich waren es an erster Stelle geschäftstüchtige Kurpfuscher, die sofort wie noch heute den Aerzten ins Handwerk pfluschten und die Möglichkeit gewinnbringend auszunutzen, Geld zu machen, indem sie erprobte Methoden sich zu eigen machten, von Stadt zu Stadt zogen und auf den Jahrmärkten Patienten anlockten. Der augenblickliche Erfolg des Starstechens mußte immer wieder verblüffen. Mystizismus und Wunderglaube der Zeit taten das ihre, solche Pfuscher zu Gottbegnadeten zu stempeln und ihnen Ruhm wie Reichtum zu sichern.

Der Zusammenhang der Spätfolgen mit der Leichtsinntigkeit der Operation wurde meistens niemals begriffen oder zu spät erkannt.

So ist es ein Segen, daß das Starstechen der Vergangenheit angehört. Die moderne Augenchirurgie findet gerade in der Staroperation ihr dankbarstes Feld, denn nichts ist schöner, als einem Erblindeten das Sehvermögen wiedergeben zu können. Technisch genial erdachte Schnitte ermöglichen im Zeitalter der Antiseptik und Asepsis eine einwandfreie „Entbindung“ der Linse aus ihrer Kapsel und ihren Aufhängebändern. Die fehlende Linse ersetzt für Ferne und Nähe später die Starbrille.

Der Wurm.

Eine oberschlesische Schnurre von Max Niedurn.

Bei einem Bauern diente ein Knecht; und dem Knecht hatte der Herrgott einen Magen geschenkt, der sich sehr oft am Tage auffällig bemerkbar machte: der Magen knurrte nämlich ganz gefährlich. Da fragte der Bauer den Knecht: „Was knurrt denn dein Magen so laut, als wenn du ein hungriges Tier drin hättest!“

„Hab' ich auch!“ entgegnete der Knecht; und halblaut zischperte er dem Bauern ins Ohr: „Und daß Ihr's wißt, es ist ein Wurm. Er ist sonst ein fein artig Tierchen. Aber er hat sich angesteckt, weil der Zur am Morgen immer zischelt: Speck! Speck! . . . und das Kraut zu Mittag klagt: Fett! Fett! . . . und die Milch am Abend gluckert: Butter! Butter! . . . Da macht er eben mit.“

Die Augen des Bauern wurden groß wie Wagenräder, und er bekam ob dieser Offenbarung den Mund nicht zu.

Da fuhr der Knecht fort: „Und wenn er erst bellern wird, dann ist's schlimm. Dann bricht er auch bald aus und frisst alles, was ihm in den Weg kommt . . . Ich bedauere nur Euch und Eure Kinder.“ Vor der Bäuerin sagte er nichts.

Da roch der Bauer den Braten und erzählte die unheimliche Geschichte brühwarm seiner Frau. Die aber war nicht von gestern und eine Geizige, und sie sagte gelassen: „Daß nur erst den Wurm ausbrechen, dann wollen wir ihm mit Speck, Fett und Butter das Maul stopfen. Bis dahin hat's noch gute Welle!“

Als aber der Knecht nach einiger Zeit beim Abendessen den Wurm kräftig knurren ließ,

so kräftig, als läge ein Hund unterm Tisch, da fühlte die Bäuerin ihren Mut schwinden; und sie hielt es doch für geraten, in den nächsten Tagen mit ihren Kindern zur Mutter zu fahren. Sicher war sicher.

Nachdem die Bäuerin außer Sicht war, sagte der Knecht zum Bauern: „Seht Ihr, was für ein Weib Ihr habt? Wenn das Unglück kommt, sollt Ihr allein daran glauben. Na, mir ist's recht!“

Da packte den Bauern die Wut. Er ging hin, öffnete den Rauchfang und holte die beste Speckseite heraus. Und er setzte sich mit dem Knecht zu Tisch, und sie schlugen sich den Bauch voll, daß man hätte darauf trommeln können. Oben drauf setzten sie einen Korn nach dem andern; und der Knecht meinte, das wäre so die richtige Wurmkur.

Und am nächsten Tage aßen sie die Butter löffelweise und tunkten das Brot in den Fettopf, daß es nur so triefte.

Ha, war das ein Leben! . . . Bis plötzlich die Bäuerin auf dem Hofe auftauchte und die Bescherung sah. Sie machte auch auf der Stelle einen so fürchterlichen Krach, daß der Knecht es vorzog, möglichst schnell zu verschwinden. Den Wurm aber hatte er dem Bauern zurückgelassen. Und das Vieß betrug sich in seiner neuen Behausung noch ungebärdiger, als in der früheren.

Die Bäuerin jedoch ließ sich nicht mehr erschrecken, sondern geizte weiter; und dem Bauern gelang es nicht, sovieler Mühe er sich auch gab, den Wurm an einen anderen Knecht abzugeben.

Armes Landvolf in Oberschlesien.

Don Christine von Winkler.

Wie in den grauen Zeiten
Des alten Testaments
Bebauen sie mühsam die Erde
Mit ihren armen Händen,
Und düngen sie
Mit tausend Tropfen Schweiß.
Pflügen und säen,
Schneiden und mähen
Und hacken mühsam die Erdsfrucht,
Daß Mensch und Tier sich nähren
In Monden unwirtlichen Winters.
— Wenn alles dann getan ist,
Und wenn die Blätter fallen,

Wenn, müde des Gebärens,
Erdmutter sich zum Schlaf legt,
Dann sammeln sie wie Bienen
Die Haufen toter Blätter
Und tragen sie nachhause
Zur Streu für ihre Tiere
In kalter Winternacht. —
— Wie in den grauen Zeiten
Des alten Testaments
Lebt Mensch und Tier beisammen
In ärmlichem Genügen
Still an Erdmutter's Brust.

Wenn ich Sie auf der Straße treffe, grüße ich Sie.

Groteske von Friedrich Kaminsky.

Ob es wahr ist, was mir mein Freund Otto von Mikultschütz erzählt? Natürlich ist es nicht wahr, aber gerade deshalb erzähl ich es. Also, Freund Otto, du hast das Wort: —

Ich bin Kaufmann. Mein Handel bewegt die schönsten Beinkleider und die zarteste Unterwäsche aus den besten Häusern Europas in die Kammern der kleinen Leute und Arbeiter von Mikultschütz. Um mir aber das segnende Auge von Kirche und Staat nicht zu verschmerzen, zahle ich Steuern und suche — als Junggeselle, Gottseidank immer noch — den Weg zum Herzen meiner Kundinnen nicht direkt, sondern auf dem Umwege über ihre Männer. Das mache ich nun so.

Für mich kommen nur Prachtexemplare in Betracht. Denn nur die Frauen von solchen sind meiner herrlichen Wäsche wert. Daher gehe ich am Sonntag vormittag, wenn der übrige Adel von Mikultschütz in der Kirche ist, in das nächste Wirtshaus. Vielleicht bestelle ich ein Glas Selter oder eine Tasse Malzkaffee. Es kommt darauf an, wer sonst noch da ist. Ich mustere die Gäste. Sie mich.

An der Theke wuchtet ein baum langer Kerl seine Pranke durch die Luft, daß ganze Wirbel entstehen. Er hat ein steifes Bein. Kriegsverletzter. Außerdem sehr — nervös. Also § 51. Ich erinnere mich, daß ich noch in keiner Lebensversicherung bin. Ja, warum bin ich so leichtsinnig. Wenn ich jetzt eine Tasse Kaffee bestelle, bin ich ein Kind des Todes oder aber Krankenhausanwärter. Also, Herr Wirt: Bitte, einen Engel in Spiritus mit Schwanz. Der Wirt will einen Schnaps eingießen. Ich rufe ihm zu: Nein, Herr Wirt, einen längeren Schwanz. Er nimmt von rückwärts, wo die Gläser stehen, ein größeres Glas. Seine Augen blicken funkelnd zu mir herüber. Ich zähle in Gedanken mein Geld und hole tief Atem, ganz tief, so etwa, wie ein kleiner Junge, der das erste Mal vor seinem Schwimmlehrer ins Wasser springt.

Was soll ich bloß mit der Luft machen, wenn ich atme. Denn das steife Bein kommt auf mich zu. Hilfe. Ich atme noch tiefer. Nun steht er vor mir mit erhobener Pranke: „Pieronje, pieronski, und wenn ich auf fünf Jahre ins Zuchthaus komme, heute werde ich noch einen totschlagen.“ Und wieder deklinierte er das Wort Pieron nach allen Deklinationen der deutschen und polnischen Sprache. Der Wirt wagt es, ihn anzurufen.

„Palenga, halt die Schnauze, laß den Herrn sein. Der hat dir nichts gemacht.“

Aber der Wirt erreicht das Gegenteil. Nun tobt das steife Bein mit dem Namen Palenga erst recht. Das Atmen habe ich längst vergessen. Der Schweiß steht mir an der Stirn. Ein fürchterlicher Schlag auf die Tischplatte läßt das ganze Haus erbeben. Der Spiritusengel besucht das Tisch Tuch anstatt meine Kehle.

Es sind aber noch andere ähnliche Gestalten im Raum. Sie gehören eigentlich in die Destillation nebenan. Es muß irgendetwas gegeben haben, daß sie den Schauplatz ihrer Lust gewechselt haben. Unergründlich sind die Vergnügungsstatuten des § 51. Ich denke nicht weiter nach. Es scheint auch, daß das steife Bein von mir abläßt.

Allein schon macht es Rehr: „Heute muß ich Blut sehen.“ Und wieder kommt die Versicherung des Wunsches nach fünf Jahren Zuchthaus, gemildert durch den Hinweis: „Ich bin Kriegsverletzter, mir können sie alle am“

Nun hat er mich aber an der Schulter gepackt. So schlägt ein Bär ein zitternd Tier. „Wissen Sie, Pierunje, dem Lehrer habe ich immer gesagt: Wenn mein Junge Haue kriegen soll, dann hauen Sie, wenn er aber Haue kriegen soll und Sie hauen ihn nicht, dann kriegen Sie zehn Mal in die Presse. Und wenn ich fünf Jahre ins Zuchthaus komme, aber ich muß heute noch Blut sehen.“

Nun ist die Reihe an mir zu sprechen. Denn sonst hält er mich für den Lehrer und für schuldig. „Herr Palenga“, sag' ich, „Sie sind ein kranker Mensch. Ja, ein durch und durch kranker Mensch.“

Ich fasse mich selbst an. Ich lebe noch. Er hat mich noch nicht mit seinen Riesensäufen zerschmetteret.

„Sicherheitsnadel her“, brüllt das steife Bein. Man bringt sie ihm. Er läßt sie aufschneiden. Ist jemand in ihm, der ihm die Zunge zum Halse herausdrückt? Mit einem Ruck hat er die Nadel durch die Zunge gehohlet und grunzt mir in einer durch anderweitige Verwendung der Zunge behinderten Sprache fürchterliche Blicke zu. Ich weiche einen Schritt zurück und lasse meine Zunge hinten tief im Gaumen versinken.

Ebenso rasch ist die Sicherheitsnadel wieder herausgezogen. Kein Tropfen Blut zu sehen. Dann streift das steife Bein den linken Armel hoch und drückt mit einem Ruck die Nadel tief in den Arm hineto. Mein Arm fliegt nach hinten. Und nun brüllt Palenga: „Seitengewehr her, Schupo.“ Er will, sagt

er, Blut sehen. Noch drängt der wieder herausgezogenen Nadel nicht ein einziger Blutstropfen nach. Verschiedene Kumpels drängen sich an Palenga heran. Dieser beschäftigt sich aber nur mit mir. Zum zehnten Mal äußert er mir seinen Wunsch, ihm zu fünf Jahren Zuchthaus zu verhelfen. Inzwischen haben sich doch meine Worte geordnet.

„Herr Palenga“, rufe ich, „Palenga, Herr, Sie sind doch ein feiner Mann. Sehen Sie mal, wenn ich Sie auf der Straße treffe, grüße ich Sie.“

Das steife Bein behält einen offenen Mund. Ihm tritt der Schweiß auf die Stirn. Ob wegen der Sicherheitsnadel, ob wegen meiner Kühnheit, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß jetzt wunderbare Ordnung und Klarheit in die Reihenfolge meiner Worte kamen: „Herr Palenga, seien wir doch gemüthlich. Was wollen Sie denn im Gefängnis. In der Freiheit ist es doch schöner. Ich habe keine Lust, ins Gefängnis zu kommen. Denn dort ist es sehr eng. Aber Herr Palenga, immer gemüthlich Pierunie. Immer nur Zuchthaus und Blut. Aber gehen Sie mir ab mit Ihrem Gefängnis. Herr Palenga, so ein feiner Mann wie Sie. Ich verstehe Sie nicht. Kommen Sie, trinken wir erst mal einen Schnaps.“

Palenga schüttelt ganz wild den Kopf: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich heute schon einen Schnaps getrunken habe.“ Und tatsächlich. Der Geruch des Mannes bestärkt mich, daß er wenigstens nicht nach Schnaps duftet. Aus ihm tobt also ein anderer Spiritus. Der Fluß meiner Rede geht weiter:

„Aber, Herr Palenga, beruhigen Sie sich nur. Sie sind verheiratet. Sie haben Frau und Kind. Wollen Sie Ihre Familie mitnehmen ins Gefängnis? Glauben Sie, daß es ihr dort gefallen wird? Sehen Sie, Sie haben einen so hübschen Jungen. Sehen Sie,

und eine gute Frau haben Sie auch. Was soll sich denn die da denken, wenn Sie hier so toben. Muß das denn sein? Zu Hause, da haben Sie es doch sein, vielleicht feiner wie mancher andere. Vielleicht feiner wie ich. Sehen Sie, ich bin nicht verheiratet. Wenn Sie aber nach Hause kommen, da wartet schon an der Türe Ihre Frau. Und noch vor dem Hause kommt Ihnen Ihr Junge entgegen-gesprungen. Meinen Sie, daß das im Zuchthause auch so ist? Und sehen Sie mal an, wenn Sie mal nicht nach Hause kämen, und Ihre Frau würde immerfort an der Türe stehen und Sie erwarten.“

Ich brauchte nicht mehr weitersprechen. Der Mann saß auf einem Stuhl und — weinte bitterlich. Die anderen Sacharen hatten sich in eine Ecke gedrückt oder waren im Begriff rauszugehen.

*

Am nächsten Tage kam spät nachmittags eine hübsche junge Arbeiterfrau in den Laden. Meine Verkäuferin gab mir einen Wink: „Das ist Frau Palenga.“ Sie trug den Kopf verbunden und noch nach Chloroform. Am Arm versteckte sie durch Stellung und geschickte Körperhaltung einige grüne und blaue Flecke. Eine Schürze kaufte sie.

„Nun sagen Sie bloß, junge Frau, was ist Ihnen passiert?“

„Ach, nichts weiter. Mein Mann, der Palenga, hat mir gestern von Ihnen erzählt, was Sie für ein feiner Mann sind. Nachher haben wir uns ein bißchen gekampelt. Wissen Sie, er kann ja nicht dafür. Er hat ja den Paragraph 51. Aber er ist so ein guter Mann, so ein guter Mann.“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ein Tränenschwall erstickte ihre Stimme. Inzwischen wurden mir am Nebentisch zwei Beinkleider gestohlen So weit Otto.

Junge Mutter.

Dein Gang wiegt wie das Korn im Wind,

Der mittags über Felder sächelt.

Das Urbild bist du von dem Kind,

Das gläubig zu dir aufwärts lächelt.

Dann sinnst du tief in dich hinein,

Geheimnisvolles, dunkles Leben,

Als wolltest du aus güldnem Schrein

Ans Licht stets reich're Schätze heben.

E. A. Hentjchel.

November.

Von Ewald Artur Hentschel.

Herbstwind fuhr auf aus Mitternacht
Und warf sich in die Schwingen;
Im Walde die letzte Sonnenpracht
Wollt' er zu Grabe singen.

Und wie er sang um die Morgenstund',
Da regte der Wald sich leise,
Da raunten die Blätter im Wipfelrund
Von einer stillen Reise.

Und da der Wind um den Mittag sang,
Sah ich viel Blätter fallen
Und hörte einen leisen Gang
Das raschelnde Laub durchwallen.

Des Abends, und als der Sturmwind pfiff,
Ging leeres Aestestarren
Ins Dunkel hinaus mit müdem Griff, —
Ein Seltsames zu erharren.

Die Geschichte vom großen Hummer.

Von W. v. Martenburg.

Erstes Abenteuer:

Kleinkaufmann Billig hat viel Kummer:
Er kaufte einen großen Hummer,
Der wog mit Scheren sieben Pfund
Und war sehr kräftig und gesund.

Doch wer wird bei den teuren Zeiten
Sich einen Hummer zubereiten?
Den Hausfrauen von Ratibor
Kam dieser Hummer teuer vor.



Herr Billig sinnt, die Stirn befeuchtet,
Da kommt ein Blitz, der ihn erleuchtet.
Er spricht: „Ich setz' ihn vor die Tür,
Da macht er doch Reklame mir!“

In einem Korb, der nicht zu teuer,
Stellt er das Tieffee-Ungeheuer
Bedächtig auf das Trettoir,
Was damals nicht verboten war.

Der Trick gelang; des Volkes Menge
Drückt sich in furchtbarem Gedränge.
Ein Schupo mußte vor der Tür
Die Leute teilen vier und vier.

Auch traten viele in den Laden,
Doch diese mußten ohne Gnaden,
Wiewohl sie nur zu schaun begehrt,
Gar vieles kaufen überm Wert.

Ein Knallbonbon kam fünfzig Pfennig
Und eine Mark ein „Korn“ von Hennig,
Schmierseife gar das Pfund zwei Mark.
Das war doch wirklich etwas stark!

Herr Billig lacht, die magre Kasse
Plagt heut fast von des Geldes Masse.
Er zählt sein Geld voll Uebermut;
Man sagt, das tut nur selten gut.

Zweites Abenteuer:

Zum Ansehn kam auch Förster Wurzel
Mit seinem Hühnerhund, dem Schnurzel.
Ihn freuts, weil er Herrn Billigs Freund,
Daß dem des Glückes Sonne scheint.

Der Schnurzel in des Volkes Tanze
Beriecht den Hummer an dem Schwanze.
Jedoch der Hummer, namens Krust,
Barg Bosheit in der harten Brust.

Des Schnurzels Schwanz tat beim Beriechen
Unmerklich in den Krebskorb kriechen,
Und mit der Scher' von dritthalb Pfund
Kneift Krustel in den Schwanz den Hund.

Au, au, wau, wau, — der Schmerz war grimmig,
Und Schnurzel heult gar wehestimmig.
Krust läßt nicht los, des Schmerzes voll,
Dreht Schnurzel sich im Kreis wie toll.



Dann rast er los mit Klaggewimmer;
Doch hängt an ihm sein Feind, sein schlimmer.
Wiewohl Herr Billig schreit und klagt,
Läuft nach des Volkes wilde Jagd.

Herr Billig ruft: „Du Schafskopf, Wurzel,
Pfeif deinem Hund, dem Spitzbub Schnurzel!“
Doch dieser brüllt: „Du Galgenstrick,
Pfeif deinen Hummer doch zurück!“

Wild schlugen sich die beiden Freunde,
Durch Kruft sie wurden bittre Feinde.
Indes ging frisch und unverzagt
Durch Ratibor die wilde Jagd.

Und auf der langen Oderbrücke
Erfüllte sich das Mißgeschicke:
Dort sprang der Schnurz in Schmerz und Wut
Mit seinem Quäler in die Flut.

Hochwasser wars. Ein wilder Strudel
Zog auf den Grund den armen Pudel,
Daß er ertrank. Des Hummers Haß
Hält fest ihn ohne Unterlaß.

Kruft sucht sich an dem Oderdeiche
Ein Wasserloch mit Schnurzels Leiche
Und spricht: „Ich freß den Hund mir fein,
Der mich geschleppt durch Pfüh' und Stein.“



Das Unglück war noch nicht gezügelt :
Denn während sich Herr Billig prügelt,
Räumt ihm die ganze Kasse flugs
Ein diebischer gemeiner Bur.

Beim Prügeln gibts noch andern Schaden :
In Scherben geht die Scheib' vom Laden,
Der Schupo sperrt nach Vorschrift ein
Die Kämpfer, die verzweifelt schrein.

So brachten Krust, der böse Hummer
Und Geldgier Schaden nur und Kummer.
Und wie die Sache weiter geht,
Hört man jetzt gleich, wenn's auch schon spät.

Drittes Abenteuer :

Erinnert euch, ihr lieben Leser,
Daß dieser Hummer Krust, ein böser
Heimtücker, sitzt im Oderloch
Und frist an Schnurzels Leiche noch.

In einem andern Loche sitzen
Die Freunde nach des Streites Blitzen,
Der Billig Hans und Wurzel Franz,
Verfeindet ewig nun und ganz.

Zehn Mark sie mußten Strafe zahlen,
Die Beiden, unter Pein und Qualen,
Und durften nächsten Morgen raus
Aus dem Arrest im Schupohaus.

Herr Wurzel ging zu Dr. Schröder,
Gewandt im Wort und mit der Feder,
Hans Billig nahm den Dr. Specht,
Der vielen half zu ihrem Recht.

Herr Specht klagt um Hans Billigs Schaden:
Zerschlagen sei die Scheib' vom Laden,
Zweihundert Mark sind draus geraubt,
Das kommt auf Förster Wurzels Haupt.

Dieweil sein Hund, der sonst kein Dummer,
Aus Arglist fortgeschleppt den Hummer,
Und sonst der Schaden sei sehr stark, —
Soll Wurzel zahlen tausend Mark.

Doch scharf entgegnet Dr. Schröder:
„Wo hier die Schuld liegt, sieht ein jeder,
Nach Paragraph 608
Hat's nur der Hummer verursacht.

Für Auflauf und des Hundes Flüchten,
Für Zeitverlust und andre Pflichten,
Verursacht durch das Krustentier,
Zweitausend Mark verlangen wir!

Drauf Dr. Specht: „Nur Schnurz kriegt Strafe!“
H a u s t i e r e meint der Paragrafe.
Klar sieht ein hohes Amtsgericht:
Ein Hummer ist ein Haustier nicht!

Auch ist der Hund nicht aufzugeben,
Vielleicht, daß gar noch beide leben,
Weil Hund und Hummer schwimmen kann,
Und wertlos wär' das Urteil dann.

Drauf tat sich das Gericht vertagen,
Um andre Zeugen zu befragen,
Und daß man, wenn es möglich sei,
Noch Hund und Hummer schaff' herbei.

Viertes Abenteuer:

Wie recht und billig fragte jeder,
Der Dr. Specht, der Dr. Schröder:
Wer zahlt's, wenn nach der Tiere Rest
Das Amtsgericht nun suchen läßt?

Drum sagten jedem sie der Streiter:
„Die Oder wird, wenn's so geht weiter
Mit dem gehäß'gen Hummerkrieg,
Geschlänmt von Ratibor bis Brieg.



Zuerst läßt die Behörde fischen,
Um Kruft und Schnurzel zu erwischen.
Gelingt's nicht, dann der Bagger schlämmt,
Wie man sich auch dagegen stemmt."

"Und was es kostet, sieht ein jeder,
Zehntausend wenigstens!" sagt Schröder.
Daselbe sagt zu Billig Specht,
Wie wird dem Kleinkaufmann so schlecht!

Nun hat Herr Billig von dem alten
Gutfreund einst ein Geschenk erhalten:
Das war ein Sohn vom alten Schnurz,
Der umkam bei dem Brückenturz.

Der war viel muntre, flinker, schöner,
Und nicht so dumm und alt wie jener;
Zur Försterei der Gang war schwer,
Um Frieden bitten noch viel mehr.

Doch kam der Lohn beim ersten Schritte,
Denn von des Oderdeiches Mitte
Kam Alfred, Förster Wurzels Sohn,
Und schrie vor Freud' von weitem schon.

Der Fred rief laut und hüpfte im Kreise:
„Juchhe, guck her, in meiner Reuse
Sing sich der Kruft! Ich freu' mich sehr,
Ich geb' ihn, Onkel Hans, dir her.“

Wahrhaftig, aus der Reusentrommel
Hing Krustels Schwanz wie eine Bommel,
Herr Billig strahlt: „Mein lieber Fred,
Du weißt, wie mir's um Frieden geht“.

Trüb saß am Tische Förster Wurzel,
Da hört er das Gebell von Schnurzel,
Hört Alfreds Bitte, sieht den Krust
Und sinkt gerührt an Billigs Brust.

Neu taten sie die Freundschaft schmieden.
Ein Freudenmahl im Waldesfrieden
Gab Wurzel in der Försterei.
Wein liefert Billig gern und frei.

Sogar der Hummer mit der Kruste
In kochend Wasser springen mußte,
Und allen schmeckte er beim Schmaus;
Sie krazten selbst die Schalen aus.

Sie wußten nicht, daß er indessen
Den Schnurz verdaut und aufgefressen.
Doch kommt von Brieg bis Ratibor
Solch' Hummerade nicht mehr vor.



Die alte Hanka.

Von Kurt Veth.

Am Hoftor stehen zwei Bauernmädchen beieinander und sprechen über den Tag, der anläßlich einer Hochzeit heute abend im Dorfgasthaus stattfinden soll und zu dem alles, was das Tanzbein zu schwingen vermag, Zutritt hat. Die Mädchen sind schon in den farbenfrohen bauschigen Festtagskleidern, in bunten Sackjacken und langbehängerten Seidenschürzen, kuscheln miteinander und kichern, und die helle Lebensfreude und jugendlicher Uebermut liegen auf ihren blühenden Gesichtern.

Indem kommt eine alte, schlichtgekleidete Frau des Weges. Die beiden Mädchen verstummen und gehen langsam ins Haus. Die Alte bleibt stehen und sieht ihnen gedankenverloren nach, nickt dann bedächtig mit dem Kopfe und wendet sich weiter. Eine weiße Haarsträhne hat sich unter ihrem Kopftuch hervorgedrängt und hebt sich von den tief liegenden dunklen Augen und dem wellen Gesicht ab, in das Alter und Leid Runen geritzt und die vielen Gräber, an denen die alte Hanka vorüber mußte, Schatten eingezeichnet haben. —

Es ist schon gegen siebzig Jahre her, als Hanka ein junges, lustiges Ding war. Ihrem Vater gehörte damals die größte Wirtschaft im Dorfe. Hanka war das schönste und übermütigste Mädchen weit und breit, und der alte, gelähmte Hannes, der bei ihrem Vater Hütejunge war, weiß noch heute davon zu erzählen, wie die jungen Burschen hinter ihr herliefen, wie sie aber alle lachend heimschickte, die ihr zu nahe kamen. Nur den stattlichen Forstgehilfen sah sie gern, und wenn der ihr ein Scherzwort zurief, leuchteten ihre schwarzen Augen.

Eines Tages ging sie von der Obora, wo sie Heu gewendet hatte, auf dem schmalen Pirschsteig durch den Hochwald dem Dorfe zu und stieß dabei auf den Oberförster, der mit dem Forstgehilfen auf einem Jagdgange war. Der alte Herr hatte seine helle Freude an dem hübschen Mädchen und sprach freundlich mit ihr. Hanka blieb ihm keine Antwort schuldig; als er sie aber scherzend am Kinn faßte und sie dabei bemerkte, daß der Forstgehilfe finster dreinschaute und die Rippen zusammenbiß, kühlte sie, daß an dem jungen Grünroß ihr ganzes Herz hing und daß sie auch ihm etwas galt. Sie lief mit geröteten Wangen und klopfenden Pulsen wie ein aufgeschrecktes Reh davon und lachte und sang dann im Hause herum, bis der griesgrämige Vater mürrisch Ruhe gebot. Aber in ihrem Innern sang und klang es weiter; die Welt schien ihr noch ein-

mal so schön, und die freundlichsten Zukunftsbilder gaukelten vor ihrer Seele.

Doch es kam rasch anders. Der Forstgehilfe wurde verheiratet und schwand ihr aus den Augen. Der Vater, bis dahin ein fleißiger, nüchterner Mann, erbt einige Hundert Taler und hielt sich nun wunder wie reich. Er ließ die Wirtschaft Wirtschaft fein, lag den lieben geschlagenen Tag im Gasthause, warf mit dem Gelde herum, als ob es kein Ende nehmen könnte, und wurde eines Morgens am Rande der Dorfstraße erfroren aufgefunden. Die Besetzung mußte verkauft werden, und Hanka verblieb nicht mehr, als sie an Betten und Kleidung im Heutuche forttragen konnte.

Sie hatte inzwischen das Singen und Scherzen verlernt und war aus einem übermütigen Wildfang zu einem ernsten Weib geworden, das wohl um seine Zukunft bangte, aber doch den Kopf hochhielt. Sie nahm in der Mühle einen Dienst als Magd an und kümmerte sich wenig um die häßlichen Gesichter anderer, tat ruhig ihre Pflicht und blühte wieder auf. Die schwere Arbeit ließ ihr keine Zeit, unfruchtbaren Träumen nachzuhängen oder dem lange nachzutrauern, was ihr ein widriges Schicksal mit rauher Hand entrisSEN hatte.

Der jüngere Sohn des Müllers, ein ernster, fleißiger Mensch, fand Gefallen an ihr. Er hatte als Stellmacher und nebenbei als Walдарbeiter ein bescheidenes Auskommen, besaß einige Taler und baute sich nahe am Walde eine Hütte auf. Hanka folgte ihm dahin als sein Weib, arbeitete vom frühen Morgen bis tief in den Abend hinein und hatte das Haus und die kleine Wirtschaft in Ordnung. Sie hielt sich von den Nachbarn fern, ging still ihrem Tagewerk nach und war sonst guter Dinge. Als dann später zwei Kinder zu ihren Füßen spielten, konnte sie sogar lachen und scherzen wie ehemals.

Ihr Mann war immer wortkarger und verschlossener geworden, war viel mit verwegenen Burschen zusammen und blieb manche Nacht von Hause fort. Hanka kam dahinter, daß er Wildddieb war, und als sie ihn unter Hinweis auf Weib und Kind beschwor, das gefährliche Treiben zu lassen, schlug er sie im Zorn zu Boden. Seitdem wurde sie immer schweigsamer und kümmerte sich um das Tun ihres Mannes nicht mehr. Wenn er in dunkler Nacht draußen war und der Wind an der Haustür rüttelte und um den Schornstein pfliff, saß sie noch lange am glimmenden Herdfeuer wach, horchte ab und zu in die Finsternis hinaus und schickte dann aus

gequältem Mutterherzen inbrünstige Gebete zum Himmel, daß ihre zwei Knaben sich einstens von dem fernhalten möchten, was ihr schon soviel Leid bereitet hatte, vor dem Fusel und der Jagdleidenschaft.

Ihr Gebet wurde erhört, doch in anderer Weise, als sie es gemeint hatte. Im Dorfe brach die Bräune aus und wütete erschreckend unter den Kleinen; auch Hankas Söhne fielen der Seuche zum Opfer. Die verzweifelte Mutter haberte mit Gott und den Menschen und mied Kirche und Gottesdienst. Ihr Gesicht wurde wie von Stein. Stumm und finstertat sie ihre Arbeit. Die Leute gingen ihr aus dem Wege, und auch ihrem Manne kam ein Schauer in ihrer Nähe an. Er blieb immer öfter von Hause weg, und der Wildstrevel nahm im Revier überhand.

Der alte Förster mußte gehen und fand in dem ehemaligen Forstgehilfen einen tatkräftigeren Nachfolger. „Auch das noch!“ schrie Hanka auf, als sie es erfuhr, und als sie ihn dann in seiner stattlichen Männerschönheit an der Hütte vorbeigehen sah, hämmerte ihr Herz bis in die Schläfe hinauf. In langen Nachtstunden zitterte sie um sein Leben; denn er griff scharf durch, war wie ein Schweikhund hinter weidwundem Wild den Wildddieben im Nacken und kannte kein Erbarmen. Was im Dorfe zu Unrecht die Büchse trug, hatte ihm deshalb blutige Rache geschworen; er aber lachte aller heimlichen Drohungen und verließ sich auf sein scharfes Auge, die sichere Hand, den guten Drilling und den treuen Hund.

In einer mondhellten Nacht wurde Hankas Mann von zwei Gefährten ins Haus getragen. Sie hatten gegen Abend beobachtet, daß der Förster auf den Nachbarort zuschritt, und hatten sich im entgegengesetzten Teil des Reviers auf den Anstand gelegt. Ein Stück Wild war eben zur Strecke gebracht; da knurrte ganz nahe ein Hund und knackten trockene Zweige. Ein kurzer Anruf des Försters — —! Hankas Mann riß die Flinte hoch; ein Feuerstrahl hier und dort. Der Förster brach zusammen, und auch Hankas Mann stürzte schwerverwundet zu Boden. Die beiden anderen Wildddiebe schlichen heran, warteten eine Weile, die Büchse im Anschlag, hörten den Hund winseln, pirschten sich näher und schossen ihn über den Haufen. Der Förster lag blutüberströmt im Moos und rührte sich nicht. Die Burschen sahen triumphierend auf den stillen Mann und schleppten dann ihren ächzenden Gefährten heim.

Der Verwundete schrie auf seinem Schmerzenslager auf vor entsetzlicher Qual, tobte und schlug um sich, bis rasch seine Kraft erlosch. Es war ein schweres, bitteres Sterben. In jener Nacht lernte Hanka wieder das Be-

ten, und die ersten silbernen Fäden zogen sich durch ihr dunkles Haar.

Der Förster war nur leicht verwundet worden und wurde rasch hergestellt. Hanka atmete auf, als sie es hörte; der Vater ihrer verstorbenen Kinder war gottlob nicht zum Mörder geworden. Aber es litt sie nicht mehr im Dorfe. Sie verkaufte ihre kleine Besitzung um ein Geringes und zog aus der Gegend.

Wie sie ging, schlich sie in der Dunkelheit unter die Fenster der Försterei und sah durch die Scheiben ins erleuchtete Zimmer. Der Förster saß neben seiner Frau am Tisch und ihre frischen Wunden jagten sich herum. Da traten der armen Dulderin schwere Tränen in die Augen; aber ihre Hände falteten sich, und mit einem Segenswunsch auf den Rippen riß sie sich los von dem friedlichen Bild.

Im Industriebezirk fand Hanka einen Unterschlupf und verdiente sich durch Bedienungsmachen und Wäschewaschen den Lebensunterhalt. Nach einigen Jahren heiratete sie einen älteren Bergmann, der Witwer geworden war. Sie brachte ihm das Hauswesen in Ordnung, zog die Stieffinder groß und glaubte, endlich Ruhe gefunden zu haben. Doch es war noch nicht so weit. Ihr Mann ging trotz seiner Gebrechlichkeit noch einer leichten Beschäftigung auf dem Grubenhofe nach und wurde dabei übersahren. Sie begrub ihn, verteilte seine geringe Hinterlassenschaft unter seine Kinder und lebte fortan still für sich von der kleinen Rente, die ihr zustand. Hankas Haar war mittlerweile schlohweiß geworden. Nachdem sie für niemanden mehr zu sorgen hatte, fühlte sie sich einsam und fremd in dem großen Orte, unter den vielen Menschen und neben den rauchenden Schloten und sehnste sich nach ihrem kleinen Heimatsort im stillen obereschlesischen Walde.

So kam sie als gebeugte Greisin heim. Die mit ihr aufgewachsen waren, deckte schon der kühle Rasen; nur der alte Hannes lebte noch.

In ihrem ehemaligen Vaterhause fragte sie nach einem Stübchen. Als sie der Besitzer barsch abwies, richtete sie ihre hagere Gestalt auf und sah ihn mit ihren nachtdunklen Augen ernst an, daß es ihm kalt über den Rücken rieselte, schüttelte den Kopf und ging stumm hinaus.

In ihrem früheren Häuschen am Waldrande kam sie als Einliegerin unter. Es gehörte dem alten Hannes, der seit Jahren schon völlig gelähmt war. Durch ihn wurde das schwere Lebensschicksal der vom Leid Verfolgten nach und nach den Dorfleuten bekannt. Hanka versah von nun an den ärmlichen Haushalt des gelähmten Krüppels, der halb im Schmutz verkommen war und um den sich bisher niemand so recht gekümmert hatte. Seine Enkelin, die mit der eigenen großen

Familie schon genug zu tun hatte, war froh, daß ihr die Sorge für den mürrischen Alten, dem nichts recht gemacht werden konnte, willig abgenommen wurde. Der Gelähmte fühlte sich unter Hanka's Pflege wohl, ob er auch ständig nörgelte und klagte. Seine Pflegerin, der wahrlich schon genug sonderliche Menschen über den Lebensweg gelaufen waren, stieß sich nicht daran, ließ trotz allen Dazwischenredens frische Luft ins niedrige Stübchen, hantierte tüchtig mit Besen und Hader herum und holte sogar den Nachtwächter ins Haus, der dem Gelähmten die Haare scheren und den Bart nehmen mußte. Hatte Hanka ihr Tagewerk hinter sich, setzte sie sich bei Hannes nieder, und ihre Gedanken wanderten die vielen, vielen leidvollen Jahre zurück bis zu der Zeit, in der das Leben noch hoffnungsfroh wie ein strahlender Frühlingstag vor ihr lag. —

Ein neues Geschlecht ist im Dorfe längst herangewachsen und vieles anders geworden, aber die heimische Scholle ist die alte geblieben, das wogende Feld, der rauschende Wald und der stille Friedhof mit dem schlichten Schrotholzkirchlein. Hier fühlt sich die Alte im schlohweißen Haar wohl, und wenn sie an den grünüberwucherten Gräbern steht, hält sie leise Zwiegespräche mit den Schläfern unter der dichten Grasdecke, mit ihrem Vater in der Kirchhofsecke, ihrem Mann und den beiden Buben, deren Hügel schon längst eingesunken sind, und mit dem Förster, der neben seiner

Frau an der Kirchenwand schlummert. Was die Heimgegangenen ihr auch Schweres gebracht haben, das hat die heilende Zeit mit barmherziger, weiser Hand aus dem Gedächtnis der Greflin hinweggewischt und den Rest mit einem verklärenden Schimmer überhaupt.

Die alte Frau hat das achte Jahrzehnt schon weit hinter sich, und noch immer vermag sie ihrem wahrlich nicht leichten Tagewerk nachzugehen. Die kleine Rente gewährt ihr das Notwendigste, und die Dorfleute lassen sie in Ruhe. Wohl verstummen sie, wenn die Alte in ihre Nähe kommt, und die Kinder halten bei ihrem Anblick im Spielen inne, aber es ist nicht die Scheu vor etwas Schreckhaftem, sondern die Ehrfurcht, die auch einfache Menschen vor unverschuldetem Leid und weißen Haaren haben. Nach all den schweren Schicksalschlägen der vergangenen Jahrzehnte hat Hanka endlich den Frieden und ein bescheidenes Glück gefunden.

Und doch trägt sie tief in ihrem Herzen noch einen heißen Wunsch für dieses Erden-dasein, einen Wunsch, der in ihrem täglichen Gebet wiederkehrt: sie möchte noch solange leben und rüstig sein, bis der Herrgott den hilflosen Jugendgefährten zu sich ruft. Und diesen letzten und selbstlosesten Wunsch ihres vielgeprüften Lebens hat der Himmel gnädig gewährt. Sie durfte noch dem alten Mann die gebrochenen Augen zudrücken.

„Nun kann ich auch schlafen gehen“, flüsterte sie dabei.

Warum? Von Johannes Kotterba.

Immer,
wenn ich unter Menschen gegangen,
war's mir,
als läge all ihre Traurigkeit,
die Leiden der ganzen Welt gesungen
in mir.
Und jeder Fluch,
der hart an bist'ren Lippen gehangen,
hat sich
in meinem Blute angeflaut;
ich bin damit hinweggegangen
zu Gott. —
Sein Atem
hat mich wachgelüftet,
weiß nicht mehr,
wo und wann es war,
da er sich weh in mir gedat —
Sag Gott! Warum
kann ich dich nicht der Welt verschenken
aus mir heraus?
Warum? Warum?



Johann Schroth (1798—1856).

Studie zum Hundert-Jahr-Jubiläum der Schroth-Kur.

Von Friedrich Raminaky.

„Ohne Kampf kein Sieg,
Ohne Entbehrung kein Genuß,
Ohne Reinigung keine Heilung.“
(Inskription eines Denkmals
in Nieder-Lindewiese.)

Dicht an der oberschlesischen Grenze, in der Nähe des schönen Städtchens Freiwalbau im Altvatergebirge sind drei Männer geboren, deren Ruhm langsam den Weg zur Höhe nahm, die aus einfachsten Volkschichten

stammten, und an denen die Heilkunde mehr gewonnen hat als an mancher großen Universität. Es sind dies Johann Schroth aus Böhmischdorf, Vinzent Prieknitz aus Gräfenberg und Josef Weiß aus Breitenfurt. Alle drei sind ungefähr gleichaltrig. Prieknitz wurde der Begründer der Wasserheilmethode, die später Pfarrer Kneipp weiter ausgebaut bezw. populär gemacht hat. Weiß wurde 1841 von Freiwalbau nach England berufen, wo ihm die Universität Oxford

den Titel eines Ehrendoktors verlieh. Schroth wurde der Begründer der Schrothkur, die durch Dürsten, Packungen und Einschränkung der Speisefuhr auf das notwendigste besondere Heilerfolge erzielt. Eigentlich gehen alle drei Naturärzte von demselben Grundprinzip aus, von der Beobachtung der Natur und ihren Reinigungsprozessen. Nur erhoffte Prießnitz den Erfolg mehr von der Heilkraft des Wassers bei seiner äußerlichen Anwendung, verbunden mit Wassertrinken, während Schroth umgekehrt diese äußerliche Anwendung vom Dürsten begleitet sein läßt. Welche Methode nun die richtige ist, hängt von der Beschaffenheit des Kranken ab. Dem einen sagt das eine zu, dem andern das zweite.

Der Lebensaufstieg von Prießnitz vollzog sich rascher und glänzender. Seine Kur war bald in aller Munde, wurde sozusagen Mode, sodaß er schon mit jungen Jahren Fürsten und Gelehrte als seine Patienten zu seinen Füßen sitzen sah. 1816 soll Prießnitz die erste Handhabung seiner Kur durch Zufall gefunden haben. Ein Jahr später hat Schroth durch einen wandernden Mönch die Kenntnis von der Heilkraft des Wassers bei Umschlägen erfahren. Gleich darauf hören wir von der Ausübung der Kur durch Prießnitz manches. Aber von Schroth wissen wir, daß er erst ab 1829 die Kur, die nach ihm benannt wurde, allgemein ausübte. Wahrscheinlich hat er als der Besinnlichere erst längere Zeit gebraucht, um die Postulate seiner Heilweise zu begründen. Somit erscheint die Schrothkur als die jüngere, ob sie es aber ist, dürfte ungewiß sein. Gewiß ist nur, daß Schroth und Prießnitz gute Beobachter der Natur und völlig selbständig denkende Köpfe waren. Beide Gründer eines Heilsystems, dessen Auswirkungen heute noch nicht nach allen Seiten hin, vor allem nicht nach der soziologischen Seite hin wissenschaftlich voll durchforscht sind. Um so interessanter aber ist der Lebensstern dieser Männer, die so vielen Abertausenden von Menschen seither Erleichterung, ja völlige Gesundheit gebracht haben. Angesichts der Jahrhundertfeier der Schrothkur wollen wir etwas bei Johann Schroth verweilen und ihm ein Wort der Erinnerung widmen.

Als Bauernsohn geboren, wahrscheinlich einem sächsischen Kolonistengeschlecht entstammend, erlitt er einmal einen Unfall, infolgedessen das eine Bein steif blieb. Kaum genesen, bestieg er nun notgedrungen das Fuhrwerk; muß es wohl, um sich nützlich zu machen. Da sieht ein Bettelmönch ihn auf dem Wagen sitzen und schimpft kräftig über seine „Faulheit“. Als der Gescholtene aber sein Leid klagt, heißt ihn der Mönch, das Bein mit nassen Tüchern umwickeln. Das war ein

Anfang zur Heilkur, ähnlich wie ihn Prießnitz erlebt hat. Wie sich nun die Sache weiter entwickelte, ist nur auf Hörenlagen verbürgt. Wie Schroth aus der Abmagerung des dicken Gastwirts den Wert der Nahrungsverweigerung und aus der freiwilligen Heubergung*) den Wert des Weintrinkens als Kräftigungsmittel erkennen lernte, das scheint mehr Legende zu sein. Aber auch wenn es auf Tatsachen beruht, so wissen wir doch aus der Geschichte der Wasserheilkunde, daß lange vor Prießnitz und Schroth es viele Heilkünstler gab, die mit Wasser, Eis und anderen natürlichen Mitteln heilten. Auch das dem katholischen Buzleben abgelaufene Fasten und Abtöten mußte auch anderwärts manchen Arzt auf die Wohltat freiwilliger Entbehrungen gebracht haben.

Wie kam es aber, daß plötzlich um 1820 an einem Orte fast gleichzeitig drei Männer mit den Ergebnissen ihrer nur vom Wissen eines Bauern gespeisten Erfahrungskunst so viel Segen stifteten und so reiche Wissenschaft erfinden konnten, an der die offizielle, schulmäßige Wissenschaft stets vorbeigegangen ist? Auf den Erfindern der Naturheilmethode in Schlesiens Bergen aber lastet ein schlesisches Schicksal. Das ist das Interessante an ihnen, daß sie durch ihre Gebundenheit an die Scholle ihrer Heimat verurteilt waren, Wohltäter der Menschheit zu werden. Nicht mit den üblichen Phrasen von der wohlthätigen Lust der Berge und der Heilkraft des Gebirgswassers ist hier der Erfolg zu erklären, denn folgerichtig gedacht, im Sinne von Prießnitz und Schroth, ist überall Heilung möglich in Luft, Licht, Sonne und Wasser, wo eine reine, unverfälschte Natur noch ihre Kreise zieht. Nicht der romantische Himmel der Wochenend-Menschen war es, der aus der Umgebung von Freiwaldau ein Paradies für Kranke und vom Leben Zermürbte machte. Denn jedes Stück Sonne, ob im Flachland-Wald oder in der Bergeshöhe, hat eine wohlthätige Wirkung im Verein mit Wasseranwendung und kluger Mäßigung. Die Mode, das „Bad“, den Namen eines Präparats, alle diese Dinge konnten Prießnitz und Schroth nicht für sich in Anspruch nehmen, ja nicht einmal die Neuheit ihrer Lehre. Denn z. B. Schroth hatte seine erste Anweisung von einem Mönch be-

*) Es wird erzählt, daß Schroth einmal, als er einem Nachbarn Heu bergen half, von der Bäuerin ein Glas Wein erhielt. Der beinahe Ermattete sei dadurch wieder zu Kräften gekommen. Ebenso hätte er die Wirkung des Weines an einem Gastwirt kennen gelernt. Dieser war so dick, daß er nur auf zwei Stühlen sitzen konnte. Durch Fasten und Weintrinken sei dieser Wirt wieder gesund geworden.





kommen. Prießnitzens Johannes war der wunderliche Professor Dertel in Bamberg usw. Und doch ging von Freiwaldau und Bindewiese allein das Licht der neuen Heillehre aus. Wie ist dies zu erklären?

Die Erklärung liegt in der großen Heilbedürftigkeit der Menschheit. Ein neues Mittel muß kommen, wenn die Menschheit darauf wartet. Es war damals die Zeit, wo in der ärztlichen Kunst der sog. Nihilismus eingerissen war. Man gefiel sich darin, Wunderdinge in der Diagnose zu leisten. Man experimentierte am Kranken herum, um ihn interessant zu finden. Man machte aus seiner Krankheit einen Gesprächsstoff, ohne daß der Arzt Mittel zur Heilung suchte. Ein Zeitgenosse — Büchner — hat in dem Drama „Wozzeck“ diese Methode der Ärzte scharf gezeichnet, indem er B. als einen Versuchsgegenstand für klügelnde Ärzte der damaligen Zeit auf die Bühne bringt. Man ließ die Krankheit selbst gehen, wie sie ging. Die ärztliche Kunst stagnierte. Besonders in Wien war dieser medizinische Nihilismus zu Hause. Geniale Ärzte, wie der Entdecker des Kindbettfiebers, Semmelweis, mußten im Irrenhause enden.

Aber weshalb nun war es gerade das schlesische Altwatergebirge, jenes unwegsame Grenzland gegen Preußen, wo die neue Lehre auferstand? Gerade deshalb, weil es Grenzland war. In Grenzländern geht oft die Kultur zurück. So große Geister auch Friedrich II. und Josef II. waren, durch die Wirtschaftskrisen- und Kollkriege, die sie sich gegenseitig lieferten, wurde das Grenzland hüben und drüben ausgefaugt, wirtschaftlich und geistig. Der Verkehr über die Grenze wurde erschwert. Bücher und Zeitungen wurden scharf verfolgt. Der geistige Austausch hörte auf. Nur noch professionelle Schwindler, Schmuggler, Spione gingen über die Grenze. Verkappte Mönche und Handelsjuden, Glashändler waren die einzigen Boten über das Gebirge. Schulen waren selten. In Zeiten der Not feierten Lehrer und Schüler. Hierzu kam aber noch folgendes: Beide Monarchen hatten die Klöster z. T. aufgehoben, z. B. in Brünn und Troppau, in Preußen wieder die Jesuiten. Dann kamen die Freiheitskriege, die Handel und Wandel aus den Fugen stürzten. In ihrem Gefolge neue Missernten, Hunger und Rückgang.

Klöster waren vielfach mit Apotheken begabt. Zwar sorgte der neue Staat, der nach den Reformen wurde, für neue Heilspfleger;

aber den Kontakt mit dem Volke hatten alle diese neuen Einrichtungen noch nicht gewonnen. Noch war die Kartoffel nicht überall heimisch geworden. Noch beunruhigte neue Lebensweise, neue Branntweingewinnung, neue Feuerung (Kohle!), neue Wissenschaft das Hirn der Menschen in Stadt und Land. Der Gebirgsbewohner, der so viel Leid an sich herumtrug, zog sich immer mehr auf sich selbst zurück. Kaum, daß er lesen und schreiben konnte. Prießnitz hat erst in späten Jahren es gelernt. Schließlich mußte dann auch der Gebirgsbewohner sich selbst heilen. Er hatte niemanden, der ihm half. So gebar das Volk selbst seine Ärzte. Es war eine Art Reinigungsprozeß, den das Volk als Ganzes durchmachte. Das Volk aber war stark in seinen Wurzeln und schuf sich Rat. So entstanden die großen Naturärzte dieser Zeit. Darum sind auch Prießnitz und Schroth zwei geniale Gestalten in der Geschichte Schlesiens, und mit Recht steht auf einem Schrothdenkmal in Niederbindewiese der am Anfang zitierte Spruch. Im Sinn dieses Spruches von Kampf, Entbehrung und Reinigung liegt aber nicht nur ein Stück schlesischer Geschichte, sondern überhaupt die Ueberwindung eines Stückes Mittelalter. Hat doch die Naturheilkunde der Schulmedizin manchen Impuls gegeben, um aus den galenischen Anschauungen**) früherer Heilkunst herauszukommen. Ohne diese Impulse wäre die Schulmedizin heute nicht so weit, wäre heute noch manches Stück Mittelalter zu überwinden, wie ja überhaupt durchaus die Nachwirkungen des Mittelalters in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Schule noch heute zu spüren sind.

Wenn wir also am Ende eines alten Jahres stehen und im Schatten eines so wunderstätigen Mannes wie Schroth uns bewegen, so formen sich Gedanken und Worte von selbst, die wir an der Schwelle des neuen Jahres zu einander sprechen. Eingedenk des großen Schicksals Schlesiens, der Reinigung von den Schladen des Mittelalters zu dienen, hoffen wir, daß das neue Jahr 1930 ein gesegnetes sei. Möge jeder, der am Wandersstab die weite Welt durchstreift und ins Altwatergebirge kommt, einmal in den Wirkungsstätten von Schroth und Prießnitz Einkehr halten und ein stilles Gedenken den Volksärzten widmen, die aus eigener Genialität ihrer Zeit Führer wurden.

**) Galenus war ein berühmter Arzt im Altertum.

Wald und Halde.

Oberschlesische Landschaft.

Von Alfons Perle.

Man muß erst einmal von Hause fortgewesen sein, um zu wissen, was die Heimat ist. Dann erst spüren wir, daß wir seelisch verbunden sind mit einem Stück Erde, mit unserer Heimat. Dieses Land liebt man, mögen Fremde es auch verachten und schelten. Wandern wir einmal durch unser Oberschlesien!

In der Einsamkeit des weiten Landes stehen an Sandwegen helle Birken und weisen zu kleinen versteckten Dörfern. Strohbedeckte Hütten fauern hier zwischen Blumenärten nebeneinander. Der Dorfbach schlängelt sich durch die Weiden und treibt irgendwo ein rauschendes Wasserrad. Rings um die Höfe blüht der Alee und klingt die Sense. Getreidewagen wanken über die Wege. Dann flattern die bunten Bänder am Erntekranz auf, und Ruchenduft liegt in allen Stuben.

Das herrlichste Stück aber unserer Heimat ist der Wald. Er gehört zu uns, zu unserem Wesen, zu unserer Landschaft. Er trägt alle Züge unserer Heimat: die Einsamkeit und Verlassenheit, die Einfachheit, die feierliche und ernste Stille. Tagelang kann man in unseren Wäldern wandern und gefangen sein von dem Waldgrün und leisem Rauschen der Wipfel. Sei es unter den in Heidekrautblüten stehenden Kiefern, sei es im schattigen Buchenlaub oder in den stämmigen Eichenwaldungen an der Ober, überall raunt es wie Märchen in den Gründen. Tausend Geheimnisse sind hier verborgen. Von fern her klingt das Trommeln des Spechtes durch die Zweige. Ein Häher schreit grell auf. Drüben knarrt ein Wagen, schwer von Baumstämmen beladen. Wir treffen auch Holzfäller, die auf dem Heimwege ein Muttergottesbild grüßen. Es steht am Waldrande, umrankt von wilden Rosen. Wer kennt nicht die schönen Stunden

des Beeren- und Pilzesuchens, des Eicheln-sammelns? Diese Walddage unserer Heimat werden wir nie vergessen . . .

Aber nicht nur das Rauschen der Wälder und das Läuten der Dorfkirchen sind Heimatklänge. Auch das Rattern der Maschinen, das Aufheulen der Sirenen zum Schichtwechsel, das Rasseln und Kreischen der Förderseile und das Dröhnen der Dampfhammer! Aus feuerrot leuchtendem Glanz ragen mächtige Schloten in die schwarzverhängten Wolken hinein. Ein Heulen wird wild, wirres Wehzen und unsinniges Schütteln stampft auf. Brüllen mag es, rasen will es bis in die fernsten Tiefen. Die zertrümmerten Kräfte jauchzen einander zu, im mächtigen Erzverglühen; wollen die Unendlichkeit durchspringen. Kein Weg, kein Halt, in das Unermeßliche will die verdürstende Glut . . .

Verdüsterte Halbenberge spähen umher wie schlimmste Ungeheuer, wie dampfende Kettenhunde, durch schweres Eisen niedergehalten. Aber geduckt. Glühfunken zucken glütig in ihrem massigen Leibe. Taumelnde Schwadenseken schleichen aus den warmen Schlafen und suchen atmende Menschen, arme, müde Menschen, die ganz allein sind. Denen hängen sie buntsilberne Traumb Blüten in den Schlaf und dann fressen sie langsam ihre blutroten, warmen Herzen — Halbentod. . .

Auch das ist Heimat, liebe Heimat, die im Herzen getragen wird. Und je stärker gerade die Eigenart der Heimat, desto inniger die Verwurzelung der Menschen in ihr. Wohin er auch geht, überall hält ihn die Heimat in ihrem Banne. . . Nur liegt es an Dir, Du Heimatkind, diese Schönheit und diese Eigenart Deiner ober-schlesischen Heimat zu sehen und zu erleben.

Ruhhandel.

Von Kurt Veth.

In der letzten Sonntagspredigt sprach der Pfarrer über Eheschließungen und geißelte dabei das Gebahren der Dorfleute, die mit dem Sakrament einen reinen Ruhhandel trieben:

„Ihr fragt nicht darnach, ob das Mädchen die rechte Lebensgefährtin für Euch sein wird, ob sie brav, tüchtig und gesund ist. Ach, nicht doch! Bei Euch heißt es nur, ich habe so und so viel Morgen, ein Pferd und drei Milch-kühe, also muß sie auch Vieh und das Nütige

dazu mitbringen. Die Eheschließung ist Euch eben ein bloßes Geschäft und zwar ein solches, bei dem recht viel heraushängen soll. Aber Leute, wer heiratet denn da eigentlich — der Peter die Josefa oder Peters Stall die Kuh der Josefa? Laßt mich in Ruhe; so einen Ruhhandel nennt Ihr Heirat!“

Bei unserer Landbevölkerung — aber auch wohl andernwärts — ist die vom Pfarrer ge-rügte Auffassung gang und gäbe. Mancher

hat sich schon den Kopf darüber zerbrochen, wie es sich erklären lasse, daß trotzdem das Eheleben der Betreffenden im allgemeinen ein zufriedenes ist. Es ist wohl darauf zurückzuführen, daß der aus rein materiellen Erwägungen geschlossene Lebensbund nach alter Gewohnheit als selbstverständliche Tatsache angesehen und die sich daraus ergebenden Pflichten als durch die Verhältnisse geboten einfach hingenommen werden, ob auch das bißchen Poesie, das über das eheliche Zusammensein einen verklärenden Schimmer zu breiten vermag, dabei kläglich in die Wicken geht.

Der Alois, dessen Bestzung gleich am Dorfeingang liegt, rechnet zu den besseren Bauern des Dries. Er hat ein fast schuldenfreies Eigen mit neugebautem massiven Stall und Wohnhaus. Die Felder sind in guter Kultur; der Boden ist ergiebig und der Viehstand — alle Achtung! — zwei Pferde, sechs Milchkühe und was sonst noch an Vierbeinigen und Geflügel in der Wirtschaft herumläuft.

Da der Wirt inzwischen dreißig Jahre alt geworden ist und die alte Tante nicht mehr mitwirtschaften will, hilft alles nichts, er muß notgedrungen daran denken, zu heiraten.

Bauer, schon älter als ein Pferd werden kann und noch ledig, gilt hier als etwas ganz gegen den Brauch Verstoßendes; denn die Ehefrauen im Dorfe stehen in demselben Lebensalter wie ihre Ehemänner; ein gut Teil ist sogar bei weitem älter. Trotz alledem kann Alois im Hinblick auf die schöne Wirtschaft getrost auf die Freie gehen.

Er horcht denn auch hier und horcht dort, möglichst unauffällig nach seiner Meinung und so nebenbei. Wo er sich aber sehen läßt und auch noch so vorsichtig die Fühler ausstreckt, gleich glänzen die Augen der Mütter, schmunzeln die Väter und klopfen die Herzen der heiratsfähigen Töchter.

Endlich hat es ihm ein Mädchen aus dem Nachbardorf angetan. Es ist ein adrettes Ding, kräftig und tüchtig bei der Arbeit, hat einen hellen Kopf und weiß selbst mit der Feder gut Bescheid. Das wäre etwas! Dem trockenen Vetter leuchten die Augen, wenn er an die Bauerntochter denkt. Aber, aber, er weiß nicht hin, und er weiß nicht her. Er sinnt und rechnet nach und stellt seufzend immer wieder fest, sie bekommt nur eine Kuh mit. Mag man ihm noch so eindringlich auseinandersehen, daß er doch selbst in guten Verhältnissen ist und daß es bei ihm wahrlich auf ein paar Taler mehr oder weniger Mitgift nicht ankomme, er bleibt eben dabei, daß von Eheglück nur dann die Rede sein könne, wenn die Liebe einen goldenen Hintergrund habe und bei ihr mehrere Kuschschwänze herausgingen.

Als der Bauer einem Verwandten ganz niedergeschlagen mitteilt, in welcher Klemme er ist, entgegnet der leichtsin:

„Wenn weiter nichts ist! Wie du anfängst, bin ich erschrocken; ich dachte schon, deine Kalbe hätte verworfen. Da hättest du mir wirklich leidgetan; aber so — große Sache! Heute nachmittag fahre ich in die Goy-Mühle, und da kommst du mit. Verstanden! Hat die eine eben zu wenig, gehen wir zu einer anderen, bei der ein größerer Misthaufen im Hofe liegt.“

Gesagt, getan. Am Nachmittag sind beide in der Mühle. Der Verwandte macht den Bauern mit der wohlhabenden Besitzerin bekannt. Sie werden in die Küche genötigt, die Töchter kommen hinzu und der Ältere steuert schnurstracks aufs Ziel los:

„Mädels, seht Euch mal vernünftig hin, du hierhin und du dorthin! Na, so geht's an! Aleus, dahin! So, jetzt seht Euch mal genau an! Hanka, den Kopf hoch, und du, Franzka, laß' nicht immerfort! Der da will nämlich heiraten. Swowietzke, warum soll's dem besser gehen als uns andern! Uebrigens, Mädels, das ist keine schlechte Sache! Er hat zwei Pferde und sechs Stück Großvieh so wie ich, 4 Schweine wie Ihr und 50 Morgen Land, ist Kirchvater und sonst ein ganz guter Kerl. Saufen tut er nicht; spielen mag er nicht, und vor den Schürzen hat er einen heillosen Wind. Er braucht aber eine Wirtin, ein Mädel, das mehr hat als Nase auf trockenem Brot. Na, da ist er ja bei Euch am richtigen Banzen! Geld habt Ihr wie der Pudel Flöhe; arbeiten könnt Ihr wie die Ochsen und die Nase steht Euch auch richtig im Zifferblatt. Die Schwarze dort, Aleus, ist die ältere und die Dicke die jüngere. Fein, was? und eben die Hauptsache!“, — dabei schlägt er auf seine Hosentasche, beleckt sich die Lippen und zwinkert mit den Augen.

Der Bauer zündet voller Seelenruhe die Tabakspfeife an und mustert die Töchter, und die mustern ihn.

„Hm!“ sagt die Alte und nickt befriedigt. „Hm!“ meint auch die Schlanke und spielt dabei verlegen mit dem Schürzenzipfel. „Hm!“ kichert die Junge und plakt schließlich heraus.

Die Mutter seht nun umständlich auseinander, wie groß die Mitgift ist, daß die Ältere zuerst heiraten soll und wie vorteilhaft der ganze Handel für einen Freier sei.

Der Bauer macht sich bald kleinlaut davon; er hat es auf die Dicke und ihre starken Arme abgesehen und will eine bessere Gelegenheit abpassen.

Nach einigen Tagen läßt er der Jüngerer sagen, er werde sie am nächsten Sonntag nach der Kirche treffen. Das junge Mädchen denkt aber nicht im Traume daran, den alten Knaben zu nehmen. Sie hat schon längst einen

anderen im Sinn und redet der Schwester zu, Sonntag ihre Stelle zu übernehmen. Als aber Alois nur die Schlanke sieht und die Dicke vergeblich erwartet, schlägt er sich für immer seitwärts in die Büsche und ist nun wieder so weit, wie er vorher war.

Sein Freund hat unlängst trotz allen Abtats ein armes Mädchen geheiratet, das wenige Wochen nachher schwer erkrankte und auch heute noch nicht voll auf dem Damm ist.

„Da hast du wieder einmal das Heiraten aus bloßer Liebe!“ sagt Alois, dem das Wasser auf die Mühle ist. „Erst kostet die Hochzeit eine Unmenge, und dann kann der Mann noch Arzt und Apotheke bezahlen, und stirbt gar die Frau — o weh das schöne Geld.“

Es war ohnedem schon ein Unsinn, im späten Herbst zu heiraten. Den ganzen Winter hindurch, wo doch weiter nichts zu tun ist, muß man die Frau füttern. Kommt dann rechtzeitig was an, legt sie sich zur Ernte oder zum Grummet ein, und der Wirt kann sich für schweren Lohn fremde Leute halten. Na, ich heirate mal zu Ostern!“

Nach langem Suchen und vielem Kopfzerbrechen ist der Bauer endlich doch zu einer

Frau gekommen, die hinsichtlich der Mitgift seinen Ansprüchen genügt.

Aber, aber! das Schicksal hat ihm durch die ganze schöne Berechnung schließlich doch einen bösen Strich gemacht.

Die junge Bäuerin ist kurz vor Ablauf des ersten Ehejahres nach monatelangem Krankenlager verstorben. Die Auslagen für Arzt, Apotheke, Begräbnis und Totenschmaus waren beträchtlich, und die Mitgift kam nicht zur Auszahlung, da vor der Eheschließung vereinbart worden war, daß erst nach dem ersten Ehejahr die Frau als Besitzerin der halben Wirtschaft einzutragen sei und der Schwiegervater aus diesem Anlaß zum selben Zeitpunkt die Mitgift auszuhändigen hätte. —

Nun ist Alois bereits das zweite Mal verheiratet. Er hat jetzt nicht so genau kalkuliert, nicht so gründlich überlegt und lange nicht so viel versprochen erhalten; aber er ist doch gut dabei gefahren und fühlt sich wohl und lacht nun selber über den herkömmlichen Kuhhandel vor der Eheschließung: „Was nützen beim Heiraten Geldsack und Rindvieh allein? Schwein ist die Hauptsache!“

Ab s c h i e d.

Don Johannes Kotterba.

Noch einmal einen Händedruck,
Ein Blick, so voller Wehmuth —
und eine Träne, unterdrückt,
hat sich hindurchgerungen.
Noch einmal zuckt zum Wort der Mund —
ein Wort, nie ausgesprochen.
Der Mund bleibt stumm —
Was wollte er?
Es sprach das Wort,
Ein Blick, ein Händedruck —
und diese Welt, sie ist nicht mehr,
nicht mehr im Augenblick,
wo alles ist im Hoffen
zweier Seelen;
die erst im Scheiden sich vermählen
beim letzten Abschiedsgruß.

Erinnerungen aus schwerer Zeit.

Zwischen Wilia und Düna.

Von Otto Suchland.

Im April des Jahres 1917 erging vom Oberbefehlshaber Ost der Erlaß: „für die geistige Anregung und Auffrischung der Truppen durch Veranstaltung von Theateraufführungen unter Heranziehung künstlerischer Kräfte Sorge zu tragen. . .“

Seit 1915 bereits besaß Wilna ein „Deutsches Theater“. Der Befehl brauchte also nur an unsere Bühne weitergeleitet zu werden, um den Plan zu verwirklichen, mit dem die Heeresleitung auch die Kunst ihren höheren Zwecken einbeziehen wollte.

Wir waren die ersten, die wir — eine Lustspieltruppe von zwölf Darstellern, sechs Frauen und sechs Männern — zur „Anregung und Auffrischung der Truppen durch die Kunst“ im besetzten Gebiet und an der Ostfront zwischen Wilia und Düna umherzogen. Die Bühne, der wir dienten, hatte somit ihren ganz bestimmten Zweck. Ihm recht zu dienen, mußten wir uns freilich unsere Gesamtaufgabe immer vor Augen halten, sollten wir nicht über den Anstrengungen der Reise und der Arbeit — denn immer neue Stücke mußten unterwegs einstudiert werden — oft mutlos werden bei der Ausübung unserer sogenannten Kunst.

So wenig aber blieb, die Auslösung unseres künstlerischen Zwecks zeigte uns, daß die Oberste Heeresleitung hier in der Tat einem tieferliegenden Bedürfnis nachgegangen war, und unsere Mühemaltung brachte nicht allein uns selber reiche Anregungen, sondern schuf auch rein technisch unserer Kunst manche Erfahrung.

Sie trug den Umständen nach natürlich ganz das Wesen altgeschichtlicher „Improvisation“, d. h. des künstlerischen Stegreifspiels, das allen Schauspielern tief im Blute liegt. Wir hatten unsere Vorlagen, gewiß; aber sie mußten jedesmal dem Augenblick entsprechend bewältigt, künstlerisch neu bezwungen werden.

Nach einem Gesichtspunkte waren von der Leitung des Theaters alle Vorbereitungen getroffen, die Darsteller und Stücke ausgewählt worden; denn unsere Bühne umfaßte im Gesamtbetrieb — große Oper, Operette, Schauspiel — etwa 70 Darsteller, darunter viele von allerersten Bühnen. Ich war nach dem Schauplatz unserer Taten vorausgereist; dann begann am 19. Mai unsere gemeinsame Fahrt.

Von Staffel zu Staffel ging's, es war alles genau vorgezeichnet, von Hauptquartier zu Hauptquartier. Die Truppen und Büge der jeweils in der Nähe liegenden Stellungen wurden immer zusammengezogen und unseren Veranstaltungen zugeführt.

An Zuhörerschaft oder, besser gesagt: Zuhauerschaft fehlte es uns also nicht; freilich war alles nur Militär; denn reines Kriegsgelände ist starrer noch gegen alles, was „Nichtsoldat“ ist, als bloßes feindliches Hinterland abgeschlossen.

Ein fesselnder Anblick war's stets, wenn alle vor Beginn der Vorstellung sich sammelten: die sechshundert bis achthundert Mann. Unsere Schaubühnen waren nicht als „Notbehelf“ nur aufgeführt, sondern von Offizieren, unter denen oft erste Baumeister sich befanden, aus Scheunen, Kiesenställen, Lagerhallen, Kraftwagenschuppen hergestellt; manchmal geradezu aus dem Nichts hervorgezaubert. Hohe Porten schmückten die Eingänge, über denen die Aufschrift: „Theater“ prangte. Die Wagen und Pferde der Offiziere hielten auf dem Vorplatze, die Gewehrpyramiden der Mannschaften standen aufgereiht, die Musik spielte; es war immer wie ein Fest.

Was wir nun aufführten? Das sagte schon der Befehl: Heiter mußte die Kunst sein, und sie war es, in jedem Falle. Es kam nämlich vor, daß wir bei der Ankunft erfuhren, wir müßten trotz des Prachtbaus im „Freien“ spielen, weil der Raum die Menge nicht faßte. Oder unser Gepäck war noch nicht zur Stelle; denn wir waren unterwegs im Morast stecken geblieben, dann selber im letzten Augenblick mit Wagen abgeholt worden, und mußten nun in einem Mummenschanz, wie ihn der Zufall und die Koffer gerade boten, auftreten, auf einem Moorboden, der sich infolge des vorangegangenen Regens bei jedem Schritt unter unseren Füßen senkte und hob, sodaß es immer aussah, wenn jemand den Schauplatz betrat, als ob ein geriebener Späzmacher im Zirkusrund seinen Auftritt hätte, nur daß den üblichen Hintergrund hier der „natürliche“ Horizont ersetzte.

Wir mußten dem Spuk solcher Wirklichkeit da oft abhelfen durch Erfindungen, die eben nicht im Text unserer Rollen standen, jedoch dem Inhalt der Stücke wenig schaden.

Leicht war's, wenn es sich um die bloße Vorstellungskraft unserer Zuschauer handelte.

Hier erwies sich jede Rücksicht bald als vollkommen überflüssig. Ich hatte wohl am Anfang selbst noch geglaubt, war z. B. einmal nicht „freie Gegend“, wo sie hätte sein können, sondern in der Dieficht nur ein festgenageltes „Zimmer“, das Wald, freie Gegend, vorstellen sollte, es jedoch trotz aller unserer Bemühungen nicht tat, frei nach Shakespeare vor den Vorhang treten zu müssen, um zu verkünden: „Wenn wir jetzt den zweiten Akt unserer Vorstellung vorstellen, bitten wir, sich vorzustellen . . .“ usw. Nur im anderen Falle, wenn die Wirklichkeit gar zu grausig in den Traum unseres Spiels einbrach, mußte der Vorlaut unserer Stücke eben wie Kautschukmasse herhalten, den schaukelnden Boden der Kunst wieder zu festigen, die Sachlage lachend zu retten oder uns über die Leere mancher Spielminuten hinwegzuhelfen. Z. B. Ein Flieger tauchte auf. Niemand kannte noch seine Absicht. Eine Atempause trat ein, und dann erst konnte nach einem Scherzwort, das die Spannung löste, das Spiel weitergehen. Oder das Licht versagte plötzlich. Denn die Starkstromzentrale hat manchmal anderes zu tun, als unser Theater mit Licht zu speisen, wenn sie Stacheldrahtverhaue zu versorgen hat. Der „Spasmacher“ sprang wieder ein, der gerade mit unserer „komischen Alten“ draußen auf der Bühne stand: „Na, siehst Du, Mutter, ich hab's immer gesagt, tu Petroleum auf die Lampe. . .“

Diese „Extempores“, unsfreiwillig-freiwillige Seitenschläger der Handlung, sicherten uns natürlich stets den Erfolg. Ja, sie schufen oft von vornherein den tieferen Zusammenhang zwischen uns und denen, für die wir spielten. Wir hatten unsere geheimen „Verbindungsoffiziere“ bei der Truppe, „geborene“ Intendanten manchmal, die uns bei der Ankunft sofort brühwarm in alle Tagesereignisse einweihten, so wie auch die Mannschaften selber uns — oft über die Hintertreppe — ihre Erlebnisse nur so zutrugten.

Unermüdlich waren sie überhaupt, wenn es sich um unser — „ihr“ — Theater handelte. Nach vier Stunden Wegmarsch — vier Stunden wieder vor sich! — konnte man sie sagen hören: „Schad't nichts, schön war's!“ Dann standen sie „in Reihen rechtsum“, winkten und zogen ab.

Ob sie nicht dennoch manchmal neidisch auf uns waren, wenn sie sahen, wir sind auch — Soldaten? Einmal wurden sie mitten aus der Vorstellung herausgeholt, einzeln „abkommandiert“, in stillem „Alarm“, damit die Auf- führung für die weitergehen könnte, die's nicht betraf. Als wir nachher durch den Schröderwald fuhren, begegneten wir ihnen: In Stahlhelmen, schweigend, zogen sie zur Front.

Es war Krieg, wir wurden oft daran erinnert, die Frauen auch, die sich wacker hielten.

Unsere Reisen machten wir mit der Bahn, auf Vollbahn, Kleinbahn, Feldbahn, in Wagen, Lastautos, Krümperwagen, in Kutschen, zu Pferde.

Eigenartige Zwischenfälle kamen vor. A. D. K. stellte uns, damit wir rechtzeitig an Ort und Stelle ankämen, einen „Extrazug“ zur Verfügung, mit „Salonwagen“, einer „Panjehütte“, durch die Spalten piffte der Wind. Dieser „Extrazug“ entgleiste. Ein „Hilfszug“ mußte kommen, ihn und uns zu holen. Derweilen lagen wir in nassem Grafe und konnten Betrachtungen darüber anstellen, ob wir nun dennoch zurechtkämen. Die Unterhaltungen verstummten in eben dem Maße, wie wir einsahen, daß es dazu später und später wurde. Ein andermal wurden wir mitten auf freiem Felde von einem „Urlauberzug“ abgehängt, der wohl fürchtete, durch unsere beiden Gepäcksoren zu spät in die Heimat zu kommen.

Höchst wirksam und drollig war's oft, wo- für man uns unterwegs ansah. Unsere Frauen hielt man mehrmals für gefangene russische Zivilpersonen, die wir Soldaten „transportierten“. Uns Landsturmlente dagegen schätzte man in der Regel viel höher als sich selber ein, besonders wenn wir im Wagen eines „Majors“ oder irgend eines anderen höheren Vorgesetzten über Land fuhren. Wir konnten uns dann der Ehrenbezeugungen kaum erwehren; einen Kolonnenführer vermochten wir nur mit Mühe davon abzubringen, auch noch zu uns an den Wagenschlag heranzureiten, „Melbung zu machen“.

Untergebracht waren wir meist in Offiziersheimen, an der Front in Unterständen, die Frauen dann im zurückliegenden Dorfe. Schlimm war's, wenn wir die örtliche „Parole“ nicht kannten; „Fronttheater Ost“ genügte zumeist als Anruf der Posten. Im Dunkeln wären wir beinahe einmal als „Schmuggler“ verhaftet worden, als wir mit unserem Handgepäck nach der Vorstellung über die Bahnschienen irrten, und ein andermal fast aus Versehen zu den Russen über- gelaufen, wenn uns ein Posten nicht angerufen und auf den richtigen Trab zurückgebracht hätte.

Nach der Vorstellung saßen wir gewöhnlich gemütlich noch beisammen. Zuweilen richteten wir auch sogenannte „Bunte Abende“ ein, „Kabarettvorstellungen“ im „Kasino“, um die man uns später von vornherein bat. Die Frauen schlossen sich bei diesen Veranstaltungen nicht aus. Leicht war es für sie nicht immer, sich nach den Anstrengungen des Tages mit seinen Fahrten und Aufregungen, nach dem Spiel auch nachts noch zu unterhalten.

Doch sie lernten bald, besser als am Anfang, alles leichter tragen, als die Gewöhnung es ihnen selbstverständlicher machte. Und wir „Herren Landsturmlente“? Für uns waren die Gespräche mit den oft sehr „hohen“ Vorgesetzten natürlich von ganz besonderem Reiz. Wir sahen und lernten viel. Doch als das Wertvollste wird uns bleiben: So manchem

„Menschen“ sind wir hier begegnet, dem wir über Krieg und Kriegskunst hinaus im „Leben“ auch verbunden bleiben werden! Wie oft ist's mir in Wilna, wohin wir von unseren Wandersfahrten immer wieder zurückkehrten, geschehen, daß irgend jemand rasch auf mich zutrat: „Wo war's doch? — Ach ja — dort!“

Kontrabaß und Petroleum.

Ein schlesischer Streich in Sibirien

Von Franz Peschel.

„Man muß eben requirieren“, sagte mir einst der (offenbar von der schwierigen Bedienung seines Instrumentes her) äußerst fingergewandte Flötist.

„Sehen Sie, von meinen Freunden hat schon jeder ein silbernes Besteck, ein Rasiermesser und eine schwere kupferne Teekanne. Man muß eben den Feind schädigen, wo man nur kann, auch hinter der Front. Gegenwärtig arbeite ich in Wollwesten, Filzpantoffeln und Pelzhandschuhen, das bringt eben so die Saison mit sich. Wenn Sie mal Bedarf haben . . .?“

Ich drückte dem braven Manne gerührt die biedere Rechte und beteuerte ihm mit recht gemischten Gefühlen meinen Dank für das freundliche Anerbieten. „Entsetzlicher Tiefstand der Moral“, dachte ich bei mir. „Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie dieser!“ Das hätte ich allerdings nicht denken sollen, und ich habe ihm auch gar bald im Stillen Abbitte geleistet. Denn nur wenige Tage später hatte ich überraschend schnell gelernt, mich auch — musikalisch zu betätigen.

Als einmal der Baßgeigenspieler des Mannschaftsorchesters erkrankte, kam der Kapellmeister sehr bestürzt zu mir gelaufen. Für den Abend war eine wichtige Bestellung eingelangt: Als Abschiedsfest zu Ehren der Marschformation des Hausregiments der Stadt*) war ein musikalischer Abend mit Tanz angesetzt. Da sei ein schönes Stück Geld zu verdienen, abgesehen davon würden ihn die Russen samt seiner Kapelle unbedingt ins Kittchen stecken, wenn er ihnen das Fest mit der nichtigen Ausrede verderben wollte, er könne im Lager keinen Baßgeigenspieler auf-treiben. Und da ich, meinte er, ganz gut Bio-

line und Bratsche spiele, annähernd das Violoncello beherrsche und mehr als mittelmäßig die Pauken schläge, sei ich gerade der geeignete Mann für ihn. Um, — ich dachte nach: Du hast eine Scheune gebaut, eine Kirche ausgemalt, dich als Schauspieler und Musterzeichner durchgeschlagen, das wäre doch der Teufel, wenn du das Baßgeigenpiel nicht erlernetest!

Und überhaupt, draußen lockte das Leben, eine Nacht lang wieder Freiheit atmen, da gab es kein Besinnen. „Abgemacht, ich spiele!“ Noch denselben Vormittag begann ich sofort zu üben, zu Mittag beherrschte ich das Instrument mit Hilfe eines von mir er-fundenen Fingersatzes vollkommen. Die Baßgeige war von den Leuten des Orchesters selbst hergestellt, von riesigen Ausmaßen und ungeschlachter Form, darauf zu spielen Zyklopenarbeit. Den Nachmittag mußte ich verwenden, dem ermatteten Arme Ruhe zu gön-nen.

Der Abend kam. Winterkälte und mitteil-d-lose Finsternis in dunklen Erdbaracken. Ein Lichtstümpfen ist ein kostbarer Besitz, Petro-leum unvorstellbarer Reichtum. Düster flak-ert das brennende Stückchen Berg in der Schale mit zerlassenen Rindstalg, wie im Zeitalter der Höhlenmenschen. Wir haben die Instrumente gut verwahrt, ich die Baß-geige geschultert, so passieren wir den brum-menden Posten, der es uns nicht gönnt, daß wir zu einer lustigen Tanzunterhaltung gehen.*)

Im knarrenden Schnee stapfen wir den festlich beleuchteten Sälen der Offiziers-So-brante entgegen. Das Aerar besaß noch Brennstoff genug, um es in riesigen Lam-pen zu verschwenden. Die weiten, leeren Räume harren noch der Besucher, sodaß die Musikanten Zeit haben, da und dort herum-zuhantieren. Besonders machten sie sich an

*) Diese Erzählung knüpft an die Schilderung desselben Verfassers von seinen Erleb-nissen als österreichischer Kriegsgefangener in Sibirien an, wo er später als Leiter eines Kriegsgefangenen-theaters lange Jahre tätig war (vergl. Glückauf-Kalender 1929).

*) Die meisten der Spieler waren Schle-sier.

den Lampen zu schaffen, die offenbar schlecht brannten, während ich dienstfertig für das Orchester Pulke und Stühle zurechtrückte.

Als der Kasinoverwalter, ein Stabskapitän, eintrat, längst gestrichelt und gemeldet von einem Hockposten vor der Saaltür, saßen wir mit feierlichen Mienen da, jeder an seinem Platz, und sülhten stramm von den Sitzgen. Er nickt, zufrieden mit der Musterung, und läßt beginnen, während sich unter Lärm die Räume füllen.

Ein rauschender Einleitungsmarsch belebt, wirbt, reißt mit. Man reißt die Hände, stampft den Schnee von den Füßen, prunkt die Kälte aus den Zungen. Denn die schnelle Fahrt im Schlitten trieb den Frost schneidend durch Feder und Pelz. Im Saal rotglühende Defen, Licht, Musik, ah, wie angenehm! Man konversiert, lacht, ist fröhlich.

Elegante Damen in Seide, schmuckbehangen, kokettieren mit baumlangen, schlanken Offizieren, die in weißen Paradeuniformen mit unglaublich aparten Lackstiefeln und glänzenden Epauletten prunken. Oberste mit über die Brust breithin wallenden, zweigeteilten Bärten, Fischerfesseln mit weißen Lammfellmützen, die sie so malerisch schief in den Nacken schieben, purpur- und goldgestickt, pelzverbrämt, braune Gestalten, kühn und verwegen, mit glutheißen Blicken. Große Gesten, Herrenalluren haben sie alle. Jeder zoll ein Kavaliere, kopieren sie höchste westliche Kultur. Ein Nicken und Plaudern, Hofieren und weltmännisch feines Treiben, aus dem nur bisweilen seltsam unbeherrscht eine läche, milde Gebärde aufzuckt, schwirrt durch den Saal. So brandet eine Welle mühsam gebändigten Lebenswillens auf, schwillt an, schlägt als unbestimmter Schwall an die Wände des Raumes.

Ein Märchen von Glanz, Farbe und Lust. Die Plenny spielen. Sibirien ist kein totes Land, nein, man versteht hier zu leben wie anderswo unter milderem Himmel. Man war im Westen, in den Weltstädten, ist gereist, kennt alle Modebäder der europäischen Küsten, die Stätten mondänen Lebens. Der reiche Kaufmann weiß, warum er hier in dem elenden Lande ein ungeheures Vermögen zusammenrafft, der Offizier, warum er hier fluchend Jahre lang Dienste tut. Einmal hofft jeder auf die erlösende Fahrt nach Westen. Bis dahin sehnt er sich still nach den weißen Nächten Petersburgs, nach Moskaus goldenen Kirchen, die seine Jugend sahen. Einmal wollen sie alle wieder heraus aus dem glückverlassenen Lande mit seinen trostlosen Steppen und Wäldern, Strömen und unabsehbaren Schneeflächen. Freilich, man hält sich schadlos, so gut es eben geht. Freier raucht hier das Leben, ungezwungener, pi-

lanter. Etikette ist nur Konvention, die man ablegen kann, wie man die Stiefel auszieht.

Die Plenny spielen, versuchen ohne Erfolg das unbestimmte Getöse im Saal zu zerstören. Dem Russen ist Musik nur Anregung zur Unterhaltung, Begleitererscheinung seiner Konversation, es würde Mangel an Bildung verraten; wenn man zuhörte und so seine Dame vernachlässigte. Der Offizier ist eben im Varieté eher zu Hause als im vornehmen Konzerthaus. Man ist in guter Laune, übermütig, will vergessen, daß man morgen ins Feld geht. Teilnahmslos spielt der Plenny-musikant sein Programm ab, die schmutzigen, zeršķissenen Reste seiner feldgrauen Uniform sind kümmerlich geslickt, doch sorgsam gebürstet, er denkt: „Einmal war ich auch so wie die da voll Lebensmut und Glück, einmal bin ich auch so lachend wie Ihr ins Feld gegangen.“ Er leistet sein Bestes. Die Auswahl ist bunt, wehmütig Sentimentales mischt sich mit brutaler Kraft, so versucht er sich dem russischen Volkscharakter anzupassen. Da schluchzen die Waldhörner Heimweh in Webers Weisen, schmettern Trompeten Schlachtruf im Rakoczymarsch, weinen Geigen in alten Operettenmelodien traurige Resignation, rauschen erlösend-feierlich Wagners Melodien.

Auf einmal läßt die blendende Helligkeit im Saale nach, es wird finster, wie auf Kommando gehen die Lampen aus. Der Stadtkommandant, der alte grimmige Oberst, flucht wie ein Rutscher und beschimpft den Kasinoverwalter, der fassungslos dasteht und stramm die Beleidigungen einsteckt. Die Damen lachen verschämt und stören: „Netter Einsall von ihm, ein charmanter Mensch der Kapitän!“ Die Plenny spielen auswendig im stockdunklen Raum einen sehnächtigen, alten Walzer und ernten den ersten Beifall. Dann schaltet man eine Pause ein, während beim Scheine einiger Kerzen unter der dienstwilligen Mithilfe der Musikanten die Lampen rasch wieder gefüllt werden. Das Abendprogramm nimmt nun seinen weiteren Ablauf.

Ein flottes Theaterstück zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Die Schauspieler zeigen sich gewandt und schlagen ein lebhaftes Tempo ein. Es ist still geworden, da alles gespannt lauscht. Da — wieder eine Störung, die Lampen auf der Bühne gehen aus. Der Oberst in der ersten Reihe tobt, das Publikum jubelt; denn eben begann oben eine zärtliche Liebeszene. „Bravo, der Kapitän soll leben!“ Der ist bestürzt und weiß keinen Rat. Die Plenny retten die Situation, indem sie mit rollendem Paukenwirbel den Schlußmarsch beginnen. Der Lärm legt sich, da sich der Saal allmählich entleert. Unter den flinken Händen der Angestellten, die auch dem Plennystande angehören, verschwinden die

Stuhlreihen. Während in den Nebenräumen an vollbesetzten Tischen bei gefüllten Gläsern gesellschaftliches Treiben anhebt, werden die Vorbereitungen zum Tanz getroffen. Die wenigen Minuten, die dazu nötig sind, dienen den Musikanten zur kurzen Erholung. Man bewirtet sie in der Küche. Viel Zeit dürfen sie allerdings nicht mit dem Essen versäumen. Ich wundere mich, daß der Aufwärter, während er mürrisch und in Eile die Speisen hinstellt und flirrend das Besteck auf den Tisch wirft, mit eindringlicher Betonung die Anzahl der Böffel, Gabeln und Gläser feststellt, habe aber keine Zeit, längere Betrachtungen anzustellen; denn draußen drängt schon die Menge: Spielen, Musikk, vorwärts, Musikanten!

Die schlingen mit erstaunlicher Hast die Eßvorräte in sich hinein und eilen wieder an ihre Arbeit, sodaß ich Mühe habe, ihnen zu folgen. Es ist mir, als sei früher ein Leuchter auf dem Tisch gestanden mit einer langen Kerze, wo jetzt ein klägliches Stümpfchen auf einem umgestürzten Glase brennt. Auch die Zuckerdose mit dem so kostbaren Inhalte sehe ich nicht mehr, die eben noch herumgereicht wurde, und eine Flasche, die mit irgend einer Flüssigkeit auf der Bank neben dem Ofen stand, ist gleichfalls verschwunden. „Vorwärts, Musikanten, vorwärts!“ Die Instrumente liegen wieder spielfertig in der Hand, der Bogen des Kapellmeisters fliegt schneidig hoch und rauschend klingen die ersten Tanzmelodien in den Raum hinein.

Ja, die Plennymusik hat Manneszuht, als stände sie stramm in Reih' und Glied auf dem Exerzierplatz der heimatlischen Garnison zur Defilierung bereit. Der Walzer wird selten verlangt, da man in Rußland einem bewegteren, scharf betonten Rhythmus den Vorzug gibt, der flotte Krakowiak wirbelt und der Pas de quatre. Sie und da bestellt ein Offizier einen bestimmten Tanz in herrisch befehlendem Ton, wie wenn er zu seinem Diener spräche. Der gewandte Kapellmeister kennt alles, kann alles, zieht nur manchmal einen Notensstreifen aus der Tasche, gibt Takt und Tonart an und mit bewunderungswürdiger Anföhlung folgt ihm die Kapelle wie eine Zigeunerbande ihrem Primas.

Zwei Musikanten sind immer frei, können sich nach Belieben herumtreiben und zwei Tänze lang von den Nebenräumen zuschauen. Vorireffliche Einrichtung, denke ich, dient offenbar dem Zwecke, jedem einmal Erholung zu bieten von den Anstrengungen des wilden Spiels. Mir ist sie sehr willkommen. Da sehe ich den dicken Waldhornbläser stehen, der mit vollen Backen laut. Ich beneide ihn fast. Gern hätte ich auch etwas von den appetitlichen kleinen Gerichten gekostet, die da herumgetragen wurden. Als ich mich beim Auf-

set erkundige, sind die Preise unwahrscheinlich hoch und für mich geradezu unerträglich.

Da wende ich mich an den vergnügt Schmaçenden: „Kamerad, Verschwenker, wie kannst du dir die teuren Sachen da kaufen, oder — ich blinzele schlau — hast du vielleicht Beziehungen zum Personal, daß du Protektion genießt?“ Er versteht mich nicht und schaut mich an, als ob er an meinem guten Verstande zweifeln wollte. „Kaufen, wie kaufen? Berrückte Zumutung! Was braucht man kaufen, wo doch genug da ist, das nichts kostet!“ Wo, will ich wissen. Da macht er, da er den Mund vollgestopft hat und, mit Anstrengung schlingend, nicht sprechen kann, eine großartige Handbewegung, die den ganzen Raum umfaßt. Da!

Nun ist die Reihe, verständnislos zu schauen, an mir. Wütend hebt er mit der Rechten einen vollen Teller belegter Brötchen hoch, mit der andern einen zweiten, angeschaut mit süßem Gebäck, stellt beide abseits auf einen Tisch in der Ecke, haut zwei Gläser und eine Flasche Schnaps daneben, daß es nur so knallt:

„Zum Henker, laß und friß doch endlich, du Dummkopf“, was aus der Plennysprache überseht heißt: „Ich bitte dich dringend, bediene dich doch, lieber Freund!“ Als ich aber noch immer zögere, wird er grob. Puterrot im Gesicht, schreit er, ob ich ihn etwa für einen Gauner, Dieb oder Verbrecher halte, ihn, einen rechtschaffenen Plenny, der sich schon vier Jahre als ehrlicher Musikant mit dem F-Horn kümmerlich sein Brot verdiente. „Der Ruße, der das da einmal gekauft hat, verschmerzt es gern, wenn er es nicht mehr findet, weil er einfach nichts mehr in seinen vollgestopften Wanst hineinbringt, er ist froh, daß er den Nikolawskaschnaps nicht selber trinken muß, weil er doch schon vollgeessen ist. Es gibt doch nichts Dümmeres als euch, ihr studierten Leute! Das bißchen klaren Menschenverstand und Mutterwitz habt ihr auf der Schulbank verschwigt, jetzt habt ihr garnichts mehr. Ich soll hungern, während die da im Fraß ersticken?“ glühten die feisten Wanglein, „ich soll dürsten, während die da im Schnaps erlaufen?“ funkelten die kleinen Augenlein.

Geschrei und Jöhlen dringt aus dem Tanzsaale und übertönt Trompeten und Schlagwerk. Mein Tischnachbar springt geschäftig auf. Die Lampen gehen wieder aus. Der alte Oberst, schwer herauscht, reißt den Säbel heraus und haut in blinder Wut die Schnapsflaschen auf den Tischen zu Splittern und Scherben. Mit gezogenem Revolver brüllt er wie irrsinnig nach dem Kasinooffizier. Unbeschreiblicher Tumult entsteht, Tischen, Schreie, es wird finster. Im letzten

Scheine der verlöschenden Lampen sehe ich, wie der dicke Hornist mit einem riesigen Teebrett voll Schwarzem, die er mit unglaublicher Gewandtheit im Nu zusammengefasst haben musste, im dunklen Korridor verschwindet.

Die Pause dauert länger, es ist kein Petroleum mehr im Hause. Hilfloses Hin- und Herrennen. In die Finsternis, in das Lachen und Schreien hinein schmettert die Kapelle einen Marsch. Tische und Stühle fallen polternd zu Boden, Weiberstimmen freischen. Endlich kommt jemand mit Kerzen, die als notdürftige Beleuchtung in Gläsern und Flaschenhälften aufgestellt werden.

Der Tanz geht weiter. Mein riesiges Instrument liegt mir merkwürdig schwer in der Hand, ich kann es nicht mehr regieren. Es gibt keinen richtigen Ton mehr her, so fest ich auch den Bogen ausdrücke. Immer wilder wird die Bewegung im Saale.

Mitten in der Masse der sich Drängenden und Drehenden bildet sich auf einmal eine ehrfürchtige Gasse. Da tanzt ein Tischerkessel einen der aufregenden Tänze seiner Heimat. Seine Zähne blitzen weiß wie die Sammfellmütze aus dem braunen Gesicht, hoch in der Rechten schwingt er den langen Dolch, die andere Hand ist in die Hüfte gestemmt. In einem wilden Taft saust der Körper nieder und schnellst federnd auf die gestreckten Zehenspitzen empor, während die Sporen klirrend breite Furchen in den Boden reißen und der niedersahrende Stahl, von sehniger Faust geführt, lange Splitter aus den Tafeln des Parketts bricht. Vor ihm schwebt mit anmutig tänzelndem Schritt eine biegsame Mädchengestalt mit reizend koketter Kopfhaltung und lächelnden Lippen. Ein Verfolgen und Fliehen, ein Locken und Wehren, Liebesrausch und zärtliche Hingabe, ein tolles, aber naturhaft schönes Liebespiel, das erst endet, als der Mann keuchend das Weib in seine Arme reißt, während sich seine Zähne in ihren weißen Hals einzugraben scheinen. Sie liegt an seiner Brust mit rücklings hinabhängendem Kopf und wehrlos schlaffen Armen. Betäubender Beifall der Zuschauer.

Die Erregung der Menge, die den Tanz mit rhythmischem Händeklatschen und anfeuernden Zurufen begleitet hat, kennt keine Schranken mehr. Ich weiß, daß es zwecklos ist, über die Saiten zu streichen, ich schlage mit dem umgekehrten Bogen darauf, und als der Lärm noch toller wird, auf die solide Rückwand des Instruments. Der scharf klappernde Ton des Holzes dringt kaum durch. Die schlecht gepuhten Dochte der Kerzen aus Rindstalg schwelen wie Fackeln, Rauch und Qualm erfüllt den Saal.

Da wird der Tanz zum Bacchanal. Trunkene fallen zu Boden, Haufen wälzen sich in Knäueln. Da schleppen sie einen in seiner

weißen Paradeuniform, der wie ein Toter im Saale lag, an den Beinen hinaus, daß der Kopf über die Schwelle poltert; eine bewußtlose Dame wird auf einen Tisch gehoben, von dem ihr Kavaliere mit einem Größ Gläser und Flaschen entfernt hat. Er gießt sie lachend mit Schnaps an. Der Hexensabbat geht weiter.

Aus der Ferne her grinst einer durch Rauch, Lärm und Lärm, von den Schlachfeldern her: „Ha, ha, ha, Sturmowiki, lebt nur schnell noch einmal, lustig, lustig, morgen geht's ins Feld. Nacht, saust, brüllt, habt ihr Angst vor mir? Glaub's euch wohl, die Frühlingssonne sieht keiner mehr von euch! Die Roten kennen kein Erbarmen, nein, mit euch nicht, ihr wißt es, Offiziere, laßt und lebt die letzte schöne Nacht, bald seid ihr mein!“

Teilnahmslos schaut der Plenny in den Tumult, ist kaum erstaunt, als der erste Schuß in die Saaldecke knallt und ein Trunkener grölend mit zwei Handgranaten am Gürtel tanzt. Die Unterhaltung nimmt ungemütliche Formen an. Der Kasinooffizier, der einzige Rächter im Raum, bahnt sich mühsam einen Weg durch die taumelnde Masse nach vorn, wirft dem Kapellmeister ein Päckchen Banknoten hin: „Schluß, Musikanten, nach Hause!“

Als wir die Instrumente versorgt haben und den Ausgang zu erreichen suchen, versperrt uns ein Knäuel Trunkener die Tür: „Zurück, weiterspielen!“ Als wir umkehren und wieder beginnen wollen, brüllt der Hauptmann, er sei es, der hier zu befehlen habe, und schieße jeden nieder, der nicht gehorche. Zum besseren Verständnis seiner Worte richtet er die Schußwaffe gegen uns.

Die Musikanten wissen, ein Schuß auf einen Plenny ist in Sibirien eine billige Sache, da heißt es handeln. Die Lage ist sicherlich kritisch, doch der Plenny, durch beständige Lebensbedrohung abgehärtet, ist nicht leicht aus der Fassung zu bringen.

Der kleine, gewandte Kapellmeister klettert auf einen Tisch und macht einen roten Sowjet mitten im weißen Sibirien, indem er die Entscheidung der Volksberatung anheimstellt: „Hochgeborene Damen und edle Herren! Gerufen Sie, mich zu hören! Wir Musikanten haben Euch zum Tanze aufgespielt, ich weiß, Ihr habt Euch unterhalten. (Die Menge gibt durch Schreien ihre vollkommene Zustimmung zu dieser Feststellung kund.) Dafür wollt Ihr uns erschießen? Ist das Recht in Sibirien? (Die Menge lehnt johelnd ein solches Ansinnen ab.) Beliebet also selbst zu bestimmen, was zu geschehen hat! Uns ist es gleich: Spielen oder Gehen!“

Die Entscheidung ist unzweideutig, allgemeines Brüllen fordert zum Weiterspielen auf, der Hauptmann wird von kräftigen Fäusten gepackt, zum Saal hinausgeworfen und

läßt sich nicht mehr sehen. Wir spielen, bis der graue Wintermorgen zu den vereisten Fenstern hereinscheint auf zerfallene Stühle, zerbrochene Tische, Flaschen und Gläsersterven. Wir spielen, bis die letzten Gruppen taumelnd den Saal verlassen.

Wir sind allein, da auch die Aufwärter längst schlafengegangen sind. Der Klarinetist ist wehmütig geworden: „Jetzt spielen wir für uns an Tanz, von uns daham, an Landler.“ Das allgemeine Bild der Verwüstung mochte ihn offenbar an den Kirchtag zu Hause erinnern. Er schluchzt vor Heilmweh und reichlichem Schnapsgenuß, während er mitten im Saale steht, und spielt ganz allein, ein klägliches Bild. Die sonst so sicheren Finger finden sich in den vielen Klappen des Instruments nicht mehr zurecht, das mißtönig wie ein schlechter Dudelsack klingt.

Ich will ihn auf dem Kontrabaß begleiten, kann das Ungetüm aber nicht mehr vom Boden heben, geschweige denn gegen die Mitte des Raumes dirigieren. Als ich es näher untersuchte, war mir vieles klar. Ich wußte bald auch, warum die Musik den Kehraus machen mußte, als ich sah, wie die Gefährten beschäftigt waren, alle Kerzenstümpfe sorgfältig zu sammeln, Flaschen mit Schnaps aus den herumstehenden Resten vollzufüllen und sauber zu verforken.

Alles, was noch an genießbaren Speisen da und dort aufzustöbern war, wird eingepackt. Oben auf der Bühne hebt der Kapellmeister den Deckel von der Verfenkung und kommandiert: „Jeder Mann nimmt zwei!“ Da stehen glatt und schlank eine stattliche

Reihe Flaschen, gefüllt mit der köstlichsten aller Flüssigkeiten, Petroleum.

Schon vor Beginn der Abendunterhaltung hatte man es den wohlgefüllten Lampen mit einer Gewandtheit entnommen, die nur in einer langjährigen Praxis Erklärung findet, ebenso auch in der Pause vor Beginn des Tanzes, ohne daß es mir oder sonst jemandem aufgefallen wäre. Die Instrumente werden fürsorglich unter den Mänteln verwahrt, von denen mir zwei merkwürdig neu vorkommen. Die Kästen und Futterale, in welchen sie sonst geborgen lagen, sind mit süßen Kostbarkeiten vollgepfropft. Wie mit Zauberei waren auch die riesigen Hohlwände meiner Baßgeige mit Schwarzem und vollen Flaschen angefüllt.

Der kleine fingergewandte Flötist, mein Freund, der auch nicht mehr fest auf den Beinen stand, hatte das heulende Glend, das der Klarinetist mit seinem heimatlichen Landler geweckt hatte. Seine schwächliche Gestalt wies ein überraschendes Bäumlein auf, weil er unter der Weste dicke Scheiben schwarzen und weißen Brotes verpackt hatte, unter der Mütze schaute ihm der Gipfel einer langen Wurst heraus, aus der Tasche ragten Flaschenhälse, und mit dem linken Bein hinkte er. Dort trug er ein halbes Duzend schöner neuer Kerzen, mit der Unterhose, um die Wade gebunden.

Vier Mann schleppten mit Anstrengung die riesige Baßgeige, schwer wie die Last der Rundschafter aus dem gelobten Lande. Einer der vier war ich. So zogen wir im frostigen Morgen unserem Lager zu.

Freuden.

Von Rudolf Martin.

Freude, Frohsinn,
hält euch beisammen.
Klirrende Gläser
füllt der Wein;
läßt vergessen
Sorgen und Pein.
Kindlich geworden
ist Jung und Alt,
keiner denkt mehr
an das Alltags-Morden.
Wirtin, hab acht!
labe die Gäste.
Bring nie die Kunde

an einem Feste:
„ein Ende hat das
betäubende Raß“.
Schaffe herbei,
was dienlich als Trunk,
und sollt' der Morgen
schon grauen.
Denn wehe!
falls die Gäste
nüchtern verlassen
Dein Haus und schon
auf dem Heimweg
Wirklichkeit schauen.

Rabatte.

Groteske von Hanns Rösler.

Schleuderverkauf. — In Klavieren.

Bei Piano & Forte. — Einer vornehmen Firma.

Kein Laden. Verkauf nur im vierten Stock. Gelegentlich gegründet. Gelegentlich einmal pleite.

Aber heute: „Großer Gelegenheitskauf wegen Ueberfüllung des Lagers und Umbau.“

Kommt ein Kunde: „Sie haben Klaviere?“

„Zu dienen. Selten günstige Gelegenheit. Nie wiederkehrend. Zum halben Preis. Alles zum halben Preis.“

Beguckt der Kunde einen Flügel. „Kostet?“

„Zweitausend Mark.“ — „Genommen. Hier sind die tausend Mark.“

„Pardon“, bedauert Forte, „hier ist keine Ermäßigung darauf. Die herabgesetzten Sachen sind im nächsten Raum.“

„Ich denke, Sie bauen um?“ — „Wir bauen.“

„Deswegen verkaufen Sie so billig?“ — „Nur deswegen. Eine einmalige Gelegenheit.“

„Aber da steht Ihnen doch das Instrument genau so im Wege, wie ein anderes Stück?“

„Hier vorn bauen wir nicht um. Wir bauen nur im Nebenzimmer um.“

„Da haben Sie aber Glück gehabt, daß der Flügel nicht drüben stand“, marschiert der Kunde endlich zu den billigen Klavieren.

Wer sucht, der findet. — Der Kunde findet. Ein Klavier, schwarz poliert, wenig gebraucht. Wie neu.

„Kostet?“ — „Ab Fabrik 800 Mark.“

„Sie geben 50 Prozent Rabatt?“ — „Für Sie. Ausnahmungsweise.“

„Schön. Ich nehme das Klavier.“

Der Händler wickelt das Klavier in die Tüte.

„Eine Frage noch“, zieht der Kunde die Brieftasche, „Kleinrentner haben doch bei Ihnen zehn Prozent Sonderrabatt?“

Dient Forte: „Gewiß.“

Fragt der Kunde: „Postbeamte bekommen auch zehn Prozent?“

Dient Forte: „Gewiß.“

Fragt der Kunde: „Und Musiklehrer erhalten ebenfalls zehn Prozent?“

Dient Forte: „Gewiß.“

Meint der Kunde: „Ich bin pensionierter Postbeamter, im Verein der Kleinrentner und gebe jetzt Musikstunden. Das wären einmal dreißig Prozent. Wie steht es nun mit der Provision?“

Fragt Forte: „Welche Provision?“

Meint der Kunde: „Ich weiß, daß Sie zehn Prozent für Vermittlung eines Kaufes zahlen.“

Schluckt Forte: „Stimmt.“

Freut sich der Kunde: „Sehen Sie. Das sind nochmals für mich zehn Prozent. Ich vermittele mir nämlich den Kauf selber.“

Sagt Forte: „Bitte sehr.“

Fragt der Kunde: „Bei Barzahlung geben Sie zehn Prozent Kassenrabatt?“

Sagt Forte: „Bitte sehr.“

Fragt der Kunde: „Als Verwandter Ihrer ehemaligen Verkäuferin zehn Prozent Personalabzug?“

Sagt Forte: „Bitte sehr.“

Meint der Kunde: „Und dann bin ich noch Mitglied des Gesangsvereins „Männerstimme“, auf Radio abonniert, im Schützenverein und im Klub der Grammophonhörer. Das macht gemäß Ihrem Rundschreiben viermal fünf Prozent. Dazu die sechsmal zehn Prozent, sind zusammen achtzig Prozent. Dazu fünfzig Prozent Räumungsnachlaß, sind zusammen hundertdreißig Prozent.“

Meint Forte: „Bitte sehr. Sie bekommen demnach noch zweihundertvierzig Mark bar heraus. Hier ist das Geld. Hier ist das Klavier. Bitte sehr. Vielen Dank. Beehren Sie mich bald wieder.“

Der Kunde marschiert ab, das Klavier unter dem Arm, das Geld in der Tasche.

Pötzlich bleibt er stehen, kommt nochmals zurück, und fragt: „Was ist? Gratis-Klavierunterricht geben Sie nicht Ihren Kunden?“

Unser die Heimat.

Dämmerungen.

Von Gertrud Aulich.

Abends, wenn die Dämmerungen
Sich zu allen Dingen neigen,
Wenn der letzte Ton verklungen
In der Nächte schwerem Schweigen.

Schweigend irr ich über Felder,
Wiesen, Raine, Wegesäume,
Schauernd träum ich finst'rer Wälder
Unbelauchte bunte Träume.

Träumend fliehen meine Lieder
In die unbegrenzten Weiten
Und ich fühl' mich nieder nieder
Nebelhaft ins Dunkle gleiten.

Gleitend wie im Weh'n und Wogen
Trägt's mich in die Dämmerferne,
Wo vom dunklern Himmelsbogen
Grüßen mich des Abends Sterne!

Abends wenn die Dämmerungen

Gichendorffs Aufenthalt in Meisse.

Von Professor Bernhard Ruffert.

Joseph Freiherr von Gichendorff hatte sich, nachdem er bereits drei Jahre als Geheimer Regierungsrat im Kultusministerium zu Berlin gewirkt, im Jahre 1844 aus dem Staatsdienst zurückgezogen, um hierauf abwechselnd bei seiner mit dem Hauptmann v. Besserer vermählten Tochter in Danzig, Wien, Dresden, auf seinem Familiengut Sedlitz in Mähren und zuletzt studienhalber in Berlin seinen Aufenthalt zu nehmen.

Da brach für den Dichter eine Zeit tiefsten Kummers herein. Seit längerer Zeit hatte seine Gemahlin zu kränkeln begonnen, als im Jahre 1855 eine Wendung zum Schlimmeren eintrat und ein nicht ungefährliches Leberleiden sich entwickelte. Sobald die Jahreszeit es gestattete, vertauschte Gichendorff das geräuschvolle Berlin mit dem stillen anhaltischen Cöthen, wo jetzt seine verheiratete Tochter wohnte, um von hier aus, da das Leiden Fortschritte machte, nach kurzem Aufenthalt nach Karlsbad überzusiedeln. Zu seiner größ-

ten Freude sah der Dichter bei dem fast zweimonatigen Aufenthalt seine Gattin sich immer mehr erholen, sodaß man mit neuer Hoffnung das Bad verlassen konnte, um nach Cöthen und dann nach Berlin zurückzukehren.

Aber schon nach drei Monaten trat wiederum ein Rückfall in der Krankheit ein. Immer inständiger wurden die Bitten der Schwerkranken, nach Meisse geschafft zu werden, wohin soeben ihr Schwiegersohn an die Divisionschule, die spätere Kriegsschule, versetzt worden und wo sie selbst einst als junges Mädchen bei den säkularisierten Magdalenerinnen eine Zeitlang erzogen worden war.

Doch der Wunsch der Kranken, die Stadt Meisse wiederzusehen, ging nicht in Erfüllung; denn es war schon dunkel, als die Reisenden am 15. November in die Wohnung des Schwiegersohnes in der Friedrichstadt (Breitestraße 7) ankamen, und so konnte die Kranke nichts mehr von Meisse sehen.

„Die ersten Tage brachte die Kranke“, so berichtet Eichendorff in einem Briefe seinem Sohne, „noch auf dem Sopha liegend zu; dann verließ sie das Bett nicht mehr vor großer Schwäche. Gerade noch zu rechter Zeit hatte sie zu ihrem und unserem Troste fromm gebeichtet, kommuniziert und die letzte Delung empfangen; denn schon Tags darauf schwand ihr alle Erinnerung. Du kannst dir denken, wie uns dies allen das Herz zerriß. Die letzten Tage schwieg sie gänzlich, versunken in völlige Bewußtlosigkeit, und war auch, wie es scheint, ganz ohne Schmerzen. Am 3. Dezember, früh 8 Uhr, ist die gute Mutter ohne Todeskampf sanft und ruhig entschlummert. Das liebe, liebe Angesicht hatte sich garnicht verändert, als schlief sie bloß.“

Wie tief den Dichter dieser herbe Verlust erschütterte, ersehen wir aus einem gleich am Todestage geschriebenen Briefe, wo er klagt: „Ich bin bis in die Seele betrübt und kann heute nicht mehr schreiben. Gott gebe ihr die ewige Seligkeit und die Kraft, es zu tragen. Mir ist, als könnte ich nie wieder froh sein.“

Zum ersten Male hatte der Dichter seine Gattin kennengelernt, als er 1809 nach Beendigung seiner Universitätsstudien auf dem väterlichen Gute Lubowitz bei Ratibor weilte. Das damals erst sechzehnjährige Mädchen, die Tochter des Gutsbesizers von Parisch auf Pogrzebin bei Ratibor, hatte einen solchen Eindruck auf den einundzwanzigjährigen Eichendorff gemacht, daß sich ihre Herzen bald zusammenfanden. Gar oft ist damals der jugendliche Dichter nach dem nahen Pogrzebin hinausgeritten, um im Kreise der Familie v. Parisch und in der Nähe der Geliebten, die ihn damals nicht selten mit einem selbstverfaßten Gedichte überraschte, schöne und glückliche Stunden zu verleben. Gleichwohl gestatteten die Zeitverhältnisse und auch die große Jugend der Braut den Liebenden erst nach fünf Jahren den ehelichen Bund.

Eichendorff trug seinen Schmerz mit Ergebung, ja, er verbarg ihn tief in seinem Innern. Wenn jenes Wort zutrifft, welches sagt, daß der größte Schmerz stumm sei, so muß der des Dichters ein unendlich großer und tiefer gewesen sein. Wohl entlockten die Tage junger Liebe dem Jüngling Blüten lieblicher Lyrik, wohl fand das Vaterherz Töne der Klage um den Verlust einer zarten Menschenknospe in dem bekannten herrlichen Gedichte: „Auf meines Kindes Tod“; an der Bahre der Gattin aber verstummte seine Muse, sich in die Schleier edler, gerechter Trauer hüllend. Und in der Tat findet sich unter den zahlreichen Liedern des Dichters keines, das den tiefen, gewaltigen Schmerz zum Ausdruck gebracht, ja auch nur angedeutet hätte.

Nach dem Tode der Gattin entschloß sich Eichendorff auf dringendes Bitten der Tochter, auch weiterhin in ihrer Familie auf der Breitestraße wohnen zu bleiben. In diesem Familienkreise fühlte sich der Dichter wohl und geborgen; hier konnte er sein still getragenes Leid vorübergehend vergessen. Er hatte eine so liebe Art zu sprechen und nahm in seinem stets gleichbleibenden freundlich-gütigen Wesen an allen kleinen Geschehnissen in der Familie herzlichen Anteil.

Eichendorff führte in Reife eine streng geregelte Lebensweise. Jeden Morgen nach dem Frühstück wanderte er in die Stadt, um in der Pfarrkirche einer hl. Messe beizuwohnen. Dann machte er einen größeren oder kleineren Spaziergang, meistens in der Rochusallee oder auf den Kohlsdorfer Wiesen, wohl weil diese einen prächtigen Blick auf die blauen Berge gestatteten. Nach Hause zurückgekehrt, ruhte er sich ein wenig aus und ging dann an die Arbeit. Nach Tisch las er die Zeitung, um dann wieder zu arbeiten. Den Abend widmete er stets seinen Angehörigen.

Im Sommer des Jahres 1856 mietete die Familie eine von einem Garten umgebene Villa, „Rochus“ genannt, die, eine kurze Strecke hinter dem Kirchhof liegend, später in den Besitz des Generals v. Braunschweig überging und unter dem Namen „Villa Braunschweig“ bekannt ist.*) In der Nähe dieser Villa befindet sich jetzt noch eine Eiche mit der Bezeichnung „Eichendorffs Eiche“, unter welcher Eichendorff oft zu sitzen pflegte.

In jenes, dem geräuschvollen Alltagsleben entrückte, friedlich stille Landhaus, von dem das träumende Auge über das turmreiche Reife hinweg in die weite, farbenprächtige Landschaft blickt, stahl sich manch Sonnenstrahl herzlicher Verehrung: Wurde doch hier dem Dichter durch den längeren Besuch seines ältesten, nun auch vermählten Sohnes die Freude, seine Kinder, alle glücklich verheiratet, noch einmal um sich zu sehen. Hier auch war es, wo der unter Stuckenschmidt's Leitung kräftig aufblühende Reisser Männergesangsverein am 16. Juli 1856 dem freudig überraschten Greise mit dem Gesang der Eichendorff'schen Lieder: „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ eine sinnige Huldigung darbrachte.

Von hier aus hat Eichendorff — trotz seiner 68 Jahre noch ein rüstiger Fußgänger — die landschaftlich schöne Umgebung von Rochus durchstreift, und unzweifelhaft hat der gläubig fromme Dichter auch nach dem nahen Wallfahrtsorte „Zum Bilde“ oder „Maria Hilf“

*) Die vor längerer Zeit teilweise abgebrannte Villa gehört zu Groß-Neudorf und trägt die Nummer 171.

seine Schritte gelenkt, um hier, an diesem idyllisch schönen Erdenflecken, in betrachtendem Gebet Vinderung zu suchen für seine still weiter blutende Herzenswunde. Wie gut es Eichendorff an diesem lieblichen Orte gefiel, verraten seine Worte an einen seiner Freunde: „Die Gegend um Reisse ist allerdings paradiesisch und gerade auf dem schönsten Punkte mit dem Blick auf das nahe Gebirge habe ich mit den Meinigen einen Sommeraufenthalt aufgeschlagen und daher keine besondere Verführung zu einer Reise.“ In einem anderen Briefe schreibt er: „Die Umgebungen von Reisse mit der Aussicht auf das nahe Glaser Gebirge sind in der That reizend, und wir haben uns einen der schönsten Punkte zu unserem Sommeraufenthalte ausgewählt.“

Die still genährte Hoffnung Eichendorffs, durch Verzekung seines Schwiegersohnes vielleicht noch an den schönen Rhein zu kommen, ging allerdings nicht in Erfüllung. Noch etwas verschönte den Lebensabend des Dichters: Es war seine in diese Zeit fallende Bekanntschaft mit dem Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau, der ihn einlud, ihn in seiner Sommerresidenz auf seinem Schlosse Johannesberg in dem früheren Oesterreich-Schlesien zu besuchen. Eichendorff folgte Ende Juli dieser Einladung von der Rochus-Villa aus und weilte mehrere Wochen auf dem bischöflichen Schlosse, wo ihm ein eigener Diener zugewiesen wurde. In ungezwungenem, vertraulichen Verkehr tauschten beide Männer ihre religiösen und politischen Ansichten aus. Wie ungezwungen es auf dem Schlosse Johannesberg zuging, schildert Eichendorff seinem Sohne in einem Briefe: „Nach dem Abendessen versammeln sich alle in einem der Säle, wo tapfer geraucht und debattiert wird. Auch der Fürstbischof findet sich jedesmal mit seiner Zigarre ein.“

Interessant ist eine Stelle aus einem im 21. Heft der Philomatheibericht S. 137 abgedruckten Briefe des Kirchenfürsten an den Breslauer Dichter Holtei vom 10. April 1863, in dem der Fürstbischof sechs Jahre nach des Dichters Heimgang wehmütig seines Freundes gedenkt. „Ach ja“, heißt es in dem Briefe, „das war ein edler, herrlicher Mensch, so reich, so tief, warm und innig, und in seinem siebzigsten Jahre das Herz des Jünglings in ungeschwächter Frische. Er kam zu mir im Herbst 1856, als er von Berlin nach Reisse gezogen war zu seiner Tochter. Wir kannten uns wohl, aber gesehen hatten wir uns noch nicht. Es brauchte auch nur eine halbe Stunde, und wir waren alte Bekannte. Darum schickte ich ihn am selben Tage nach Reisse zurück, damit er des anderen Tags mit Sach und Pack käme und sich häuslich niederließe. Das waren acht liebe Wochen; als wir schieden, machten wir zuvor noch aus, daß er künf-

tig in jedem Jahre so lange in Johannesberg verweile, als ich dort sei.“ — Noch heute erzählt ein mit der Inschrift „Eichendorffs Ruh“ versehenes Plätzchen auf dem herrlichen, einen prächtigen Ausblick in die Lande gewährenden Plateau des Johannisberger Schlosses an des Dichters Besuch in der Sommerresidenz des Kirchenfürsten. Ende August kehrte Eichendorff wieder zu den Seinen in der Rochusvilla zurück, und nach weiteren vier Wochen wurde die Wohnung in der Breitestraße wieder bezogen.

Während des Reisser Aufenthaltes schloß indes des Dichters Muse nicht. In Reisse entstanden seine zwei letzten Gedichte: „Mahnung“ (1856) und „Deutschlands künftiger Retter“ (1857). Außerdem besorgte der Dichter hier die 4. Auflage seiner bekannten Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Ferner gab Eichendorff eine neue, wiederum stark vermehrte Ausgabe seiner Gedichte in Reisse heraus. Auch seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ vollendete er hier. Von diesem Werke bekennt Eichendorff: „Es ist fast unter beständigen Sorgen (um die kranke Gattin) herangewachsen. Ich kann es mit Recht ein Schmerzensbuch nennen. Es gibt weniger eine Literaturgeschichte, als eine Besprechung der poetischen Literatur in der Art wie Monographien über den Roman, Drama ufm., nur daß ich hier alles möglichst zusammenzufassen suchte.“

Dieser Literaturgeschichte folgte als weiteres Erzeugnis der Eichendorffschen Muse im Februar 1857 der kleine Epos „Lucius“, eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen in Rom. Dieses noch viel zu wenig gewürdigte Epos hat für uns aber noch insofern ein besonderes Interesse, als es der „Schwanengesang“ des Dichters genannt werden kann; denn die übrigen Werke, die Eichendorff in Reisse in Angriff genommen, sind unvollendet geblieben, wie das auf Anregung des Fürstbischofs Förster begonnene „Leben der heiligen Hedwig“ und seine unter dem Titel „Erlebtes“ geplanten Memoiren. Nur zwei Skizzen wurden von diesem letzten Werke ausgeführt: „Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts“ und „Halle und Heidelberg“.

Auch Merger mit den Verlegern blieb dem Dichter nicht erspart. Inbetriff der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ mußte er z. B. an seinen Verleger schreiben: „Ich finde es sehr hart und unerhört, daß von einer Schrift, die notorisch so gut geht, der Verleger allein allen Vorteil und der Verfasser fast garnichts haben soll.“ Und mit seiner „Literaturgeschichte“ machte er die Erfahrung, daß er Exemplare davon bereits in den Händen anderer sah, ehe er die ausbedungenen Freiemplare vom Verleger erhielt.

Wenn auch Eichendorff gerade kein „Gemitteleben“, wie er es einmal nannte, in Reife führte, so ging doch, da er Gesellschaften weder gab noch mitmachte, eine bestimmte Schar auslesener Männer bei ihm ein und aus, so Gymnasialdirektor Dr. Zastra, General v. Prondzinski, Hauptmann Gumprecht, Erzpriester und Stadtpfarrer Neumann und Kaplan Herilein. Mit seinen auswärtigen, von früher her bekannten Freunden, wie Staatsmann Theodor von Stein, dem wissenschaftliche Studien treibenden Landwirt Jedor v. Sivers, dem Kunstschriftsteller und Parlamentarier August Reichenberger und dem Domkapitular und ausgezeichneten Kenner der spanischen Literatur Lorinser blieb er in regem brieflichen Verkehr.

Im April des Jahres 1857 — des Dichters Sterbefahr — vertauschte die Familie ihre bisherige Wohnung in der Breitestraße mit einer anderen der Friedrichstadt, Mittelstr. 22. Den ersten Stock bezog die Familie seiner Tochter selbst, während sich Eichendorff in dem darüberliegenden Manfardenstübchen gemütlich einrichtete. Nur zu den Mahlzeiten kam er in die Familienwohnung herunter. Eine Raube in dem kleinen Garten (heut Hof) sah an warmen Sommerabenden die Familienglieder oft verammelt, „wo man“, wie Eichendorff einmal schreibt, „doch wenigstens in freier Luft sitzen kann“. „In dem winzigen Gärtchen“, schreibt er ein anderes Mal, „wollen wir uns getrost einbilden, daß es das schöne Rochus sei.“ Von einer Sommerfrische in der Rochusvilla mußte man in diesem Jahre Abstand nehmen, weil dem kleinen Enkelsohn des Dichters, der als Quintaner das Reisser Gymnasium besuchte, der weite Schulweg zu anstrengend war.

Im Juni erhielt Eichendorff von dem Gymnasialdirektor Dr. Zastra den von ihm gedichteten Sonettenkranz: „Bilder aus des Heilands letzten Stunden“ zugesandt. Eichendorff dankte ihm mit einem im Reisser Museum aufbewahrten Schreiben.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt auf dem Lehngute Sedlitz in Mähren, dessen Bewirtschaftung sein zweiter Sohn übernommen, folgte Eichendorff am 8. August wiederum einer Einladung des Fürstbischofs nach dessen Schloß Johannisberg. Wie immer, umgab ihn der Kirchenfürst mit ausgesuchter Herzlichkeit und Rücksichtnahme. „Es ist wahrhaft rührend“, schreibt der Dichter seiner Tochter, „mit welcher Liebe mich der Fürstbischof behandelt. Setze ich mich irgendwo in die Einsamkeit hin, so sucht er mich mühsam auf und sitzt stundenlang neben mir.“ Doch auf die Dauer sehnte sich der müde werdende Greis täglich mehr nach den Seinen und nach Ruhe. „Wäre ich nur erst wieder ganz bei Euch!“, schreibt er nach Hause. „Ich armer

verwünschter Prinz, so gut es mir hier geht, kann doch kaum den Tag mehr erwarten, von hier endlich wieder erlöst zu sein!“ Am 18. September nach Reife zurückgekehrt, sandte Eichendorff seinem fürstlichen Freunde herzliche Worte des Dankes für die genossene Gastfreundschaft.

Die Familie Eichendorff hatte Mitte September wieder ihr Winterquartier in der Mittelstraße der Friedrichstadt bezogen, als etwa zwei Monate später der Greis sich in der rauhen Novemberluft eine heftige Erkältung zuzog, aus der sich bald eine Lungenentzündung entwickelte. Der Kranke, dessen Lager nach der Familienwohnung hinabgebracht worden war, empfing, kurz bevor die rasche Erschöpfung der Kräfte eintraf, auf seinen Wunsch noch bei vollem Bewußtsein die heiligen Sterbesakramente. „Seine Kräfte“, so schildert die Tochter sein Hinscheiden, „waren aber so erschöpft, daß er nur sehr schwer zu verstehen war, und die Schwierigkeit der Sprache nahm so zu, daß wir ihn kaum verstehen konnten, selbst wenn wir das Ohr über ihn hielten. . . Im ganzen hat er sehr wenig gesprochen. An seinem Todestage war er sehr still und so ruhig und schmerzlos, daß ich wirklich wieder anfing, für sein Leben zu hoffen; er bekam, so oft er wollte, stärkende Sachen. Nachmittags lag er zwei Stunden so unbeweglich, daß ich glaubte, er schlief, aber es war Täuschung: Ich setzte mich an sein Bett, und außer, daß er dann und wann einen ihm gereichten Böffel Ungarwein nahm oder den Kopf hob, um zu sehen, ob ich noch daselbst, verriet er kein Lebenszeichen. Die letzten Stunden lag er ganz unbeweglich, ein Bild der tiefsten Ruhe, und atmete langsam und immer langsamer, bis der Atem stockte und zuletzt ganz sanft, ohne Todesröcheln, aufhörte. Wir waren alle gegenwärtig. . . Eine Stunde darauf hörte man nur Schluchzen. . .“ Es war gegen 5 Uhr abends, am 26. November.

Auf dem schönen Jerusalemer Kirchhof, südöstlich von der Friedhofskirche, neben dem Grabe seiner Gattin, an dem er bei Lebzeiten so oft geweilt, fand Eichendorff seine letzte Ruhestätte. Zwei einfache Grabmäler in schlesischem Marmor enthalten die schlichten Inschriften:

Hier ruht
Louise
Baronin
von Eichendorff
geb. von Larijch
geb. den 13. Juli 1792
gestorben den 3. Dezbr. 1855.

Hier ruht
Joseph
Freiherr
von Eichendorff
Geheimer Rat a. D.
geboren den 10. März 1788
gestorben den 26. Noobr. 1857.

Fürstbischof Förster, der die erste Nachricht von Eichendorffs Tode durch dessen Schwiegersohn erhielt, war tief ergriffen von dem plötzlichen Hinscheiden seines Freundes und richtete an die Hinterbliebenen herzliche Worte der Teilnahme. „Nicht ohne viele



Abendstimmung.



Naturschutzgebiet
Lenczög bei Ratibor.

Grabowka bei Ratibor.



Wildgrund an der Bischofskoppe.

Tränen“, so schrieb er am 28. November an Eichendorff, „sage ich Ihnen meinen Dank für die gütige Nachricht von dem unerwarteten Dahinscheiden meines teuren, edlen, unvergeßlichen Freundes. Von allen Menschen, die mir in meinen späteren Lebensjahren nahegetreten sind, war er mir der Liebste; mit seinem reichen Geiste und seinem reinen, anspruchslosen Herzen war er ein treuer Sohn der Kirche, ein redlicher Diener des Staates und ein liebenswürdiger, edler, herrlicher Mensch, der gewissenhaft Haus gehalten mit dem Pfunde, das ihm der Herr vertraut, welcher ihm auch seinen höheren Frieden nicht versagen wird. Möge sein Geist an seinen Kindern fortleben und fortwirken! Aber meine Verehrung und mein Gebet werden ihm bleiben. Ihnen aber und allen den Lieben Seinigen meine wahre Teilnahme. Indem ich Ihrer Frau Gemahlin mich empfehle und für Sie und alle lieben Angehörigen des teuren Vorangegangenen um Trost und Segen von oben bitte, zeichne ich mich mit aufrichtiger Liebe und Verehrung.“

An Anerkennung und dankbarer Gesinnung hat es Eichendorff, wie wir gesehen, nicht gefehlt. Und als der hundertjährige Geburtstag der Geburt Eichendorffs herannahte, da regte es sich im Kreise seiner Verehrer, um die Erinnerung an den „letzten Ritter der Romantik“ durch ein des Dichters würdiges Denkmal wachzuhalten. Ein Komitee trat im Jahre 1880 in Meisse zusammen, welches einen

Aufruf zu einer Sammlung zur Errichtung eines Denkmals erließ, das anfangs seinen Platz auf dem Viktoriaplatz erhalten sollte. Bereits hatte ein schlesischer Künstler, Kuno v. Uechtritz-Steinkirch, ein treffliches Modell für das projektierte Denkmal hergestellt, das allgemeinen Beifall fand. Eine aus den Bildhauern Hähnel, Schacher und Schilling zusammengesetzte Kommission empfahl dasselbe zur Ausführung in schlesischem Granit und Bronze, was ausschließlich der Aufstellung des Denkmals einen Kostenaufwand von 36 000 Mark erforderte.

Die Sammlung hatte indes nicht den erhofften Erfolg, und so mußte man sich denn mit einem bescheidenen Denkmal begnügen, das ein Sohn der Stadt Meisse, der Bildhauer Ernst Seeger in Breslau, ausgeführt hat.

Auf einem zweistufigen Sockel aus hellgrauem, geschliffenem Granit erhebt sich das schlanke Postament von dunkelgrünem Spenit, welches die vorzüglich gelungene Bronzebüste des Dichters trägt. Auf dem Postament steht in einer aus Bronze hergestellten Umrahmung, die aus Lorbeerzweig, Harfe, Papierrolle, Familienwappen und Eichenzweig besteht, die Inschrift:

Joseph Freth.

v. Eichendorff.

1788

1857.

Ein Breslauer Königsschießen im Jahre 1738.

Von A. Strukat.

Wie die Turniere Waffenfeste der Ritter waren, so waren es die mittelalterlichen Schützenfeste für die Bürger. Ihre größte Prachtentfaltung zeigten sie vor dem dreißigjährigen Kriege, als Glück und Wohlstand noch in den Städten zu Hause waren. Da waren sie noch Feste, an denen das ganze Volk teilnahm; später war das Königsschießen fast nur eine Feier für den Wohlhabenden. Vornehm tun, teure Mahlzeiten halten und wertvolle Preise aussetzen, war die Hauptsache, und das Schießen wurde eigentlich nur nebenbei betrieben.

So war es auch beim Breslauer Königsschießen im Jahre 1738, von dem uns der Arzt Johann Christian Kundmann erzählt, und zwar in einem Buch, wo man derartiges kaum vermutet: „Berühmte Schlesier in Münzen“.

Am Pfingstdienstage fuhr der vorjährige Schützenkönig mit den Schützenbrüdern und eingeladenen Freunden auf einigen zwanzig

Wagen zum Schießstand. Der Schreiber, Zetler (Anzeiger) und des Königs eigener Diener gingen zu Fuß nebenher. Im Schießhause wurden die Bedingungen des Schießens und die Einkünfte des Königs verlesen, und alle, die schießen wollten, trugen eigenhändig ihre Namen in eine Liste ein. „Dann erschienen zwei erbetene Herren Kommissarien von einem hochedlen gestrengen Räte, welches gewöhnlich die beiden jüngsten Ratsherren vom Ritterstande sind; sie tragen spanische, mit Spitzen oder Kanten versehene Mantelfleider und stellen sich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in seinem Königsornat dasitzt und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Ratsherren melden, wie sie als Kommissare diesem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König also auf den Schießplatz, die Herren Kommissarien neben ihm her und darauf die Herren Ältesten und Schützen.“

Man schoß statt auf die Scheibe auf einen großen Holzvogel mit ausgebreiteten Flügeln. In sechs Rennen (die Bezeichnung erinnert an die alten Turniere) schoß jeder Schütze sechs Schüsse. Weil der große goldene Adler, den der König als Zeichen seiner Würde trug, beim Schießen zu unbequem war, vertauschte er ihn jetzt mit einem kleinen silbernen oder einer großen Klappe (viereckige Medaille). Er schoß jedesmal unter Pauken- und Trompetenschall und gab seine Abzeichen sofort an denjenigen Schützen ab, welcher den besten Schuß tat und somit die Königswürde errang.

Der neue König wurde den beiden Ratsherren durch einen Advokaten mit einer feierlichen Rede vorgestellt und erhielt seine Geschenke; man sieht: das Gemüthlich-Volktümliche der vergangenen Jahrhunderte hatte dem Steifen und Förmlichen Platz gemacht. Ein Festmahl folgte, und dann begleitete man den König mit Pauken und Trompeten nach Hause, oder man zog durch die Stadt und beehrte gute Freunde mit seinem Besuch. Am folgenden Tage gab der neue König sein Silberbeschießen mit sechs Gewinnen in Silberbechern und -löffeln.

Am Sonnabend derselben Woche, früh 8 Uhr, geschah die Einführung des neuen Königs beim Rat der Stadt, wieder mit vielen Begrüßungsreden und Antworten, und man bestimmte auch den Tag des wenige Wochen später folgenden Pomeranzen-Schießens. Es war ein sogenanntes Lustschießen in zwölf Rennen. Der beste und der schlechteste Schütze eines jeden Rennens mußten sich vor das Schießhaus setzen. Dem ersteren wurde auf einem zinnernen Teller eine große Po-

meranze gereicht samt einem Glase Wein, darum ein Rosenkranz; eine kleine Auerkennungsrede wurde gehalten, und Pauken und Trompeten ertönten. Der andere bekam einen Quarkkäse auf einem Holzteller mit einem Glase Bier, alles von einem Nesselkranze umgeben. Dazu ertönten ein Dudelsack und eine Ziebel. Es waren recht „stachelige“ Verse, welche der Unglücksschütze da von seinen Freunden zu hören bekam. Zitronen erhielten auch die Schützen, welche den äußersten Rand der Scheibe getroffen hatten, und mit Zitronen, Pomeranzen oder Quark wurde belehnt, wer diese auf die Scheibe gemalten Gegenstände traf.

Ein Festmahl mit vielen Reden und Verteilung der Gewinne folgte, und „Darauf gibt der König ein kostbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Ueber dem König hängt der große Königsvogel, er selbst sitzt auf einem großen Rehnstuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hause und zu den patronis begleitet und diese Solennität nicht ohne Lustbarkeit geendet. Zuletzt gibt der König noch den Tag darauf ein Bratwurstschießen und setzt dabei praemia von Silber und Golde aus; dieses Schießen wird wiederum mit einem Traktament und darauffolgendem Würfelspiel um Zinn geschlossen.“

Es war nicht mehr das derbe kräftige Bürgertum des Mittelalters, das sich seiner Haut zu wehren wußte; aus dem wehrhaften Bürger war ein scheuer, leise austretender Herr geworden, der seine Schritte beschleunigte, wenn in der Nähe ein Flintenkolben aufgestoßen wurde. Das zeigte sich in allem und nicht zuletzt im Schützenfest.

Kulturgeschichtliche Erkenntnisse aus den obereschl. Familiennamen.

Von Walter Krause.

Noch mehr als die Flurnamen geben uns die obereschlesischen Familiennamen schon allein in ihren sprachlichen Formen Kunde von den großen Perioden der Geschichte unseres Landes: von der Zeit der Slaven, von der deutschen Rückwanderung, von böhmischer Oberherrschaft und böhmischem Kultureinfluß und schließlich von gewaltigem Volkszufluß aus West und Ost in das werdende Industrieland und damit von friedlicher Wiedergewinnung für das Deutschtum. Noch interessanter ist es freilich, dem Sinn der Namen nachzugehen. Ein großer Teil der Familiennamen entstand z. B. durch Angabe von Beruf oder Tätigkeit des Namensträgers; wir erfahren aus diesen Namen, welche Berufe früher vor-

herrschend waren, wir erfahren von menschlicher Tätigkeit, die heute gänzlich mehr ausgeübt wird, können arbeitsgeschichtliche Studien dabei machen usw.

Zwischen Namenskunde und Kulturgeschichte besteht eine Wechselwirkung. Einerseits kann man viele Familiennamen nur erklären, wenn man über die entsprechenden kulturhistorischen Verhältnisse früherer Zeiten unterrichtet ist. Die Namen Zak, Zaf, Zof, Soß, Schaf u. ä. gehen beispielsweise auf das tschechisch-polnische zak: Schule zurück. Hierbei muß man wissen, daß in alter Zeit die Kirchen-Schulmeister ebenso benannt wurden, und zwar wohl deshalb, weil es solche (schon bejahrte) fahrende Schüler und

Studenten waren, die ihr eigentliches Ziel nicht erreichten, sondern auf einem Dorfe in der genannten Stellung sitzen blieben. (Vehnlich erklärt sich der Name und zugleich Schimpfsausdruck für Lehrer „Bakallor“: Bakfalaureus.) Umgekehrt kann z. B. das Auftreten des Namens „Laubner“ in einer Stadt darauf hindeuten, daß die Stadt Laubenhäuser aufwies. (Die meisten oberschlesischen Städte besaßen einst Lauben, besonders auf dem Ringe.)

Um die Wichtigkeit namenskundlicher Untersuchungen darzutun, gebe ich nun zwei Beispiele, die zeigen, wie alt einzelne Namen sind, und welche Verbreitung sie manchmal gewinnen. Der Name Kollenda, der heute in Oberschlesien nicht selten ist, kommt schon 1292 in Gosel als Zuname eines Hofunterrichters vor*). Ob der Name mit dem bekannten Kollendenbuch zusammenhängt oder auf das altpolnische „Kolenda“: Gefindeangeld zurückgeht, kann ich hierbei nicht entscheiden. Es ist weiter eine oft zu beobachtende Tatsache, daß bestimmte Namen sich immer wieder auf eine bestimmte Gegend, nicht selten auf ein einziges Dorf, zurückführen lassen. Als Beispiel sei der Zuname Hoinkis genannt, der im Plesser Kreise, besonders aber in der bekannten Gemeinde Anhalt, zu Hause ist. Immer, wenn ich (evangelische) Träger des Namens sonstwo im Industriegebiet antraf, stammten sie aus Anhalt und dessen Umgebung. Als ich jüngst ein Angebot einer Hamburger Papierfirma Curt Hoinkis in die Hand bekam, erlaubte ich mir, den Firmeninhaber nach seiner Herkunft schriftlich zu befragen. Die Antwort war die vorausgesehene: Pleß OS., Verwandte in Pommern, Halle, Kongreß-polen stammen ebenfalls von dort.

Wenn im Folgenden fast nur oberschlesisch-polnische Zunamen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, so geschieht dies deshalb, weil diese gegenüber den deutschen, teilweise auch den rein polnischen nahezu gar keine Beachtung gefunden haben.

Und nun die Namen selbst. Entsprechend dem einstigen Charakter unserer Heimat weist ein großer Teil auf die gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen zur Zeit der Erbhuntertänigkeit hin. Da ist zunächst der Name Zehmann zu nennen, der einen deutschen Eindruck macht, wenn man auch nicht recht weiß, was man mit ihm anfangen soll. Wer zufällig Aktenstücke des 16./17. Jahrhunderts in der damals böhmischen Amtssprache durchgesehen hat, erinnert sich vielleicht, daß darin die adeligen Grundbesitzer „Zemani“ genannt wurden. So klärt sich auch die Frage von Dr. J. Knossalla in einer vortrefflichen Studie über

Hindenburgs Geschichte**) auf, was denn die neben den Bauern im alten Zabrze und Sosniza lebende höhergeordnete Schicht der Zemani (oder nobiles) zu bedeuten habe. Er vermutet darin die Nachkommen der deutschen Einwanderer des 13./14. Jahrhunderts, spricht aber richtig von „geringeren“ Adligen. Es sind in Wirklichkeit (durch den großen Krieg) verarmte Adlige, die mit Bauerngütern vorliebnehmen mußten, und die sich fast in allen Dörfern neben den Großgrundbesitzern nachweisen lassen. Der Name Schlachta erklärt sich ähnlich, Schlachta sind die Adligen. Wollny, Wolnit, Wolniza ist der Freibauer, deutsch kommt derselbe Name als Fren, Freiherr usw. vor. Scholtis, Scholtyszek bedeutet Schultheiß, Schulze, Wujt, Fojt, Fojcik: Vogt, beides Ausdrücke, die mit dem deutschen Gemeinderecht in die polnische Sprache übergingen. Wlodarz, Wlodarczyn ist der Feldvogt, Poganiacz, Poganiuch der (Vieh-)Treiber, Nataj der Ackerknecht, Dworak, Dworski, Dworaczek: Hofemann, Hoffmann, Folwaczny: der auf dem Vorwerk (Folwerk) Wohnende, Hajduk und Lokaj: Heibude, Diener, Lakaj, Mastalski: der für den Marstall Bestimmte, Kluczny: Schlüsselhalter, Plemnia: der sich um die Spelzen (plewny) Kümmernde (es gab besondere Spelzenkammern), Stodolny: Scheunenvogt, Stawowny: Teichaufseher usw. Interessant ist der Name Ramuschny. Das „Ramus“ (Rehmhaus) war unter den hölzernen Gebäuden der feuer sicherste Ort, wo man die wertvollsten Geräte aufbewahrte. Der Ramuschny ist also der Aufseher über den Geräteschuppen. Karbowny ist der Bewahrer des Kernholzes, in das er die Zeichen für geleisteten Hofedienst einkerbte, Cepok, Zeppok ist vielleicht der Dreschgärtner, Opielek: Fäher, Morgalla: Besther 1 Morgens (Hühner), Ahtellik: Ahtelbauer, Muschiol, Muschialik: möglicherweise der zur Robot Gezwungene (musial: er mußte). Die Wochentagsnamen (Strzoda, Piontek u. ä.) erklären sich vielleicht so, daß der Namens-träger an dem betreffenden Tage bestimmte Dienste (Wache, Feldarbeit) leisten mußte. Ob Poledniok (poludnie: oberschlesisch polednie) der Mittagansager, und Wieczorek etwa der den Feierabend Ansagende war, müßte erst bewiesen werden. Łaſok und Gojny (goj: Hatu) sind die am Wald Wohnenden, Kontekny, Kontekko: der am Ende des Dorfes Wohnende, Miarka (Maß), Wiertellor (Wiertel), Korzok (Korzec: poln. Scheffel) sind Hohlmaße, die vielleicht die Ausstaatmenge des Besitzers angaben. Postuch ist der Hirt, Owczarek: Schäfer, Karwat und Cza-

**) Knossalla, Pfarrer Wadestinus. Zur Geschichte der Pfarrgemeinde Zabrze-Hindenburg, Oberschles. Heimat 1917, S. 1.

*) Vgl. Codex dipl. II, 13, 121 und Goseler Chronik von Welhel.

bon: Ochsenhirten, Odoj: der Melker (doie: melken). Skotorz, Skotaraczyk und Skotnik bedeutet Gemeindefhirt, noch vor 150 Jahren gab es z. B. in Mikulstschütz eine „Skotnica“-Allmende. Das Wort Goralczyk erinnert an die gallizischen Berghirten, die früher im Winter ihr Vieh bis in unsere Gegend trieben. „Gorol“ ist heute noch Schimpfname. An die Flachsbearbeitung erinnern Paszdziar, Paszdziorek: Hechel, Zgrzebniok: Flachskamm (auch fracla genannt), Kondziolka: Spindel, Pukocz: Spüler des Leinsamens vor der Saat. Ein eigentlich deutscher Name ist Wistuba, er ist verballhornisiert aus wüste Hube, bezeichnet also den Besitzer einer wüsten Stelle (vgl. Pogorzelski: Abgebrannter), in Ratibor kommt der Flurname Wystrubinski vor***), der damit auch seine Erklärung findet.

Es gibt eine Fülle von oberschlesischen Namen, die unsere Heimat als altes Zugugs-, Siedlungsland charakterisieren, es seien beispielsweise genannt: Nowok, Nowotny, Nowotnik, Nowinski: Neumann, Neugebauer; Przybilla, Przybycin, Przybisch, Przybyschok: Neuanfömmeling; Dhadnik, Dhadzim, Siedlaczek: Siedler; Schlenzok: Schlesinger; Danczyk, Danek (Dunin?): Däne; Frank, Geh, Schwab, Veier; Pruk: Preuße, Preis, Preukner u. ä.; Niemiek, Niemczyk, Mimiek u. ä.: Deutsch; Pollok, Poloczek: Pohl, Pole; Mowawiek: Möhre; Uher, Uherok: Ungar, Unger; Tschek, Czech: Böhme, Böhm; Mazur: Masure; Karwat: Kroat; Magiera und Wengrzyk: Ungar; Kosok: Kosak; Turek: Türke); Czagan: Zigeuner; Diek: Deutscher u. s. f.

Sehr reich sind weiterhin die Handwerker in den Familiennamen vertreten. Gerade bei ihnen macht sich die auffallende Vorliebe des Oberschlesiers für Diminutivformen bemerkbar (Piernifarczyk: Bäckerchen, Bednarek: Böttcherlein). Es gibt keinen Handwerksnamen, der nicht auch in der Verkleinerungsform vorkäme und gebraucht würde, einige scheinen nur darin aufgetreten zu sein (Piwowarczyk: Bierbrauer, kommt allerdings auch als Solipiwo: Bierkalzer vor). Selbst an deutsche Namen wurde die polnische Diminutivendung angehängen (Meyerczyk), es ist nicht ausgeschlossen, daß die Endung früher dieselbe Bedeutung hatte, wie die germanische Endung: sohn, sein (Jakobsen), also den Sohn des ersten Namensträgers angab. Die entsprechende hochpolnische Endung (wicz, kiewicz) ist bei uns ursprünglich überhaupt nicht anzutreffen und kann mit als Beweis für die

durchaus selbständige Entwicklung der oberschlesisch-polnischen Mundart bezeichnet werden. Sehr häufig ist der ominöse Name Kaczmarek, Kaczmarczyk, er bedeutet Krebsschmerz. Die gleiche Bedeutung hat der in Beuthen vorkommende Name „Gardychon“. Er kommt von ungarisch czarda: Kneipe, auch die Zeit der ungarischen Oberherrschaft ging also nicht vorüber, ohne Spuren zu hinterlassen. Eine große Bedeutung hatten früher die Schindelmacher, die Namen Schendziolorz (aus dem Deutschen) und Schindler erinnern daran. Kuziek ist der Kaufmann, Miodownik: Honigkuchler, Kozek kommt nicht von kot: Kaze, sondern bedeutet Weber (Kaczek). Alle Handwerksnamen aufzuzählen, würde zu weit führen, die meisten sind ja leicht verständlich.

Wir wissen, daß in Oberschlesien die Industrie schon in früher Zeit eine bedeutende Rolle spielte, diese Bedeutung kommt ebenfalls in zahlreichen Namen zum Ausdruck, Vergleute werden die hier gegebenen Beispiele ohne Zweifel bedeutend vermehren können. Górnik (tschechisch Hornik): Bergmann, Wenglarczyk u. ä.: Kohlenmann, Perlick, Pyrlit: großer Hammer, Hammerla: Hammerarbeiter, Kuznik und Kowoll: Hüttenleute (Schmiede), Kotlorz: Kesselschmied oder Kesselslicker, Piezuch: Ofenarbeiter, Blendowski hängt vielleicht mit Blende zusammen, Smolorz, Smolarczyk ist der Pechbrenner, Sollors der Salzarbeiter oder Salzverkäufer.

In das Reich früherer Musikbetätigung führen die Namen Gaida, Geidzik, Duda, gaida oder dudy heißt nämlich Dudelsack, der Organist wird scherzhaft Boziduda genannt. Koszielnik ist der Kirchdiener. Schließlich sei noch ein interessanter Name genannt: Wybrantek: Auserwählter. Die Wybranten waren eine Hofswache des Pfleiser Fürsten und existierten noch vor etwa 100 Jahren. Ob es auch anderswo ein ähnliches Privatmilitär gab, ist mir nicht bekannt.

Damit seien die Ausführungen geschlossen, sie sollen anregen zu ähnlichen Beobachtungen, die unzweifelhaft geeignet sind, frühere Verhältnisse aufzuhellen. Sie sind nicht allein Angelegenheit der Linguisten, der Historiker, besonders der Latensforscher wird immer Wertvolles zur Sache beitragen können. Der Name Medalnik kommt sicher von mendeł: Mandel. Was bedeutet er aber? Hängt der Name Burek mit dem aus dem Deutschen stammenden gbur: Bauer zusammen? Solche und ähnliche unzählige Fragen wird häufig nur derjenige beantworten können, der zufällig auf entsprechende historische Ueberlieferungen verschiedenster Art stößt. Alle diese Funde aber werden das kulturhistorische Bild unserer Heimat sicher klarer und lückenloser erscheinen lassen.

***) Vgl. „Oberschlesische Heimat“, X. Jahrg., 129.

†) Türkentaufe, vgl. z. B. „Oberschlesische Heimat“, X, 137.

Meine Flucht nach Spanien.

Von Victor Kaluza*).

Der Wagen knarrte in den Hof. Der Posten schloß das eisenbeschlagene Tor. Fort war mit einmal der Duft von frischem Brot, Feigen und Rotwein. Es roch nach Kaserne und legte sich beklemmend auf Brust und Stirn. Mir war, als zwänge ich den Nacken in ein unsichtbares Joch. Hände und Füße wurden mir schwer, als schlossen sich Ketten um meine Gelenke.

Eine manns hohe Mauer umschürte den Hof, dessen graugelbe Blöße mir unter den Sohlen brannte. Und rundherum starteten undurchdringliche Drahtverhaue, starteten die Bajonette von 24 Wachtposten.

O, sie waren auf der Hut, die Posten Nummer eins bis vierundzwanzig, auf der Hut seit der Gewitternacht des letzten Nationalfestes, wo in den Drahtverhaue zwei Ausreißer ertappt worden waren. Seitdem hallte das „gardez à vous“ so laut durch die Nacht, daß es einen alle Viertelstunden aus dem Schlaf riß. —

Am nächsten Morgen stand ich am Fenster. Unter mir jenseits der Hofmauer breiteten sich dampfende Wiesen, von einem Bach durchschnitten. Zur Linken lehnten malgrüne Weinberge. Zur Rechten lief eine weiße Landstraße. Am Horizont aber reckten sich gigantisch violette Bergzüge, deren Koppen silbern in der Sonne glänzten. Die schneebedeckten Pyrenäen. Wegweiser in die Freiheit! Ins Leben!

Ich schloß geblendet die Augen.

Spanien!

Dann verlor ich mich in die dampfenden Wiesen jenseits der Hofmauer. Ein Poilungung unten mit aufgepflanztem Bajonett auf und ab.

Ich hätte ihm auf den himmelblauen Stahlhelm spucken mögen. —

Und ich begann mit den Vorbereitungen zu meiner Flucht. Ein Leutnant, der sich auch mit Fluchtgedanken trug, besorgte mir die Skizze meiner Marschroute und einen Kompaß. Um den erforderlichen Proviant hatte ich keine Sorge. Ich bekam von Hause fast alle Wochen zwei Päckchen Schinken, Speck und Zwieback. Handelte sich's bloß um den Anzug. Ich hatte mir mal einen sozusagen militariserten Touristenanzug schicken lassen. Es war ein graugrüner Anzug, rot paspelirt. Ich hatte ihn nur wenig getragen. Er sollte mir nun zustatten kommen. Auch eine Mütze — eine der gewöhnlichen grauen Reifemützen — war bald gefunden. Die Franzosen fanden bei jeder Durchsuhung Zivilmützen im Lager. Es gab Gefangene, die durch irgend einen Zufall zu einer solchen

Mütze gekommen waren und sie dann monatelang im Strohsack versteckt hielten, bloß um sich in den Nimbus eines Ausreißers zu setzen. Salonausreißer nannten wir sie. —

Wenn die Wände der Kaserne in der Mittagssonne brannten, lag der Hof still und leer. Gerade, daß in dem Schatten der Plantanen, die vor der Kaserne standen, Offiziere in ihren Diegestühlen Siesta hielten. Das wurde die Stunde meines täglichen Trainings. Mit bloßem Kopfe marschierte ich um den Hof, Runde für Runde, Kilometer, Meilen.

Die Posten, die in den Drahtverhaue brieten, schüttelten den Kopf: „C'est la fièvre de fil de fer!“

Die Ahnungslosen.

Namen Regentage ins Land, graue Stunden. Ich sah am Fenster und startete hinaus in die triefende Landschaft.

Ach, am Ende war's gescheitder, man blieb, wo man war. Wenn die Flucht mißlang, gab es dreißig Tage strengen Arrest, dreißig Tage bei Wasser und Brot. Und hernach schickten sie einen womöglich in den Hasen Koble schippen.

Ich dachte an unser Marionettentheater, wo das Spiel vom Doktor Faustus vorbereitet wurde. Und ich dachte an unsere Kassekonzerte. Und ich dachte an unsere literarischen Dämmerstunden hinter verhängten Fenstern, wo neben Rainer Maria Rilke Dichter und Komponisten des Lagers zu Worte kamen.

Es war noch auszuhalten hier. Der Wein, den die Kantinlere ausschänkte, war wahrhaftig nicht der schlechteste.

Die Wolken verslogen und mit ihnen alle Hemmungen. Sobald ich wieder blauen Himmel über mir hatte und auf dem Gang gegenüber der Kaserne das Mädchen mit den Ziegen erschien, hätte ich auf der Stelle über die Drahtverhaue setzen mögen.

Nicht, daß ich in das Mädchen mit den Ziegen verliebt gewesen wäre, wie jener Leutnant, der zum Zeichen seiner Liebe eine Unterhose zum Fenster hinausflattern ließ. Ich liebte heimlich eine andere.

Wer kennt nicht das Milchmädchen von Jean Baptiste Greuze? Akkurat so sah sie aus. Sie brachte unser täglich Brot in die Kantine. Ach, wie mancher Leutnant hätte das Gflein sein mögen, das ihren Wagen zog.

*) Wir bringen hier kleine Auszüge eines Kriegsgefangenen-Buches, das unter dem Titel „Meine Flucht nach Spanien“ im Verlag „Volk und Heimat“, Hindenburg, erschienen ist (Fach 20).

Jedesmal, wenn ich den Brotwagen rollen hörte, trat ich wie von ungefähr vor die Thür. Und ehe Blanche den kleinen Fuß auf die Erde setzte — wie kokett hob sie dabei ihr Röschchen — war ich mit dem schweren Brotkorb in der Kantine.

„Merci monsieur!“, hauchte Blanche tief erröthend, indem sie mich mit ihren großen Kinderaugen fragend ansah. Sie mochte wohl fünfzehn oder sechzehn sein. Und sie hieß mit Unrecht Blanche, denn so braun wie ihre Augen, so braun war ihr Haar.

Manchmal freilich trat ich umsonst vor die Thür. Blanches Vater kam gefahren, ein braver, hiederer Bäckermeister. Ich sprach mit ihm über Krieg und Wetter, und indem ich dem Eslein den Nacken kraute, trug ich ihm heimlich Grüße an Blanche auf. —

In diesen Tagen — wenn ich mich recht entsinne, war es in der ersten Woche des Mai — pläzte die Nachricht ins Lager, daß hinfort die Gefangenen einmal in der Woche ausgeführt werden sollten.

Wem waren diese Spaziergänge willkommener als mir?

Von drei, vier Bajonetten eskortiert, führte uns der Adjutant — wir waren ein Häuflein von etwa 40 Mann — in die Felder.

Er hatte wohl seine Gründe, daß er die schöne, breite Landstraße, die da so schnurgerade in die Pyrenäen zielte, geflüstertlich mied und uns auf einem holprigen Feldwege landein gehen ließ.

Doch, er erreichte damit das Gegentheil von dem, was er damit bezweckte. Die dichten Hecken längs des Weges forderten geradezu zur Flucht heraus. Mit einem Blick hatte ich die Lage erfasst. Hier sollte es geschehen — hier.

Einmal hielten wir in dem Schatten einer Obstplantage Raft. Einen Büchschuß dahinter lag in blühenden Bäumen versteckt ein Dorf. Ich warf mich rücklings ins Gras. Vor mir standen reglos die empfangenden Blütenbäume. In der warmen Luft läuteten honigtrunkene Bienen. Und rundum firrten die Grillen, daß wir ganz weh zu Mute wurde.

Da schreckten mich plötzlich gellende Schreie aus meinen Gedanken, Schreie wie die dünnen langgezogenen Angstrufe eines Raubvogels. Ich sprang auf.

Was war das? In dem Baumgarten vor uns sechs, sieben Frauen in langen weißen Gewändern, die Arme in die Luft gereckt, in einemfort die dünnen langgezogenen Angstrufe eines Raubvogels ausstoßend.

„Celles sont folles!“, sagte der Adjutant mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung.

Es überlief mich kalt. Mir war plötzlich, als reckten sich diese Arme alle nach mir, um

mich mit Gewalt in den Garten des Wahnsinns zu ziehen.

Gut, daß wir aufbrachen.

Die ganze Nacht griffen die unglücklichen Frauen nach mir.

Es war Zeit, daß ich floh.

*

Der Tag verging.

Und wieder hinfte ich durch die Nacht.

Jrgendwo hielt ich vor einem Gehöft.

Der Stall stand sperrangelweit offen. Ich sah die mondbeschienenen Kühe wiederkauend vor der Krippe ruhen. Es gelüstete mich, hinzugehen, und mir ein wenig Milch zu melken. Aber als ich mich nach einem Melkeimer umsah, schlug ein Hund an, und ich — verzichtete auf die Milch.

Der Rest der Nacht bot mir kein sonderlich Erlebnis mehr.

Am nächsten Morgen lagerte ich mich wiederum auf einen Abhang.

Da entdeckte ich unten an der Landstraße, wo ein Fußsteig zu einem abliegenden Gehöft abzweigte, eine Holzhant.

Ich zerbrach mir den Kopf, wozu in aller Welt man dort wohl eine Bank aufgestellt hatte, bis ein Planwagen gefahren kam, dem ein Mann entstieg und einen Leib Brot, der so groß war wie ein Wagenrad, auf die Bank legte. Der Bäcker!

Wirft doch mal sehen, wer jetzt das Brot abholt, denke ich bei mir. Die Magd? Der Knecht? Die Hausfrau selber?

Aber wie ich darauf wartete, es kommt niemand. Da werde ich unruhig, beginne für das Brot zu fürchten.

Wenn jetzt eine Maus käme oder ein Vogel, — oder ein Landstreicher ginge vorüber, sähe es dort liegen. — Wenn womöglich du selber — ja du selber —

Ich hörte mein Herz klopfen.

Diebstahl? Laß dich nicht auslachen. Kein Mensch wird's Diebstahl nennen.

Ich fühle meine Finger lang und länger werden. Ein rasendes Verlangen nach frischem Brot hat mich gepackt.

Und ohne mich länger zu bestinnen, bin ich mit paar Sähen bei der Bank, reiße mein Messer aus der Tasche und säble mir eine Stulle ab, an der zwei Holzhacker zu beißen hätten.

Wie ein Hund, der in der Küche einen Happen Fleisch erbeutet hat, stob ich davon.

Ich hätte so auf dem Berge einen guten Tag verbringen können. Doch der gelungene Streich und nicht zuletzt der Gedanke, bald am Ziele zu sein, machten mich übermütig, erfüllten mich mit Ungeduld.

Was sollst du hier die Zeit versäumen, sagte ich mir, kein Mensch passiert die tote Gegend. Du kannst getrost ein Stück laufen. —

Ich trat wohl ein wenig besangen auf die Straße. Wie ich aber um den Berg bog und auf einen Schäfer stieß, der mit seiner Herde aufwärts kamm, rief ich ihm ein dreistes bonjour nach.

Ich hatte keine Schmerzen mehr in meinem Fuß und schlenderte wohlgemut dahin.

Die weiße Straße lief in sanften Windungen zu Tal.

An einem Meilenstein stellte ich fest, daß ich 8 Kilometer vor Bagüeres de Luchon stand.

Ich pfliff leise für mich hin und sah im Gehen zu den Berggipfeln hinauf.

O selig verwirrender Gedanke, die Grenze!

Zwei Bauernburtschen kamen mir entgegen. Sie waren im Sonntagsstaat, trugen breite schwarze Hüte, grünbestickte rote Westen und schlepten eine vollgepfropfte Marktlasche.

„A Luchon?“ fragte der eine.

„A la foire?“ lachte der andere.

„Oui oui, messieurs, à Luchon!“ antwortete er prompt.

Und es dauerte nicht lange, da kam ein schwarzhaariges Mädel auf einem Esel geritten.

Sie funkelte mich so aufmunternd an, daß ich verlegen bald auf ihren Mund sah, der mir wie eine reife Kirsche entgegenlachte.

Ich solle mich beeilen, ich käme zu spät zum Jahrmarkt nach Luchon.

„Oh, cela ne fait rien.“ Das macht nichts —

Und vorüber war sie. Ich starrte ihr verwirrt nach und mußte an die Blanche denken und an die Ansichtskarte, die ich ihr aus Barcelona schreiben wollte. Ach ja!

Ein Stück weiter stieß ich auf einen Landstreicher. Der roch gräßlich nach Tomaten und Zwiebeln und fragte mich, ob ich nicht eine Zigarette hätte.

Ja, aber keine Bündhölzer.

Die hätte er.

Ich gab ihm eine Zigarette und steckte mir selber eine an. Er dankte vielmal.

Ich passierte ein kleines Dorf. Auf der Straße balgten sich paar schmutzige Kinder.

Vor einem Hause saß eine junge Frau und nähte an einem Hemde. —

Als die Sonne zur Mücke ging, stand ich vor Bagüeres de Luchon.

Dünne Abendnebel schleierten bereits im Tal, und die Geräusche der Stadt drangen gedämpft an mein Ohr.

Zu meiner Rechten brauste ein Wasserfall. Zu meiner Linken stieg ein Weg in die Berge.

Ich kroch in die Hecke, die den Weg säumte, und entfaltete die Karte. Während langsam die Dämmerung herniedersank, prägte ich mir die Marschroute für die Nacht ein.

Es galt, an dem Bache, der hier zu Tal fiel, emporzusteigen, bis man auf dem Kamm

angelangt war. Dann stieß man nach kurzer Wanderung südwärts auf das Garonnetal und — war — gerettet.

Das zu denken!

Ich rieb mir in Vorfreude die Hände.

Wie in der Stadt die Abendlichter aufblinckten, machte ich mich auf.

Der Wasserfall brauste wie eine stielberne Orgel. Es wird mir so eigen festerlich zu Mute, als stände ich vor einem außergewöhnlichen Erlebnis.

Während ich den steilen Pfad hochaufwärts kamm, glaubte ich mich zu entsinnen, nur zweimal in meinem jungen Leben von solch festerlich spannendem Gefühl erfüllt gewesen zu sein: vor meiner Konfirmation und am Abend vor der Offensive bei Verdun.

Eine gute Weile überdachten Bäume meinen Weg. Ich hätte sie streicheln mögen zum Dank für das schützende Dunkel, das sie mir spendeten.

Ich stieg leise und behutsam, daß nicht ein abbröckelnder Stein mich verriete.

War die Grenze nicht durch einen Kordon der verwegensten Grenzsoldaten gesperrt? So hatte man mir wenigstens erzählt.

Das Gehölz lüchelte sich. Das Rauschen des Wassers verstummte.

Ich trat auf eine Blöße. Da — ein hellerleuchtetes Fenster vor mir.

Ich blege weit aus. Und wieder stellt sich der Weg. Wieder braust das Wasser.

Ich steige und sichere. Steige und sichere. Grenzer, wo lauert ihr?

Immer steinigter wird der Weg. Zuweilen scheint es, als schöbe er sich wie eine Treppe in den Sternenhimmel.

Die Nacht ist kalt, nebelkalt, aber ich dampfe. Das Herz schlägt mir bis in den Hals.

Ich stolpere. Stürze.

Kralle die Finger in den Stein.

Krieche. Klettere.

Vorwärts! Vorwärts!

Nimm deine letzte Kraft zusammen!

Es gilt, das Ziel zu nehmen.

Das Ziel! Heda, Posten, schläft ihr?

Ich sinke erschöpft zu Boden.

Die wunden Füße brennen.

Ich beiße die Zähne zusammen und klinge weiter.

Der Mond stellt seine Laterne auf den Berg.

Ich taumle auf dem Kamm.

Jetzt, rasch ein Stück südwärts und du bist über der Grenze.

Da, da, was ist das?

Hundegebell. Bäume. Häuser. Ein Dorf. Hier oben?

Ich stutze bestürzt. Da stimmt etwas nicht. Solltest du am Ende —

K o m p a ß h e r a u s .

Sieh ich recht? Niederschmetternde Feststellung! Ich gottverlassener Unglücksrabe bin statt nach Süden nach Norden gestiegen. —

Ich stand wie vor den Kopf getroffen.

Platz mich auf einen Stein fallen und starrte ratlos in den Nachthimmel. Sternschnuppen schossen zu Tal.

Ich raffte mich auf. Schleppte mich aufs Geratewohl weiter. Geriet in Schnee. Nebel

wallten auf. Da stieß ich auf einen verlassenen Unterschlupf, den hier Senner aus Felsblöcken errichtet haben mochten.

Ich kroch unter und holte das letzte Stück Speck aus der Tasche. Mich hungerte so. Plötzlich mußte ich an Wölfe denken und griff nach meinem Stock. Aber schon fielen mir die Augen zu —

Meßfischblatt, Landschaft und Siedlungsform.*)

Von Carl Baasen.

Die beredeste und zugleich zuverlässigste siedlungsgeschichtliche Quelle ist die uns umgebende Landschaft, tritt sie uns doch in ihrem jetzigen Zustande geradezu als der Ausdruck der Kulturleistungen unserer Vorfahren entgegen. Die nur beschauliche Betrachtungsweise, die ihre Schönheit oder doch den Stimmungsgehalt, der in ihr steckt, auf sich wirken läßt, erfakt sie nicht in ihrem innersten Kern. Erst der wird ihr gerecht, der sie als das erkennt, was sie ist, als entstanden durch das jahrtausendelange zähe, tatkräftige Ringen des Menschen.

Vor allem bedeutete die Landschaft in der vorgeschichtlichen Zeit, als der Mensch zuerst in sie hineingestellt wurde, für ihn eine Macht von überragender Größe. Es ist eine vollständige Verkennung der Tatsachen, wenn man glaubt, der Mensch sei von jeher der Stärkere gewesen. So vermochte er auch nicht, als er seine erste Siedlungstätigkeit begann, diese nach großen Plänen, die durch Verträge und Vereinbarungen von einer größeren Zahl von Volksgenossen anerkannt worden waren, einzurichten, sondern er konnte nur mit tastenden, anfangs häufig fehlschlagenden Versuchen beginnen, und er mußte ängstlich hinspähen, wie der Landschaft einige Erfolge abzurufen waren.

Das Primäre, das Gerüst der Landschaft, ist der Boden; er bildet auch die Grundlage für die menschliche Siedlungstätigkeit. Von Jugend auf an den Anblick der Landschaft gewöhnt, sind wir geneigt, ihr Bild recht flüchtig und oberflächlich hinzunehmen, und so haben wir auch nicht gelernt, die Eigenarten des Bodens zu erkennen. Schärft aber das Interesse des Forschers unser Auge, so werden wir die überaus große Mannigfaltigkeit des Geländes wahrnehmen. Wir werden, wenn wir die Meßfischblätter zu Rate ziehen, nicht nur in gebirgigen, hügeligen Gebieten, sondern auch in der so ebenen nordwestdeutschen Landschaft deutlich die wechselnden Geländeformen sehen,

und es wird uns ebenfalls offenbar, daß mit diesen Formen die Bodenarten wechseln.

Da treffen wir im Nordwesten Deutschlands gleichmäßig hohe Gebiete mit keiner oder nur geringer Gliederung, die, trotzdem sie sich manchmal am meisten über N. N. erheben, von Hochmooren überlagert sind oder es früher waren. Anderes Gelände ist in Bodenwellen aufgeteilt. Deren Oberflächen bestehen wohl aus durchlässigen Sanden, während an den Seiten oder in den Niederungen ein toniger Boden ansteht. Auf diesem schwereren Boden fanden die Waldbäume in der vorgeschichtlichen Zeit ein üppiges Fortkommen. Wahre Riesen reckten sich zum Himmel empor und füllten dann mit ihren sterbenden Leitern die Niederungen teilweise aus. Als die Schicht zu dick wurde und die Wurzeln den Untergrund nicht mehr erreichen konnten, wuchs nur noch Gestrüpp an Erlen und Weiden darauf, durchwuchert von hohen Gräsern. Der Mensch aber reinigte das Gelände, und unser Auge, das jetzt an diesen Stellen saftige Wiesen sieht, erkennt nichts mehr von dem hier einst so mächtig pulsierenden Leben. Nur an den Seiten der Bodenwellen und in den Niederungen, soweit sie nicht von Niedermoor bedeckt waren, duldete der Mensch die Wälder nicht allein, sondern pflegte sie sorgsam und trachtete danach, falls die Bodenart es gestattete, ihren Umfang zu vergrößern, indem er die ihm am meisten Nutzen bringende Gasse durchaus bevorzugte.

Jedoch lange vorher hatte er, da ihm die Jagd, der Fischfang und die Viehzucht nicht genügend Nahrung mehr boten, angefangen, den Boden zu bearbeiten und Körner hineinzusäen, und auf diese Weise gelangte er zur sesshaftigkeit.

Aber nicht jeder Boden eignete sich für den Ackerbau. Bei der damaligen größeren Ver-

*) „Abdruck mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und der Reichsarchivstelle des Reichsamts für Landesaufnahme, Berlin. — Vergl. noch das Werk: M. Meitzen, Siedlung und Agrarwesen, Bd. I—IV, Bllch. Herk. 1895.“

breitung der Moore und der allgemein größeren Masse des Landes kamen nur die hohen, trockenen Stellen dafür in Frage. So finden wir denn auch in der Tat in ganz Nordwestdeutschland jene ältesten Fluren, die Esche, mit der so seltsamen Aufteilung, die wir Gewannflur nennen, stets auf hohem, durchlässigem Untergrunde. Die starke Wölbung der Flur, sowie die nahe Lage am Dorfe lassen sie uns immer leicht auffinden; die Reichskarte und besonders die Meßtischblätter bieten uns in allen Fällen eine zuverlässige Hilfe.

Die Tatsache des allmählichen Herausnehmens der zu bewirtschaftenden Fluren aus

ten der Bodenwelle bedeckt ein mehr oder weniger breiter Streifen Eichenwald den schwereren Boden, der nach der Seite der Bäche unter das Niederungs- oder Grünlandmoor taucht. Auch den niedrig gelegenen Dorfplatz beschattete einst ein dichter Eichenbestand, von dem nicht unbedeutende Reste auf Plan B zu erkennen sind. Die (fünf) Inhaber der drei bewirtschafteten Fluren, der Gewann- oder Eschflur, der Wiesen und der Holzungen, wohnen in den Gehöften, deren jedes mehrere Teilgebäude hat, dicht an dicht vor der Eschflur, also in größter Nähe ihrer Hauptarbeitsstätte. Diese Bauern sind auch

Reichsamt für Landesaufnahme.

Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 1285.



Maßstab 1 : 25 000

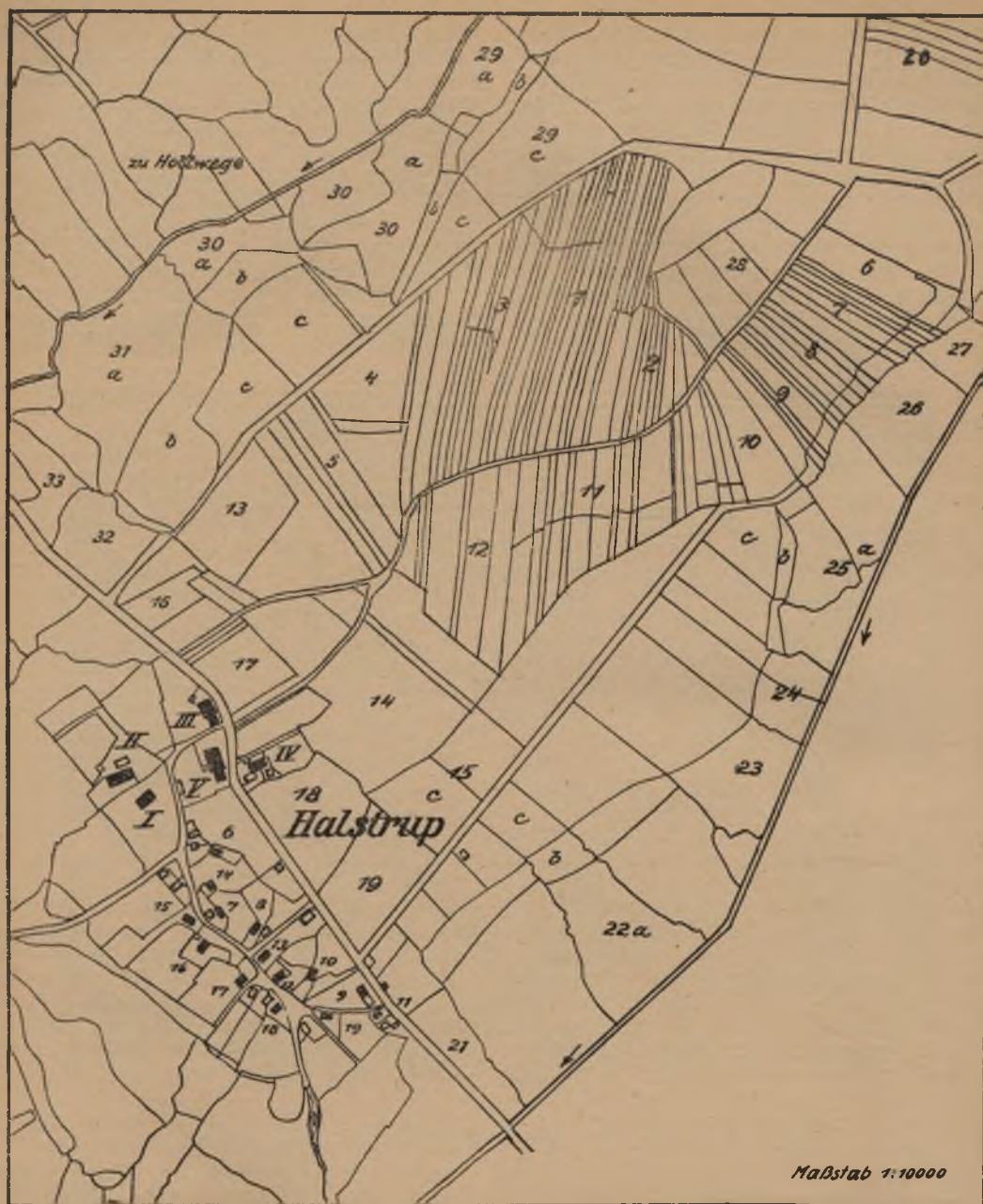
Halstrup: Plan A. (Die Isohypsen sind verstärkt wiedergegeben.)

der Urlandschaft läßt uns recht deutlich eine Vergleichung der beiden hier abgedruckten Pläne B und C von dem kleinen Dorfe Halstrup mit dem Meßtischblatt erkennen. Wir sehen nördlich vom Dorfe auf dem höchsten Teil einer schmalen Bodenwelle die älteste Ackerflur, den Esch, und noch weiter nördlich einen kleinen Nebenesch. Den ersten Beginn der Hauptflur auf dem obersten Punkte und das allmähliche Weiterwachsen auf die Abhänge hinab verraten uns die Dicke der Kulturschicht, sowie die Flurnamen. An den Sei-

ten der Bodenwelle bedeckt ein mehr oder weniger breiter Streifen Eichenwald den schwereren Boden, der nach der Seite der Bäche unter das Niederungs- oder Grünlandmoor taucht. Auch den niedrig gelegenen Dorfplatz beschattete einst ein dichter Eichenbestand, von dem nicht unbedeutende Reste auf Plan B zu erkennen sind.

Wesentlich später kamen die Ansiedler, die Rötter*), die ihre Wohnsitze zu beiden Seiten der Straße auf dem untern Dorfplatz haben. Nur nach langem Widerstreben der Dorfgemeinde wurde es ihnen erlaubt, südlich des

*) Rötter oder Rötner, abgeleitet von dem niederdeutschen Wort „Rote“ gleich Hütte oder kleines Gehöft.



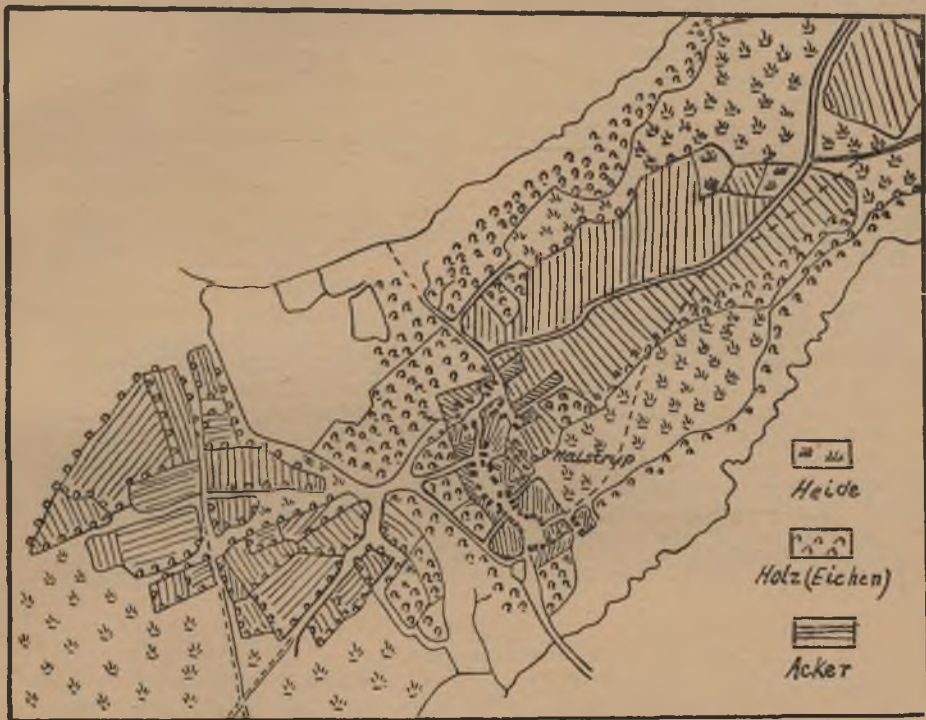
Halstrup : Plan B.

Aufnahme i. J. 1840.

Namen der Fluren : 1. Lang-Ackers, 2. Majfels, 3. Dungackers, 4. Winkelblöcke, 5. Moorackers, 6. Orties, 7. Ackerdörtjes, 8. Breen, 9. Tweelacker, 10. Kielgerden, 11. Puttenden, 12. Polacker, 13. Reebskamp, 14. Woor, 15. Logenplacken, 16. Nordwoor, 17. Woord, 18. Großer Hoff, 19. Am großen Hoff, 20. Neelanden, 21. Klampwisk, 22. Reitwisk, 23. Dellwen, 24. Pesselhorn, 25. Weekbrook, 26. Weerden, 27. Wöstemisk, dann Kattstret und Segmaden, 28. Takwegsmoor, 29. Wallbrook, 30. Ebke Wisk, 31. Grote Wisk, 32. Nerhoff, 33. Koppelwisk.

Dorfes auf dem freien Felde ihre „Kämpfe“†) anzulegen, die sich gleich der Hauptflur im Norden aus einer recht bescheidenen Keimzelle entwickelten. Das allmähliche Hinausrücken der Grenzen kommt noch recht deutlich in der unregelmäßigen Form der Fluren zum Ausdruck, auch liefern uns die Erdbücher darüber ein unerschöpfliches Material. Da die übrigen wertvollen nutzbaren Fluren, die Wiesen und Holzungen, schon lange unter die Gewannsfiedler aufgeteilt waren, bildeten die Kämpfe ihre einzige Stütze. Diese waren von recht bescheidenem Umfange, bei dem Dorfe Halstrup gehören die großen im Westen den eigentlichen Bauern. Da die Kämpfe dazu auf

gegenüber treten die Dörfer im engeren Sinne durchaus zurück, denn diese sind erst mittelbar durch sie da, deren Größe und Wachsen wurden allein bestimmt durch den Umfang und die Güte der Fluren und die durch den menschlichen Fleiß allmählich zunehmende Aufschliebung des Landes. Ja, selbst der Platz der Ortschaften ist naturbedingt. A. Meitzen gibt uns in dem 4. Bande seines Hauptwerkes eine große Zahl von Dorfplänen aus ganz Nordeuropa, und in allen Fällen können wir feststellen, daß der Kern des Dorfes, falls nicht der neuzeitliche Vorgang der Vereinödung schon Platz gegriffen hat, in unmittelbarer Nähe des ältesten Kulturlan-



Halstrup: Plan C.

Aufnahme um 1790.

niedrigem, ungegliedertem und insolgedessen früher sehr nassem Gelände lagen, eigneten sie sich, wie die Urkunden wiederholt betonen, recht wenig zum Anbau der kostbaren Winterfrucht, des Roggens; daher war die wirtschaftliche Lage der Rüter sehr bedrückt.

Diese kurze Skizze möge genügen, um zu zeigen, daß die Fluren, und zwar früher mehr noch als jetzt, an eine bestimmte physikalische Beschaffenheit des Bodens gebunden sind. Die Fluren aber bilden den eigentlichen wesentlichen Bestandteil eines Dorfes. Ihnen

†) Kämp gleich niederdeutsches Lehnwort aus lat. campus gleich Feld, eingegabtes Stück Feld.

des sich befindet. Die Ursache dafür bilden die früher vielfach grundlosen Wege, die, wie in allen Archiven leicht zu sehen ist, allgemein so schlecht waren, daß die ungünstigsten Stellen mit Buschwerk, Brettern und Bohlen ausgebeffert wurden, wofern nicht Steine und grober Sand ein wirksameres Mittel boten. Gewöhnlich ist durch die Form des dem Ackerbau günstigen Geländes auch der Aufbau des Dorfes festgelegt. Ein Vergleich der Meißischblätter mit den Flurkarten, deren Verständnis durch archivalische Forschungen vertieft werden sollte, liefern uns interessante Einzelheiten. Der für Nordwestdeutschland vorherrschende typische Aufbau der Dörfer ist der des Dorfes Halstrup: am Fuße des nach

einer Seite abfallenden ältesten Kulturlandes dessen Inhaber, deren Zahl in der Regel zwischen 1 und 20 liegt, und dahinter die später hinzugekommenen Siedler, die Rötter. Daneben finden wir das Reihendorf, das sich an einer Seite oder auch rund um eine gleichmäßig hohe Bodenwelle hinzieht. Wo dagegen, wie es vor allem in dem südlichen, höher gelegenen Teil Nordwestdeutschlands zutrifft, das Gelände nicht so stark gegliedert ist, und wo größere Flächen gleichmäßig hohen, in der ältesten Zeit dem Ackerbau gleichmäßig günstigen Bodens vorhanden sind, da treffen wir manchmal den Fall, daß ein enges Hausendorf in der Mitte liegt und rund umgeben ist von der Gewinn- oder Eschflur. In diesen Dörfern herrscht bis in die neuere Zeit die reine Eschwirtschaft; weiter vom Dorfplage abliegende Rämpe anzulegen, dafür lag hier wie bei dem Dorstyp Halstrup, wo die tieferen Seitenabhänge der Bodenwelle zu naß waren, keine Veranlassung vor. Es ist hier nur an die Gewinnssiedler gedacht, die Rötter haben auch bei diesen Dörfern ihre Rämpe weiter abgelegen.

Der Verfasser dieser Zellen war in der glücklichen Lage, ein für die Forschung äußerst günstiges Gebiet untersuchen zu können, nämlich das Oldenburger Ammerland. Wie die Meßtischblätter zeigen, weist dies Gebiet eine sehr regelmäßige, dazu reiche Gliederung auf, und es findet sich auf engem Raume eine häufige Wiederholung der verschiedensten Bodenarten. Als nun die 700 Bauern- und Rötterstellen von 55 Ortschaften z. Z. 500 Jahre und darüber hinaus zurückverfolgt wurden, ergab sich die Ueberzeugung mit zwingender Gewißheit, daß die Eigenart der Geländever-

hältnisse allein die Richtung und den Fortschritt der Siedlungstätigkeit des Menschen festgelegt haben. Der Mensch konnte sich eben nicht von seinen Neigungen und Wünschen leiten lassen. Es ist dies für jeden praktischen Landwirt — und zwar ist jede Siedlungstätigkeit eine landwirtschaftliche Tätigkeit — und für den, der selber gelernt hat, den Pflug zu führen, eine Tatsache von apodiktischer Gewißheit.

Die Agrarhistoriker dagegen glauben gewöhnlich in den verschiedenen Siedlungsformen den Ausdruck eines verschiedenen Volkstums zu erkennen, und sie unterscheiden wohl Gebiete keltischer Einzelhöfe und germanischer Hausendörfer. Sie sind der Ansicht, daß unsere Altvordern der vorgeschichtlichen Zeit der wilden Urlandschaft mit großer Ueberlegenheit entgegengetreten sind. Demgegenüber können wir nur immer wieder betonen, die Frage nach der Entstehung unserer Siedlungsformen ist nicht eigentlich eine historische Frage, eine Frage des Volkstums, sondern in erster Linie eine geographisch-geologische, eine Frage des Bodens.

Der Irrtum der Agrarhistoriker konnte nur auskommen, weil sie einmal die Erfahrungen der landwirtschaftlichen Praxis nicht berücksichtigen, und zweitens, weil sie die Benutzung der Karten vernachlässigten. Besonders vermittelt uns eine kombinierte Benutzung verschiedener Karten, des Meßtischblattes, der Flurkarte und gegebenenfalls älterer topographischer Karten einen besseren Einblick in den Vorgang der Entstehung und Entwicklung der Siedlungsformen, als eine große Zahl ausführlicher Urkunden es können.

Die Uhr als Kompaß.

Einen Kompaß kennen wir. Wir wissen, daß er mit seiner blauen Nadel bei uns ungefähr nach Norden zeigt, im Osten Deutschlands trifft er jene Richtung besser als im Westen. Warum das so ist, darüber wollen wir uns nicht weiter unterhalten. Ein Kompaß, der aber gute Dienste leisten soll, ist nicht so billig, und das Herumtragen in der Tasche verträgt er nicht, seine magnetischen Eigenschaften leiden darunter.

Uhr und Sonne sind auch unser Kompaß. Wenn wir uns öfters den Sternhimmel angesehen haben, werden wir bald bemerkt haben, daß die Sterne und auch die Sonne Wege vollenden, in Bahnen kreisen, die schräg oder

winklig zum Horizont verlaufen. Für unsere Zwecke merken wir uns, daß in Mitteldeutschland dieser Winkel etwa 88 Grad beträgt. Wir nehmen am Vormittag unsere, auf wahre Ortszeit, nicht mitteleuropäische Zeit, gestellte Taschenuhr — die Ortszeit können wir erfragen, es soll gerade 9 Uhr sein — und drehen sie in wagerechter Lage so, daß der kleine Zeiger auf die Sonne zeigt, dann liegt Süden zwischen dem kleinen Zeiger, der in unserem Falle auf die Ziffer 9 zeigt, und der 12, also dort, wo wir $\frac{1}{2}11$ ablesen. Um genau vorzugeben, heben wir nun die Uhr so, daß die Linie 12—6 auf dem Zifferblatt einen Winkel von rund 40 Grad mit der Wagerechten

bildet und achten darauf, daß der kleine Zeiger seine Richtung auf die Sonne beibehält. So finden wir im Sommer die wirkliche Südrichtung. Im Winter ist diese Handhabung aus astronomischen Gründen nicht durchführbar — das Zifferblatt müßte nämlich umgedreht werden — aber ein Auffuchen mit der wagerechten Uhr genügt uns, was übrigens auch sonst im allgemeinen ausreicht. Am Nachmittage müssen wir rückwärts lesen; steht z. B. der kleine Zeiger, der stets auf die Sonne gerichtet werden muß, über der 3, so ist danach Süden zwischen ihm und der 12, also bei $\frac{1}{2}2$ zu suchen. Hat man Süden gefunden, kennt man auch die anderen Himmelsrichtungen: Norden liegt gerade entgegengesetzt, Osten links und Westen rechts von Süden.

Wie ist das eben Gesagte zu erklären? Die Sonne braucht 24 Stunden, um ihre Bahn, einen Kreis am Himmel, zu durchlaufen, wo-

bei in jeder Stunde der 24. Teil von den 360 Graden des Kreises, also 15 Grad, zurückgelegt werden. Mit einer Uhr, die mit 24 Stunden beziffert wäre, würde sich bei einer Einstellung des kleinen Zeigers auf die Sonne und die nötige Hebung die Südrichtung sofort feststellen lassen, indem die 12 den markanten Punkt angibt. Unsere Uhr hat aber nur 12 Ziffern. Der Zwischenraum zwischen zwei Ziffern beträgt stets 30 Grad, nochmal so viel wie bei der vorigen Uhr. Nun ist sehr leicht zu verstehen, was jetzt folgt! Eine Uhr, deren kleiner Zeiger in 12 Stunden 360 Grad beschreibt, läuft doppelt so schnell als eine, deren kleiner Zeiger in 24 Stunden einen Umlauf vollendet; folglich muß bei der ersten der Abstand des kleinen Zeigers von der 12 halbiert werden, um gleiche Teile wie bei der anderen zu erhalten. Auf diese leichte Weise läßt sich dann Süden finden.

Aus der ältesten Druckerei in Oberschlesien

ging das älteste obereschlesische Heimatblatt, der

„Oberschlesische Anzeiger“

„General-Anzeiger für Schlessien und Posen“

herbor

Bist du schon Bezieher dieser angesehensten Tageszeitung?

Bestelle ihn sofort bei der Post oder in der Hauptgeschäftsstelle **Ratibor**, Oberwallstraße 22/24 (Tel. 94 und 130), sowie in den Geschäftsstellen **Beuthen O.S.**, Gräupnerstraße 4 (Telefon 2316), **Hindenburg**, Dorotheenstraße 8 (Telefon 3988), **Oleisitz**, Wilhelmstraße 49 b (Telefon 2891) **Oppeln**, Reiffe, Leobschütz, Roßmarkt 6 (Telefon 26), **Rybnik** (Polnisch-Oberschlesien) ul. Rorfantego 2

Der „Oberschlesische Anzeiger“ ist auch noch heute die mit am meisten gelesene Zeitung Oberschlesiens und der angrenzenden Gebiete

Oberschlesisches Volkslied.

(Nach Rogers Sammlung Nr. 304, aus Gleitwiz, übersetzt von Paul Albers.)

Meine Geliebte,
ach überlege,
wieviel zu dir schon
ich machte der Wege.

Ei, wenn ich Rechnung
darüber sollt' führen,
müßte ein Schreiber
alles notieren.

Schreiber zu halten,
Tinte zu kaufen,
ja, da würd' ich freilich
viel Geld verbrauchen.

Mädchen, was denkst du,
's ist zum Ergötzen
fliehst zum Himmel und mußt
niedrig dich setzen. —

. . . Denken ist zollfrei,
wer will's verbieten,
seh mich zu niemand,
werd mich schön hüten.

Und wenn ich's täte,
wer will mir's wehren?
Jeder weiß, daß ich
aufwuchs in Ehren.

O Jagel, Jagel,
Knirpselchen, Kindchen,
reichst nicht herauf bis
zu meinem Mündchen. —

. . . Wenn ich auch klein bin,
greif ich zum Stuhle,
steige darauf und küß dich
jußt wie dein Buhle.

Oberschlesische Anekdoten.

1. Bauernwiz.

In Einsiedel (Bezirk Freivaldau) hatte ein Bauer unter seinem Birnbaum einen Scheffel Dukaten gefunden, verriet aber nichts im Dorfe davon. Selbst seine sonst geschwätzige Frau beobachtete Stillschweigen. Die Leute aber wunderten sich über seinen plötzlichen Reichtum und munkelten allerlei seltsame Dinge. Das Gerücht wollte kein Ende nehmen.

Da er schweigen mußte, nahm er in seiner Angst Zuflucht zu einer List. Er ließ durch seinen Knecht am Morgen in aller Frühe einen Sack voll Brezeln vor seiner Tür ausschütten, zeigte sie den Nachbarn und meinte mit ernster Miene: „Heute in der Nacht hat es wieder einmal Brezel geregnet!“ . . . Darob großes Erstaunen und lange, verdächtige Gesichter.

2. Warum kein Maurer in die Hölle kommt.

Ein Maurer hatte die Aufgabe, die Hölle auszuweißen. Dabei schritt er, seinen Pinsel führend, immerfort rückwärts und trat einen kleinen Teufel tot. Wütend nahm ihn Luzifer und warf ihn zur Hölle hinaus. Seitdem kommt kein Maurer mehr in die Hölle.

Paul Ruher.

3. Nochmals Bauernwiz.

Einst fuhr ein Bauer mit einem Fuder voll Getreide durch die Stadt. Plötzlich wurden die Pferde scheu und sprangen zur Seite und der Wagen kippte um.

„Allgütiger Himmel“, schreit der Bäuerlein, „mein Junge wird unter den Garben noch ersticken.“ Auf dieses Geschrei kommen alle Leute zusammengelaufen, um den armen Jungen zu retten, sogar die Offiziere und

Gendarmen. Mit großer Hast werfen sie die Garben auf den Wagen, worauf der Bauer steht und die Garben geordnet hinlegt. Aber als alle Bündel auf dem Wagen liegen, da überzeugen sich alle, daß der Junge nirgends zu sehen ist.

„Was ist denn das, wo ist der Junge?“ fragen alle mit Erstaunen.

„Zu Haus“, antwortet das Bäuerlein und fährt lachend von dannen.

4. Ein Schönwälder Stücklein.

Vor dreißig Jahren lebte in Gleiwitz ein Schneider. Dieser hatte einen Papagei. Einmal entflog ihm dieser nach Schönwald und setzte sich auf das Dach eines Bauern. Dieser nahm eine Leiter und wollte auf das Dach steigen, um den Papagei zu fangen. Da schrie der Papagei laut auf: „Was wollen Sie?“ Erschrocken nimmt der Schönwälder den Hut vor ihm ab und sagt: „Entschuldigen Sie, ich dachte, Sie wären ein Vogel.“

E m. G z m o t.

5. Unfreiwilliger Humor.

Einst gab es in Antonienhütte einen Menschenfreund und Arzt, Sanitätsrat Arnold Wanjura, der den Ehrgeiz hatte, ein ernstzunehmender Verbreiter von Volksliteratur zu sein, der aber dabei (um 1876) folgende Bierzeiler drucken ließ:

Kommt zur Schiene Schiene,
Bildet auf dem Plan
Für die Dampfmaschine
Sich die Eisenbahn.

*

Geistbegabte Deute
Schweigen oft und ruhn,
Aber beides deute
Niemand als ihr Tun. (!)

*

Alle guten Wiße
Glüh'n wie Funken schnell,
Durch Gedankenblitze
Wird's nicht tagesshell.

*

Wißt ihr, welche Gleise
Sokrates betrat?
Sokrates war weise,
Aber erst Soldat. (!)

Kind, hör auf zu lallen,
Lern das Abc,
Nicht vom Himmel fallen
Wird dir die Idee. (!)

*

Geh drum und verbrette
Wahrheit rings im Kreis.
Einsicht ist im Streite
Siegender Beweis.

6. „Vormieterka“.

Bitte, nicht das Lexikon nachzuschlagen oder gar das griechisch-türkische Wörterbuch. Vielmehr „Oberschlesischer Wanderer“, Nr. 101 vom 1. Mai 1895, also vor sage und schreibe 30 Jahren. Dort steht erbaulich zu lesen:

„Ein gewisser Herr „Ano Rymus“ von hier, ein sehr freundlicher Mann, der anscheinend recht viel Zeit hat, teilt uns lebenswürdiger Weise das Ergebnis seiner „lang-jährigen Studien“ mit. Er hat sich nämlich darauf verlegt, zu studieren, wie in Gleiwitz der polnische Ausdruck für Vermieterin an den Schildern zu finden ist. Nach seinen Forschungen wohnt je eine Vormieterka in der Wassergasse, Turmstraße 8, Wilh. Str. 9a, Bonkstr. 11, Niederwallstr. beim Eisfeller und zwei in der Vangestr., eine Vormieterka dagegen finden wir neben der Dame ohne e ebenfalls in der Turmstr. Unter Verzichtleistung auf das e beanspruchen zwei solche nützliche Frauen hingegen ein h. Diese finden wir Oberwallstr. im Keller der Hill'schen Druckeret und Vangestr. 11 als Vormieterka. Noch anspruchsvoller sind nun diejenigen Damen, die ein e und ein h im Schilde führen. Wir lesen demnach Vormietherka zweimal am alten Rostmarkt, je einmal Nikolaistr. 6, Stockgasse, Mittelstr. und Niederwallstr. Et was besonderes gibt's auf der Karlstr.; dort wird man Dovormietherki gewiesen. Der eifrige Sammler stellt uns für nächste Zeit noch Weiteres in Aussicht z. B. Grohmobilber (Vangestr.), Wattawia (ebendasselbst), Adniglich geprüfter Fußbeschlag (Raudenerstr.) u. a. m.“

Wie gut, daß das die Franzosen nicht mehr angetroffen haben. Das wären am Ende Weise für die polnische Rationalität der Gleiwitzer Bevölkerung gewesen.

A. Schiller.



Spiel und Humor.

Der Herr ist nicht zu Hause.

Stühle werden in doppelter Reihe ins Zimmer gestellt, sodaß ihre Lehnen aneinanderstoßen. Ein Stuhl weniger, als Mitspielende sind. Die Kinder ziehen nun im Gänsemarsch im Zimmer oder im Freien umher und singen nach irgendeiner Melodie folgenden Verschen:

Der Herr ist nicht zu Hause,
Er ist auf einem Schmause,
Doch wenn er wird nach Hause kehren,
So werden wir ihn klingeln hören.

Der vorderste des Zuges trägt eine Klingel oder einen Stock mit Deckel. Wenn alle recht weit von den Stühlen entfernt sind, wird geklopft oder geklingelt, dann muß jeder eilen, einen Platz zu finden. Wer keinen erwischt, muß die Rolle des Anführers übernehmen.

Oberschlesische Post.

Alle setzen sich in einem möglichst großen Kreise auf Stühle, und jeder wählt sich einen Städtenamen. Ein Mitglied der Gesellschaft wird in die Mitte des Kreises gestellt, ihm werden die Augen verbunden, und er wird erst umgedreht. Jetzt ruft der in der Mitte Stehende zwei Städtenamen: Ich schreibe einen Brief in Reisse und schicke ihn nach Patzschau. Diejenigen, die sich nun diese Namen erwählt haben, erheben sich sofort sehr leise und wechseln ihre Plätze. Der in der Mitte Stehende sucht indessen einen der Plätze mit verbundenen Augen zu erfassen. Gelingt das, so ist der Uebrigbleibende verurteilt, den Platz in der Mitte einzunehmen.

Oberschlesischer Namen-Witz.

Malowane Most. Bei Ruda liegt eine Kolonie Carl Emanuel. Most heißt auf Deutsch: Brücke. Aus Carl Emanuel hat der Volksmund „Malowane Most“ gemacht. Man denkt zuerst, daß „Malowane“ ein verdorbener Emanuel ist. Aber wie kommt Most dazu? Nun, in der Nähe ist eine Brücke, die wurde gerade gestrichen.

Abgekürzt. Kofot heißt im oberchlesischen Polnisch: Fahn. Zwischen Morgenroth und Carl-Emanuel-Kolonie bei Ruda lag eine Zafanterie. Die heißt heute noch im Volksmunde — Kofotek.

Oberschlesischer Spruch.

Wer aus Benthen kommt unbeweibt,
Aus Gleiwitz unbekneipt
Und aus Hindenburg ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen.

Kindereien.

Der Sprengwagen. Der kleine Hans geht mit seiner Mutter bei einem Sprengwagen vorbei. Ueberrascht ruft er aus: „Da müssen aber viele Jungen drin sein!“

An der Laterne. Der kleine Peter kommt ganz beglückt nach Hause. „Ich kann ein neues Kunststück.“ Auf Befragen stellt er sich auf alle vier und hebt ein Bein hoch.

Im Eisenbahnwagen. Der Stolz der Familie stellt mit lauter Stimme im Eisenbahnwagen fest, daß es da riecht. Die Mutter belehrt ihn, daß er so etwas nicht laut sagen soll. — „Ach Mutti, da bist Du es wohl gewesen?“

Erkennungszeichen. Der Lehrer hält den Dorfjüngsten einen Vortrag, sie sollen nicht zusammen ohne Badehosen baden gehen. Beim nächsten Mal erwischt er die kleine Bande wieder und fragt: „Schämt ihr euch nicht, nackt vor einander zu baden?“ Darauf erklärt ein Junge: „Herr Lehrer, wir haben nicht gewußt, daß hier auch Mädel sind. Denn sie waren schon nackt, wie wir herkamen.“

Trumps. Der Lehrer hat seinen Buben verboten, Karten zu spielen und erwischt doch einen, der gerade ein Spiel verliert. Er verspaßt ihm eine und fragt ihn: „Weißt du jetzt, warum du Hause gekriegt hast?“ — „Ja, Herr Lehrer, ich sollte Trumpf spielen.“

Kavaller. Auf einer Schulwanderung wird der Lehrer von einem Buben auf die Seite gerufen. In einem Wassergraben steht man zwei Frösche in copula. Der Junge flüstert: „Ich wollte Ihnen das bloß zeigen. Die Mädeln brauchen das nicht zu sehen.“

Aus dem reiferen Alter. Ein Untersekundaner bringt ein neues Fahrrad nach Haus, das er geschenkt bekommen hat. Welcher Vater würde sich darüber nicht wundern? Die Erklärung wie folgt: „Ich war bei meiner Kusine zum Geburtstag eingeladen. Als ich gerade den reich gedeckten Geburtstagsstisch mir besah, kam die Anni herein und sagte, daß ich mir jetzt etwas wünschen dürfte. Da hab' ich mir das Rad gewünscht.“

Vom schwachen Geschlecht. Frage: Gibt es auch ein schwaches Geschlecht? — Antwort: Nein, nur ein starkes und ein noch stärkeres.

Bayerische Episode. Hitler kam, als er noch Reichspolitiker war, nach Bayern. Es war gerade Kirchweih. Und einer rief: „Süßla, hoch, hoch, hoch!“ Hitler glaubte, er sei gemeint, ging hin und wurde ein berühmter Mann.





Dorfbyll Gurel, Kreis Ratibor.

Rätflecke.

Von Elfe Rostalski.

1. Im ersten wanderst du ins zweite,
Um zu durchstreifen froh die Wette.
Im Ganzen stolze Mauern ragen,
Die ew'ge Schönheit in sich tragen.
2. Du siehst das Wort auf der Eisenbahn;
Fußlos fällt es die Pferde an.
3. Das erste hat ein jedes Haus;
Das zweite ist am Meer zu finden.
Seh' „e“ in zwei, streich' „a“ daraus:
Eins-zwei wird sich zum Staat verbinden.
4. Das erste brauchst du alle Tage,
In zwei-drei ruhest du von der Plage
Des Tages alle Nächte aus;
Zu vier gehört Vieh, Feld und Haus.
Doch kannst du eine Reise machen
Zu eins bis vier, dann kannst du lachen.
5. Das Wort am Raine ich blühen seh',
Und gleich dabei blüht „a“ statt „nd“.
6. Die zwei ist nie ein Ganzes,
Die eins ist niemals weich.
Die Hacke führt im Ganzen
So manchen harten Streich.
7. Das erste tut man mit den Beinen;
Die zwei ist Ton auf dem Klavier.
Wird sie zum Ganzen man vereinen,
Ist es ein Fluß, sehr weit von hier.
Doch setzt man zwei in eins hinein,
Wird's eine Reihe Töne sein.
8. Es grünt mit „A“, es pfeift mit „D“;
Mit gleichem Kopf geht's beiden so:
Mit „a“ braucht man's auf hoher See,
Trinkst du zuviel vom „o“ — o weh!
9. Es ist ein Wort, das frühlich singt
Und uns den schönen Frühling bringt;
Doch statt des „a“ ein „ie“ schafft
Ein Bild der Fruchtbarkeit und Kraft.
10. Das Wort ist Schmuck an Wohngeschossen.
Doch wird ein Kopf ihm nun gegeben
Und jemand darin eingeschlossen,
Dem wird im Worte Leid sein Leben.
11. Setzt du in den fleiß'gen Landwirt ein
Ein Wort, das nicht „immer“, doch „oft“
wird sein,
So wird ein Mann entwickelt draus,
Der läßt erstehen manches Haus.
12. „A“ verschließt; „Z“ verbrieft,
Wenn es auf den Kopf dir fällt;
Doch man braucht's in aller Welt.
13. Schön sind beide Dinge nicht,
Ob man „n“, ob „r“ man schreibt:
„n“ ist lästig, läuft und sticht,
„r“ der Haut ist einverleibt.



Gelbenrätsel.

Märkte in Ober- und Mittelschlesien.

Abkürzungen: K heißt Krammarkt. — J heißt Jahrmarkt. — R (oder Rh oder P) heißt Roh- (oder Pferde-) Markt. B heißt Viehmarkt. — KB heißt Kram- und Viehmarkt. — KP heißt Kram- und Pferdemarkt. — BP heißt Vieh- und Pferdemarkt. — KBP heißt Kram-, Vieh- und Pferdemarkt. — Sw heißt Schweinemarkt. — W heißt Wollmarkt. — L heißt Leinwand. — Lb heißt Ledermarkt. — Fl heißt Flachsmarkt. — Rdo heißt Rindviehmarkt. — Hnf heißt Hanfmarkt. † heißt Schranne usw.
Die Abkürzungen für die Monatsnamen lauten: Ja, Fb, Mz, Ap, Ma, Ju, Jl, Ag, Sp, Okt, Nv, Dz.

Oberschlesien:

Alt Budkowitz K 3 Ap, 6 Nv. Alt Poppe-
lau RdoPsw 20 Ma, 28 Okt. Annaberg (Kr.
Gr.-Strehlitz) KRdoP 11 Ju, 16 Sp. Bauers-
witz KRdoPswZiegen 13 Ma, 2 Dz. Ben-
then D.-S. KRdoPswZiegen 5 Fb, 9 Ap, 22
Okt, 10 Dz, RdoPswZiegen 9 Jl. Bladen K
8 Ap, 17 Ju, 30 Sp, 9 Dz. Borslawitz KRdoP
P 19 Mz, 21 Ma, 10 Sp, 12 Nv. Carlsruhe
D.-S. KRdoPswZiegen 13 Ma, 26 Ag, RdoP
PswZiegen 25 Fb, 4 Nv. Cosel KRdoP 15
Ap, 2 Sp, RdoP 11 Fb, 24 Ju, 29 Jl. Deutsch
Neunkirch K 2 Ap, 28 Okt, 10 Dz. Falkenberg
D.S. KRdoPswZiegen 20 Mz, 17 Jl, 18 Sp,
4 Dz, RdoPswZiegen 8 Ma, 23 Okt. Fried-
land D.S. KRdoPswZiegen 6 Mz, 3 Jl, 4
Sp, 16 Okt, RdoPswZiegen 1 Ma, 26 Nv.
Friedrichsgrätz KRdoP 6 Fb, 18 Ju, 7 Ag, 6
Nv. Gleiwitz K 18 Mz, 19 Ag, 18 Nv, RdoP
29 Ja, 26 Fb, 26 Mz, 23 Ap, 21 Ma, 25 Ju, 30
Jl, 27 Ag, 17 Sp, 29 Okt, 26 Nv (je 2), Pro-
dukten jed. Dienst., wenn Feiert., werktags
darauf. Groß Neunkirch KRdoPswZiegen 12
Mz, 5 Nv. Groß Stanislaw RdoPswZiegen
20 Mz, 22 Ma, 28 Ag, 13 Nv. Groß Strehlitz
KRdoPZiegen 16 Ja, 12 Ju, 18 Sp, RdoPZieg
6 Mz, 15 Ma, 7 Ag, 11 Dz. Grottkau KRdoP
Psw 6 Ma, 30 Sp, RdoPsw 18 Fb, 24 Ju,
26 Ag, 4 Nv. Guttentag K 21 Ja, 3 Ju, 2
Sp (je 1½), RdoP 11 Mz, 15 Ap, 13 Ma, 1 Jl,
7 Okt, 4 Nv (je 1½). Ratfcher K 1 Ap, 21 Okt,
16 Dz. Kiefernstädt KRdoP 14 Ma, 10 Sp,
12 Nv, RdoP 19 Mz, 17 Dz. Klein Strehlitz
KRdoP 4 Ap, 25 Sp, 30 Okt, RdoP 12 Ju.
Konstadt PRdoPswZiegen 1 Ap, 1 Jl, 21 Okt,
RdoPswZiegen 5 Fb, 7 Ma, 13 Ag, 5 Nv,
Flachs 7 Ja. Kostenthal Krautm 12, 19, 26
Okt, 2 Nv (je von 6—9 Uhr). Kranowitz KRdoP
8 Ap, 1 Jl, 23 Sp, 25 Nv. Krappitz KRdoP
PswZiegen 26 Fb, 27 Ag, RdoPswZiegen
27 Ma, 11 Nv. Kreuzburg D.S. KRdoPsw

11 Fb, 30 Sp, 25 Nv, RdoPsw 25 Mz, 29 Ap,
17 Ju, 15 Jl, 12 Ag, 17 Okt. Rupp KRdoPsw
Ziegen 7 Ma, 29 Okt. Landsberg D.S. KRdoP
Psw 23 Ja, 27 Mz, 3 Jl, 28 Ag, 24 Okt, 11
Dz. Langendorf (Kr. Gleiwitz) KRdoP 19
Mz, 3 Sp, 12 Nv, RdoP 4 Ju. Leobschütz
KRdoP 29 Ap, 16 Sp, 25 Nv, RdoP 4 Mz, 17
Ju. Leisnig KRdoPZiegen 7 Ma, 6 Ag, 1
Okt, RdoPZiegen 5 Nv. Meisse K 23 Ap, 22
Okt, RdoPswZiegen 18 Ja, 12 Ap (a. Palm),
26 Ap, 12 Jl, 25 Okt (je 1½). Neunkirch D.S. K
25 Mz, 9 Sp, 11 Nv. Oberglogau KRdoP 8
Ap, 26 Sp, 4 Nv, RdoP 4 Fb, 4 Ag. Oppeln
KRdoPswZiegen 18 Mz, 24 Ju, 28 Okt, RdoP
PswZiegen 18 Fb, 15 Ap, 20 Ma, 22 Jl, 19
Ag, 16 Sp, 18 Nv. Ottmachau K 29 Ap, 2 Sp,
9 Dz. Patzschau K 15 Ap, 26 Ag, 18 Nv, RdoP
PswZiegen 6 Mz, 13 Nv. Peiskretscham
KRdoP 4 Mz, 5 Ag, 21 Okt, RdoP 13 Ma, 16
Dz. Pilschowitz KRdoP 8 Ma, 21 Ag, 6 Nv,
RdoP 6 Fb. Pilschen KRdoPsw 18 Fb, 6
Ma, 19 Ag, 11 Nv, RdoPsw 26 Ju. Proskau
K 27 Mz, 26 Ju, 28 Ag, 30 Okt. Ratibor RdoP
PswZiegen 18 Fb, 6 Ma, 12 Ag, 30 Sp, 9 Dz,
Saat 13 Fb, 18 Sp, Wolle 13 Ju. Rosenberg
D.S. K 25 Ju, 20 Ag, 12 Nv, RdoPsw 8 Ja,
19 Fb, 9 Ap, 4 Ju, 13 Ag, 10 Sp, 5 Nv. Schie-
rosau KRdoPswSchafeZiegen 2 Ap, 8 Okt.
Schurgast Ksw 3 Ap, 24 Jl, 9 Okt, 11 Dz.
Steinan D.S. KRdoPswZiegen 6 Fb, 11 Sp,
6 Nv, RdoPswZiegen 16 Ja, 13 Mz, 15 Ma,
10 Jl. Tost KRdoP 8 Ap, 1 Jl, 30 Sp, RdoP
4 Fb, 2 Dz. Tropfowitz (Kr. Leobschütz) Jahr-
markt 8 Ap, 24 Ju, 9 Okt. Tworog KRdoP
6 Mz, 6 Nv, Ksw 5 Ju, 21 Ag. Ujest KRdoP
PZiegen 21 Ma, 3 Sp, 3 Dz, RdoPZiegen 15
Ja, 12 Mz, 2 Jl. Zawadzki K 4 Fb, 6 Ma, 19
Ag, 18 Nv. Ziegenhals Ksw 2 Ap, 3 Sp, 5
Nv. Zülz KRdoPswZiegen 10 Ap, 21 Ag, 13
Nv, RdoPswZiegen 28 Ma, 18 Dz.

Mittelschlesien:

Auras a. D. K 24 Fb, 12 Ma, 18 Ag, 17 Nv.
Bernstadt i. Schl. KRdoPswFerkel 6 Ma, 16
Sp, 11 Nv, RdoPswFerkel 4 Mz, 24 Ju, 5 Ag
(je vorm.), Wochenferkelm. jed. Mittw. vorm.,
wenn Feiert., fällt der Markt aus. Beuthen
a. d. Oder KRdoPswZiegen 26 Mz, 25 Ju,
20 Ag, 26 Nv, KleintierGefl. 3, 10 Ma. Bohrau
K 7 Ap, 6 Okt (je nachm.). Vollenhain K 13 Ja,
7 Ap, 2 Ju, 7 Jl, 13 O, RdoPsw 8 Ap, 14 Okt.
Breslau Topf 24 Mz, 9 Sp (je 4), K 10 Ap

(Sundsfelder Messe), Flachs 8 Dz, Kleinv. jed.
Montag, Hauptschlacht jed. Mittw., Ruhop
am ersten Freitag jed. Monats, wenn Feter-
tag am folg. Freitag. Brieg K 18 Ju, 10 Sp,
12 Nv, 31 Fb, 8 Ap, 17 Ju, 15 Jl, 9 Sp, 21
Okt, 11 Nv. Bunzlau K 25 Fb, 29 Ap, 12 Ag,
28 Okt, RdoP 26 Fb, 30 Ap, 13 Ag, 29 Okt.
Canth K 9 Sp. Charlottenbrunn K 31 Mz, 5
Ma, 20 Okt, 8 Dz. Daubitz KRdoP 29 Mz, 5
Jl, 4 Okt. Deutsch-Wartenburg TaubenKlein-

here 16, 23 Fb, 2, 9, 16, 23, 30 Mz, 6, 13, 20,
 27 Ap, 4, 11, 18, 25 Ma, 1 Ju (je von 11 bis 13
 Uhr). Diehsa Rndvß 22 Ap, 8 JI, 9 Sp, 2 Dz.
 Dnherrnsfurth R 1 Ap, 5 Ag, 14 Df. Fefen-
 berg RndvßSw 13 Mz, 5 Ju, 11 Sp, 13 Nv.
 RndvßSw 16 Ja, 13 Fb, 10 Ap, 8 Ma, 10 JI,
 14 Ag, 16 Df, 11 Dz. Frankenstein i. Schl.
 RndvßKleinvTopf (ausgenommen Porzellan)
 9. Ap, 1 Df. Freivalbau R 17 Mz, 18 Ag.
 Frenhan Stadt RW 4 Fb, 6 Ma, 19 Ag, 2 Dz.
 Frenstadt i. R.-Schl. R (mit P am 1. Tage) 11
 Mz, 17 Ju, 7 Df (je 2), Pfohlen 7 Ja, 12 Ag,
 RndvßSw 12 Mz, 18 Ju, 8 Df, Tauben 16, 23
 Fb, 2, 9, 16, 23, 30 Mz, 6, 13, 21, 27 Ap, 4, 11,
 18, 25 Ma, 1, 9 Ju (je von 6 Uhr 30 bis 8 Uhr
 30). Die Hauptf finden am 2. Tage statt.
 Friedeberg a. D. R 10 Mz, 7 JI, 8 Sp, 27 Df,
 RndvßSwFüllen 11 Mz, 8 JI, 9 Sp, 28 Df,
 Tauben 28 Ja. Friedland i. Schl. RTopf 12
 Mz (Mitfaffenm), 14 Ma (Pfingftm), 6 Ag
 (Bartholomäusm), 1 Df (Simon-Jubam) (je
 2), Topfm beginnen 1 Tag früher und dauern
 1 Tag länger. Fürftenau (Kr. Neumarkt) R
 28 Sp, 11 Nv. Glogau Jahrm 6 Ma, 4 Nv (je 2).
 Goldberg Rndvß 20 Ja, 28 Ap, 14 JI, 20 Df,
 Montagsm 20 Ja, 20 Df (je um 8 Uhr), 28 Ap
 und 14 JI (je um 7 Uhr). Görlitz RTopf 10
 Fb, 23 Ju, 18 Ag (R. je 4, Topf je 5), Rndvß-
 SwSchafWochenm 11 Fb, 8 Ap, 24 Ju, 11 Nv,
 RndvßSwSchf 19 Ag, Wochenm 13 Fb, 26 Ju,
 18, 21 Ag. Greiffenberg i. Schl. R 3 Mz, 30
 Ma, 15. Sp, 10 Nv, RndvßSw 4 Mz, 31 Ma,
 16 Sp, 11 Nv. Groß Wartenberg RW 11 Mz,
 20 Ma, 9 Sp, 4 Nv, W 21 Ja, 15 Ap, 17 Ju, 12
 Ag. Grünberg i. Schl. Rndvß 15 Ap, 20 Ma,
 22 JI, 7 Df, Sw 7 Ja, 12 Fb, 4 Mz, 16 Ap, 6
 Ma, 11 Ju, 15 JI, 6 Ag, 9 Sp, 15 Df, 18 Nv,
 17 Dz Weihn 21 Dz (4), Wochenm jeden Mitt-
 woch und Sonnabend. Guhrau RW 12 Mz, 13
 Ag, 1 Df, W 11 Ju. Habelswerdt R 28 Ap,
 6. Df, W 10 Ma. Halban (Kr. Sagan) R 21
 Mz, 20 Ju, 26 Sp, 19 Dz. Haynau Rndvß 9
 Ja, 8 Ma, 7 Ag, 9 Df, P 13 Fb, 10 Ap, 10 JI,
 11 Dz, Rndvß 13 Mz, 12 Ju, 11 Sp, 13 Nv,
 Gefl 2 Ja, 25 Sp. Herrnhut RndvßSwFerkel
 25 Mz, 8 JI, 30 Sp, 2 Dz, Ferkel 7, 21 Ja,
 4, 18 Fb, 4 Mz, 8, 22 Ap, 6, 20 Ma, 10, 24 Ju,
 22 JI, 5, 19 Ag, 2, 16 Sp, 21 Df, 4, 18 Nv, 16
 Dz, TaubenKleinv vom 1. Fb bis 1. Sonntag
 nach Pfingften jed. Sonnabend. Hirschberg
 i. Schl. Jahrm 2 Ju, 25 Ag, 3 Nv (je 2), Rndvß-
 SwFerkelKälberHammelSchfZiegen 6 Mz,
 3 Ju, 3 JI, 26 Ag, 2 Df, 4 Nv. Hohenfriebe-
 berg R 26 Mz, 9 JI, 29 Df. Hoyerswerda R-
 Rndvß 3 Mz, 19 Ma, 5 JI, 29 Sp, 13 Dz, Wölle
 17 Ma, 13 Sp, Sw jeden Sonnabend, Mon-
 tagsm genehmigt. Jauer R 18 Mz, 17 Ju, 16
 Sp, 25 Nv (je 2), RndvßSwFerkel 15 Ja, 19
 Mz, 18 Ju, 16 JI, 17 Sp, 26 Nv. Juliusburg
 W 25 Fb, 6 Ma, 5 Ag, 7 Df, 25 Nv. Karls-
 markt RW 7 Ma, 17 Sp. Rüben a. d. D. RW

8 Ja, 9 Ap, 2 JI, 8 Df, 10 Dz. Kolzig (Kr.
 Grünberg) Sw 7 Ja, 4 Fb, 4 Mz, 8 Ap, 6 Ma,
 3. Ju, 8 JI, 5 Ag, 2 Sp, 7 Df, 4 Nv, 2 Dz.
 Kontopp RndvßSw 17 Fb, 5 Ma, 15 Sp, 4
 Dz, Sw 17 Ja, 21 Mz, 17 Ap, 20 Ju, 18 JI, 15
 Ag, 17 Df, 21 Nv. Monatsmärkte genehmigt.
 Kofenblut RTopf 18 Mz, 23 Sp. Kogean
 Rndvß 17 Mz, 18 Ag, 17 Nv. Montagsm ge-
 nehmigt. Kupferberg Rndvß 29 Ap, 17 Ju,
 19 Ag, 14 Df. Kuttlan RndvßSw 9 Ap, 3 JI,
 22 Df (R je nachm., RndvßSw je vorm.). Lähn
 R. 5 Fb (a. Tauben), 2 JI, 1 Df, 3 Dz. Landeck
 i. Schl. R 5 Ma, 20 Df (je 2). Landeshut
 i. Schl. R 5 Ma, 27 Df (je 2). Langheiners-
 dorf (Kr. Sprottau) Gefl 5 Ja, 2 Fb, 2 Mz, 6
 Ap, 4 Ma, 1 Ju, 6 JI, 3 Ag, 7 Sp, 5 Df, 2 Nv,
 7 Dz. Lauban Jahrm 3 Fb, 30 Ju, 25 Ag (je
 3), Rndvß 5 Fb, 12 Mz, 2 JI, 27 Ag, 5 Nv.
 Letypaer Heidehäuser R 5 Ma, 6 Df. Lewin
 R 22 Ap, 14 JI, 13 Df. Liebau i. Schl. R 12
 Ma, 4 Ag, 3 Nv (je 2). Liebenthal R Tauben
 13 Ja, Liegnitz Jahrm 3 Fb, 5 Ma, 4 Ag, 3
 Nv (je 3), RndvßFüllenSw 4 Fb (a. Tauben
 Gefl), 6 Ma, 5 Ag, 4 Nv. Lohja R 5 Mz, 6 Ag,
 12 Nv. Lorenzdorf-Schöndorf R 4 Mz (a.
 Gefl), 26 Ag, 11 Nv. Löwen RW 11 Mz, 8 JI,
 7 Df, 9 Dz, W 22 Ap, 19 Ag. Löwenberg
 i. Schl. R 20 Ja, 12 Ma, 13 Df, Rndvß 21 Ja,
 13 Ma (a. Sw), 7 JI, 14 Df, Montagsm ge-
 nehmigt, Tauben 10 Fb. Lüben R 12 Mz, 9
 JI, 10 Sp, 5 Nv. Markliffa Jahrm 24 Mz, 7
 JI, 6 Df, Tauben 13 Ja. Mittlitz RW 6 Fb,
 3 Ap, 9 Df, WP 9 Ja, 6 Mz, 1 Ma, 12 Ju, 3
 JI, 7 Ag, 4 Sp, 6 Nv, 4 Dz (je vorm.). Mittel-
 walde R 5 Ma, 13 Df. Münfterberg i. Schl.
 RTopf 12 Ma, 10 Nv (je 2), RndvßSchwarzv
 15 Mz, 10 Ma, 9 Ag, 18 Df. Muskau Rndvß-
 Sw 13 Mz, 12 Ju, 18 Sp, 11 Dz, RndvßSw 15
 Ja, 14 Ma, 16 JI, 15 Df. Ramskan R. 9 Ap,
 3 Sp, 15 Df, RndvßSw 18 Mz, 8 Ap, 3 Ju, 2
 Sp, 14 Df, 18 Nv (je vorm.). Raumburg
 a. Ober Rndvß 26 Mz, 27 Ag, 29 Df, R 19
 Dz, Rndvß 3 Ma, 7 Ju, 12 JI. Raumburg
 a. Queis Rndvß 18 Mz, 23 Sp, R 20 Ma,
 Tauben 21 Ja. Neumarkt i. Schl. R 2 Ap, 8
 Df (je 2), P 8 Ja, 5 Fb, 2, 30 Ap, 2, 30 JI, 1
 Df, 3 Dz, WP 5 Mz, 4 Ju, 3 Sp, 5 Nv.
 Neumittelwalde RW 11 Fb, 28 Df. Neurode
 R 28 Ap, 29 Sp (je 2), WP 29 Ap, 1 JI, 30 Sp.
 Nwd jeden Donnerstag. Neufalz a. d. Oder
 R (m. RndvßSwHammelKälberSchfZiegen a.
 1. Tg.) 8 Ap, 5 Ag, 4 Nv (je 2), RndvßSwHam-
 melKälberSchfZiegen 3 Ju, 9 Sp. Nenftädtel
 RndvßSw 5 Fb, 27 Ma, 4 Sp. Nieder Ru-
 delsdorf (Seidenberg D.-L.) R 16 Ju, 4 Ag.
 Nimptsch R 31 Mz, 16 Df, Saat 8 Fb, 6 Sp.
 Ober Frauenwaldau RW 22 Mz, 16 Ag. Oflau
 R 22 Sp, 17 Nv (je 2), W 5 Fb, 9 Ap, 4 Ju,
 23 Sp, 15 Df, 18 Nv, Sw am 1. Mittwoch der-
 jenigen Monate, in denen kein W stattfindet,
 wenn Feiert., werkt. vorher. Dels RW 25 Mz,
 2 Sp, 2 Dz, W 18 Fb, 27 Ma, 1 JI, 21 Df.

Parchwitz RZerkel 27 Jh, 28 Ma, 25 Sp, 27 Nv, Zerkel 30 Ja, 27 Mz, 24 Ap, 26 Ju, 31 JI, 28 Ag, 30 Of, Wochenm jeden Donnerstag, ausgen. im Dz. **Podolsche b. Prießus** Rdu 30 Ap, 18 Ju, 13 Ag, 21 Of. **Polkwitz** RduvP 10 Jh, 2 Ju, 7 JI, 8 Sp, 10 Nv, SwZerkel 4 Ja, 1 Jh, 1 Mz, 5 Ap, 3 Ma, 7 Ju, 5 JI, 2 Ag, 6 Sp, 4 Of, 1 Nv, 6 Dz, Montagsm genehmigt. **Prausnitz** RduvPsw 1 Ap, 1 JI, 2 Sp, 18 Nv, RduvPsw 4 Jh, 3 Ju, 5 Ag, 7 Of (je vorm.). **Prießus** (Kr. Sagan) RduvPsw 25 Mz, 6 Ma, 19 Ag, 18 Nv, Sw am 1. Freit. jed. Mts. **Primkenau** R 17 Mz, 14 JI, 8 Sp, 10 Nv, RduvP 15 Mz, 17 Ma, 12 JI, 6 Sp, 8 Nv (je vorm.). **Quaritz** R 25 Mz, 25 Nv. **Radmeritz** R 19 Ma, 20 Of (je nachm.). **Raudten** RB 20 Mz, 5 Ju, 21 Ag, 6 Nv, B 16 Ja. **Reichenbach i. d. D.-L.** Jahrm 31 Mz, 30 Ju, 15 Sp, 10 Nv. **Reichenbach i. Schl.** R 7 Ap, 7 JI, 6 Of (je 2), B 8 Ja, 16 Ap, 16 JI, 15 Of. **Reichenstein i. Schl.** R 12 Ma, 6 Of. **Reichwalde** RduvP 19 Mz, 25 Ju, 15 Of. **Reinerz** R 5 Ma, 1 Sp. **Rothenburg a. d. Oder** RduvPsw 12 Mz, 9 JI, 8 Of, 17 Dz. **Rothenburg (D.-L.)** R 24 Mz, 10 Ju, 17 Nv. **Rothwasser** R 21 Mz, 16 Ma, 8 Ag, 10 Of. **Rudelsdorf** Rduv 22 Ap, 3 Ju, 29 JI, 21 Of. **Ruhland** R 19 Mz, 21 Ma, 18 Ag, 27 Of, 17 Dz, Rduv 18 Mz, 20 Ma, 16 Ag, 25 Of, Sw 3, 24 Ja, 7, 21 Jh, 7 Mz, 4, 25 Ap, 2 Ma, 6, 20 Ju, 4, 18 JI, 1 Ag, 5, 19 Sp, 3 Of, 7, 21 Nv, 5, 19 Dz. **Saabor** (Kr. Grünberg) R 3 Ap, 3 JI, 9 Of, 18 Dz. **Sagan** RduvP 11 Mz, 6 Ma, 5 Ag, 21 Of, Wochenm jeden Mittw. und Sonnabend vormittags. **Schlawa** (Kr. Freystadt) RduvPsw 3 Mz, 26 Ma, 18 Ag, 20 Of, 8 Dz, Montagsm genehmigt. **Schleife** (Rothenb. D.-L.) RduvPsw 1 Ap, 1 JI. **Schmiedeberg i. Nie-**

sengeb. R 18 Jh, 6 Ma, 26 Ag, 4 Nv (je 2). **Schönberg i. Schl.** R 28 Ap, 21 JI, 13 Of (je 2). **Schönan a. d. Ragbach** R 31 Mz, 30 Ju, 6 Of, 8 Dz, RduvP 1 Ap, 1 JI, 7 Of, 9 Dz, Taubenkleintier 3 Jh. **Schönberg (D.-L.)** R 5 Ma, 15 Sp, 3 Nv. **Schweidnitz** RduvP Schwarzv 19 Mz, 28 Ma, 22 Of (je vorm.). **Seidenberg** Jahrm 12 Ma, 28 JI, 22 Sp, 8 Dz. **Sprottau** Jahrm 10 Mz, 5 Ma, 20 Of. **Steinau a. d. D.** RB 1 Ap, 9 Sp, 11 Nv, B 20 Jh, 15 Ma, 26 Ju, 14 Ag, 16 Of. **Strehlen i. Schl.** R 3 Ju, 30 Sp, RduvP Schwarzv 29 Ap, 4 Ju, 23 JI, 1 Of, Wolle 27 Ju, 26 Sp. **Striegan** RB 6 Ma, 4 Nv, B 4 Mz, 5 Ag. **Stroppen** (Kr. Trebnitz) RB 23 Ja, 24 Ap, 21 Ag, 23 Of, B 17 JI. **Sufan** RB 4 Mz, 6 Ma, 3 Ju, 26 Ag, 21 Of, 2 Dz. **Trautenberg i. Schl.** RB 5 Jh, 7 Ma, 15 Of, B 2 Ap, 5 Nv, B 6 Ag. **Trebnitz i. Schl.** RB 17 Ju, 19 Ag, 14 Of, B 14 Ja, 11 Jh, 18 Mz, 8 Ap, 13 Ma, 15 JI, 16 Sp, 11 Nv, 9 Dz. **Tschirnau** RB 6 Ma, 5 Ag, 7 Of. **Wahlstatt** R 27 Ap. **Wanzen** RB 16 Ap, 11 Ju, 27 Ag, 10 Dz, B 12 Mz, 8 Of. **Warmbrunn** R 13 Ap (nachmittags) (Tallackmarkt). **Wiednitz** RduvPsw 28 Ma, 6 Ag, 8 Of. **Wiegandsthal** (Messersdorf-Wiegandsthal) R 28 Ap, 7 JI, 15 Sp (je 2). **Witzig** RB 11 Mz, 3 Ju, 2 Sp, 9 Dz, B 4 Jh, 15 Ap, 5 Ag, 21 Of. **Wittichenau** (Kr. Hoyerswerda) RduvPsw 14 Ap, 10 Ju, 4 Ag, 13 Of, 15 Dz, RduvPsw 13 Ja, 3 Jh, 3 Mz, 5 Ma, 30 Ju, 8 Sp, 10 Nv, Montagsmärkte genehmigt. **Wohlau** RduvPsw 20 Ma, 19 Ag (a. Kleinv.), 4 Nv, RduvPsw 14 Ja, 4 Mz, 8 Ap, 24 Ju, 16 Sp. **Wünschelburg** R 26 Ma, 22 Sp, 1 Dz. **Zibelle** (D.-L.) RduvPsw 10 Ju, 13 Of, Montagsmärkte genehmigt. **Zobten am Berge** R 26 Ma, 1 Sp, 27 Of.

Auflösungen der Rätsel von Seite 145.

1. Mat, Pand — Matland.
2. Bremser, Bremse.
3. Tür, Kai — Türfei.
4. Salz, Kammer, Gut — Salzkammergut.
5. Winde, Wicke.
6. Stein, Bruch — Steinbruch.
7. Gang, es, Ganges — Gesang.
8. Aft, Of — Raft, Rost.
9. Star, Stier.
10. Erfer, Kerfer.

11. Bauer, (meist), Baumeister.
12. Riegel, Ziegel.
13. Wanze, Warze.

Scheibenrätsel.

Man entziffere zunächst die Silben in den kleinen Scheiben und ordne diese der Zahl der Ringe nach abwärts. Man erhält dann:

„Sei deines Zieles stets bewußt“.

Schöne Erfolge der vorjährigen Seidenzucht. Auch im vorigen Jahre wurden wieder prächtige Seidenkokons geerntet, von denen eine kostbare Seide gewonnen werden kann, wie dies nirgends in Europa besser möglich ist. Sogar von Anfangszüchtern wurden seidenreiche, hochwertige Kokons erzielt. Wir haben in Deutschland für die Seidenzucht das allerbeste Klima. Gerade darin liegt eine nicht hoch genug einzuschätzende Ueberlegenheit gegenüber Italien und anderen Ländern. Nirgends in Italien werden bessere Kokons als bei uns in Deutschland geerntet. Alle die vielen Besucher, die die Hochburg des deutschen Edelstoff-Seidenbaues, die Mitteldeutsche Seidenbau-Zentrale, Leiter F. W. Klein, Oldisleben i. Thür. mit den in Deutschland einzigartigen Mustereinrichtungen besichtigt haben,

konnten sich von der leichten Durchführbarkeit der praktischen Seidenzucht überzeugen.

Rm. 50.000.— Jahresverdienst erzielt der Italiener Signor Caprani, ein früherer einfacher Maurer in Amerika mit seiner chromelischen Ziehharmonika. Wer es ihm nachmachen und ein derartiges Instrument kaufen will, der beachte die Anzeige der Firma Herfeld & Comp., Neuenrade i. Westf. im Inverantell unseres Kalenders. Diese Firma liefert auch alle übrigen Instrumente zu staunend billigen Preisen und fabriktiert vor allen Dingen die heute so beliebten Sprechapparate als Spezialität, die in allerbesten Qualität direkt an die Privatfunkhäuser geliefert werden.

DIE KLEINE KA

-Schreibmaschine D. R. P. ist soeben fertiggestellt. Ein Meisterwerk deutscher Präzisionsarbeit und Leistungsfähigkeit. — Sichtbare Schrift. Leichte Erlernbarkeit, Gummiwalze, doppelte Umschaltvorrichtung, automatische Farbbandspulen, auswechselbares Typenrad für Fremdsprachen. Trotz dieser Vorzüge ist der unglaublich billige Preis nur RM. 42,—

(Versand nur gegen Voreinsendung oder Nachnahme.)

E. KLECZEWSKI, HAMBURG 5
STEINDAMM 36

Das segensreichste Buch

unserer Tage ist das weltberühmte, in kurzer Zeit in 25 großen Auflagen erschienene Gesundheitsbuch eines alten Menschenfreundes, betitelt: Johann Maier, Weg zum Glück der Gesundheit (Volksbuch der gütlichen Naturheilmethoden und Anleitung mit Mäßigkeit, Einfachheit und Enthaltsamkeit gesund zu bleiben, verlorene Gesundheit wiederzufinden und das irdische Leben bis zu hohem Greisenalter hinaufzubringen). 400 Seiten. Preis franko Nachnahme nur 4 RM. Es kann nachgewiesen werden, daß Geistliche 100, 200 und mehr von diesem ehrlichsten Volksbuch in ihren Pfarren verbreitet haben. Hunderttausende sind mit diesem Buch mehr als nur zufrieden.

Zu beziehen von

Johannes Maier, München, Waltherstr. 22

Beste deutsche christliche Bezugsquelle:

Billige böhmische Bettfedern



Nur erstklassige Qualitäten:

1 Pfund graue, geschliffene Mt. 0,60 und 1.—, halbweiße Mt. 1,20, weiße, flaumige Mt. 2.—, 2,50 und 3.—, Herrschaftsfalt, schneeweiß Mt. 4.—, bester Halbflaum Mt. 5.— und 6.—, ungeschliffene, flaumige Kupffedern Mt. 2,20, 2,80 und 3,25, Flaumruff Mt. 4,80, Daunen, grau, Mt. 4.— und 5.—, Daunen, weiß Mt. 7.— und 10.—. Frei gegen Nachnahme, von 10 Pfund auch postfrei. Richtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Zufriedene Preisliste und Muster kostenlos.

Beste, größte, leistungsfähigste Firma
Rudolf Blahut, Desenhitz, Böhmerwald

So urteilen meine Kunden:

Senden Sie mir usw., war mit der letzten Sendung sehr zufrieden. Mannheim, 8. Februar 1929.

Gustav Wittmann.

Herr Blahut hat von Ihnen Bettfedern bezogen und war damit sehr zufrieden. Senden Sie mir usw.

Hamburg, 8. Februar 1929.

Senden Sie mir usw. Mit den früheren Sendungen sehr zufrieden. Nürnberg 8. Februar 1929.

Ludwig Großmann.

Ca. 100000 Musikfreunde

haben im vergangenen Jahre Musikinstrumente etc. von uns bezogen. Über 20000 amtlich beglaubigte, ohne jede Aufforderung eingelangte Dankschreiben beweisen schlagend unsere überragende Leistungsfähigkeit.

Speechapparate

Ziehharmonikas u. 4.⁷⁵ Mk.
Violinen " 5.⁶⁰ " an
Mandolinen " 7.⁰⁰ " an
Gitarrezithern " 8.⁷⁵ " an
Clarinetten " 8.⁰⁰ " an
Große Flöten " 6.⁵⁰ " an
Signalhörner " 2.⁷⁵ " an
Trompfe " 28.⁷⁵ " an

Aufträge u. Mk. 10.— bis 100.—
Deutschlands portofrei



Platten 25 cm u. 18 cm
PLATTENVERZEICHNISSE
AUF WUNSCH KOSTENFREI



compl. u. Mk. 18.00 an

Saxophone hervorragend in Stimmung u. Bau u. 146.⁰⁰ Mk.
Jazzschlagzeuge in verschiedensten Zusammenstellungen v. 24.⁰⁰ Mk.
Bandonions " 48.⁰⁰ " an
Tango-Harmonikas " 90.⁰⁰ " an
Große chromatische Harmonikas u. 129.⁰⁰ Mk.
Große Auswahl in allem Jazz-Zubehör

Umtausch bei Nichtgefallen!

♦♦♦ Jedes Instrument 8 Tage zur Probe. ♦♦♦

Versand ab Fabrik bez. Spezialversand — direkt an Private
Größtes Musikinstrumenten- und Sprechapparatengeschäft Deutschlands

Meinel & Herold, Klingenthal N^o 656

Musikinstrumente, — Sprechapparate- u. Harmonikafabrik
Verlangen Sie unsern Hauptkatalog. Zuendung kostenfrei. Ratenzahlungen äußerst günstig.

Haben Sie nur Interesse für einen Sprechapparat, so verlangen Sie Liste B.

Garantie für solide Arbeit und reinste Stimmung!

Freundlichen Gruß — vom alten Braktikus!

Der alte Braktikus wünscht seinen lieben Freunden Wohlergehen und Gesundheit für 1930. Wer sich für Kräuterheilkunde interessiert, sollte sich von mir meinen „Alten Braktikus-Kalender“ für das Jahr 1930 kommen lassen, den ich allen meinen Freunden und solchen, die es werden möchten, kostenlos zusende.

Meine Adresse ist:

„Der alte Braktikus“ C. Lüds, Abtl. 54, Oeogr. 1840, Kolberg in Pommern.

Gesundheit ist mehr wert als Geld!

Verdaunungsstörungen, graues Aussehen, unreine Haut, Kopfschmerzen usw. sind vielfach nur die Folge der chronischen Verstopfung. Nehmen Sie in solchen Fällen die seit 90 Jahren vieltausendfach bewährte Dr. Ferneß'sche Lebensessenz. $\frac{1}{2}$ Flasche RM. 4.25

Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Husten, Heiserkeit usw. ist C. Lüds Kräuterhonig ein beliebtes Mittel, löst Schleim, beseitigt Hustenreiz, stillt die Entzündung, reinigt das Blut und stärkt den Organismus. 1 Pfund-Dose RM. 3.50

Bei offenen Füßen, Beinschwürmen usw. leistet C. Lüds Kräuterheilsalbe auch in verzweifeltsten Fällen ganz vortreffliche Dienste, besonders wenn man C. Lüds Spezialtee Nr. 26 zur Blutreinigung mit benutzt. 1 Tube Kräuterheilsalbe RM. 2.— (Spezialtee siehe nebenst.).

Hämorrhoiden sind nicht nur sehr lästig und schmerzhaft, sondern können auch zu einer Gefahr werden. Größte Sauberkeit, Blutreinigung und regelmäßiger Stuhlgang durch C. Lüds Spezialtee Nr. 11 und C. Lüds Hämorrhoidensalbe lassen die Hämorrhoiden oerschwinden. Tube RM. 2.— (Spezialtee siehe nebenst.).

Constige Artikel:

C. Lüds Keuchhustenhonig, 1 Pfund-Dose . . .	RM. 3.50
C. Lüds Kräutertee in Paketen (Frühstückstee) . .	„ 0.70
C. Lüds Antirheumatikum, $\frac{1}{2}$ Flasche	„ 1.75
C. Lüds Kräuterhonig-Bonbons, gr. Karton . . .	„ 0.80
C. Lüds Nährsalz, Glas in Tabl. oder Pulverform .	„ 2.—
Mory, Spezialmittel gegen Krätze, Topf	„ 2.50
C. Lüds Nährsalz-Lebertan-Emulsion	„ 3.—

C. Lüds Spezialtees in Blechdosen à RM. 2.25.

Nr. 1 bei Blasenkatarrh, Nr. 1a bei Bettnässen, Nr. 2 bei Harnsand, Nierensteinen, Nr. 6 bei Flechten, Nr. 8 bei Gallenleiden (Gallensteinen), Nr. 9 bei Gichtleiden, Nr. 11 bei Hämorrhoiden, Nr. 12 bei Hautkrankheiten, Nr. 15 bei Leberkrankheiten, Nr. 16 bei Rheumatismus, Nr. 19 bei Nierenkrankheiten, Nr. 20 bei Drüsenleiden (Strofjuloze), Nr. 21 bei Wassersucht, Nr. 22 bei Erkältungen der Atmungsorgane und Husten, Nr. 23 bei Fettleibigkeit, Nr. 24 bei Nervenleiden, Nr. 26 zur Blutreinigung, Nr. 27 bei Blähungen und Magenbeschwerden, Nr. 28 bei Würmern, Nr. 31 bei Verdauungsstörungen.

Zu haben in allen Apotheken, wenn nicht erhältlich, wende man sich an die Firma C. Lüds, Kolberg i. Pom.

Technikum Sternberg Mecklenburg

Guter Verdienst

durch Edelfarb.-Seidenraupenzucht. Eine sechswöchige Normalzucht sind 15–20 Kilo, wofür bis RM. 500.— bezahlt werden. Bei Staffelauchten mehr. Einführungsdruckfachen gegen Rückporto — Beilage kostenlos.

Seidenbau-Zentrale F. W. Klein
Oldisleben i. Thür.

Neue Entdeckung habe ich gemacht; mit meinem Pulver habe ich mein **Gelenkrheuma** vertrieben. **Luftmangel, Atemnot, Asthma** sagt man dazu, habe ich 78-jähriger an mir gut beseitigt. Zahlen Sie mir 5 Mk. ein, dann schicke ich Ihnen meine Broschüre und für die Kur ausreichend das Mittel.

„Aglaja“-Verjüngungskur

Aug. Spitz-Flömming's Verlags-Buchhdlg., Berlin SW 48, Puttkammerstr. 20.

Die neuesten Electra-Sprech-Apparate

Mit Metall-Tonführung! Ohne Nebengeräusch!

Neuer Apparat
mit der
neuesten
Electra-
Schallplatte
als
Musikinstrument
mit
Schallplatte
als
Musikinstrument



Familien-Sprech-Apparat

genau wie Abbildung, echt Elche, 42-21 cm hoch, mit la. Zündwerk, Nickelklapphörnchen, Electra-Schallplatte, 26 cm Platt, 10 Musikstücke 25 cm und 200 Nadeln, per Stück 37.—

Wiener Konzert-Ziehharmonikas mit 10 Tönen, 2 Bass, 11 Mensuralstimmen M. 5.50 Mit 91 Tasten, 8 Bass, Mensural, nur M. 14.50.

Bandonikas mit Stahlst.

Derselbe App. m. la. Doppelschneckenfederwerk und adern Zubehör wie oben M. 42.—

Schrank-Apparate von M. 80.— an

Sprechmaschinen-Laufwerke

„Selbsteinbau“ Tonführungs-System Metall u. Holz

Gitarre-Zithern:

2 Akkorde, 21 Saiten . . . M. 8.— 4 Akkorde, 40 Saiten . . . M. 11.—

Odeon-Schallplatten

Umtausch oder Geld zurück, daher kein Risiko!

Chromatische Harmonikas

12 Töne, 2 Bass, 11 Mensuralstimmen

Bozener Harmonikas

Versand per Nachnahme. Vor anderweitigem Kauf verlangen wir den kostenlosen Katalog über sämtliche Musikinstrumente gratis und franko von

Robert Husberg, Neuenrade i. W. Nr. K. 93

Vom Herausgeber dieses Jahrbuchs

Friedrich Kaminsky

sind noch erschienen:

**Hindenburg OS., Sonderheit von
Deutschlands Städtebau**

**Oppeln, Sonderheit von Deutsch-
lands Städtebau**

**Des Bischofs Kapellmeister, Roman
aus der Zeit der ersten
komischen Oper**

**Beiträge zur Geschichte des Ober-
schles. Buchwesens bis 1815**

**Bühne und Volkstum im Reinerzer
Land**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
und den „Oberschlesischen Anzeiger“.

Anerkannt beste Bezugsquelle für billige böhmische Bettfedern!



1 Pfund **graue, gute, gefüllene**
Bettfedern 80 Pf., bessere Quali-
tät 1 **M., halbweiße, flaumige**
1.20 u. 1.40 **M.; weiße, flaumige,**
gefüllene 1.70, 2.—, 2.50, 3.—
**M.; feinste gefüllene Halb-
flaum-Bettfedern 4 M.,**
6 **M., 6 M.; graue Halbdaunen**
2.75 **M., halbweiße Daunen**
3 **M., weiße 7 M., hochfeine**
8.50, 10 **M.; Kappfedern**

ungefüllt mit Flaum gemengt, **halbweiße 1.75 M., weiße**
2.40, 3 **M.; allerfeinster Flaumrapp 3.50, 4.50 M.** Versand
jeber beliebigen Menge **zollfrei** gegen Nachnahme, von 10 **Pfd.**
an **franko.** Umtausch **gestattet** od. **Geld** **zurück.** **Must.** u. **Preisliste**
postenl. G. Wenzl in Prag XII, America ul. Nr. 26/406, Böhmen

Fahr- u. Motorräder Näh- und Sprechmaschinen

Auf Teilzahlung, auch ohne Anzahlung!
Monatsraten **5 Mk.** an. Fracht-
von **freie Liefer.**

Verlangen Sie Katalog.

Ingenieur Arthur Schlosser
Breslau 3

Schlessfach 23/30

Lohnender Nebenverdienst
durch Kundenzuführung —

Neo-Malzkaffee Neo-Kornkaffee Urkraft-Kaffeemischg. Kakaotee „St. Florian“

in bekannten Qualitäten

liefert die

Oberschles. Malzkaffeefabrik

G. m. b. H.

Gleiwitz OS., Tosterstraße 7

Telefon Nr. 4484

Georg Kustos

**Elektrotechn. Installationsgeschäft
Elektromechanische Werkstätten
Ankerwickelerei / Autolichtanlagen**

Ratibor OS.

Telefon 284

Oberwallstr. 21

Hautjucken

**Flechten, Bidel,
Schuppen, Wund-
sein, Brand und
Weinschäd., Krätze.**
Injektionsch., Hämorrhoiden beseitigt „**Sprätin**“.
Seit 15 Jahren 1000000 fach bewährt. 100 Gr.-Bad. 2.—

Ratibor: Drog. Zwietausky, Neufstraße 3
Seibichs: Seifig, Hofmarkt. Auch Versand.

Paris!

**Sprach- und ortskundige Führung
Informationen
privat- und geschäftlicher Art**

Katalog, 67 Seiten, mit merkwürdigen Abbildungen und teil-
weise bis zu 60% ermäßigten Preisen geg. 60 Pfg. in Briefm.

Paul Kusiek, Paris II, 22 Rue St. Augustin 22
Casa Iris

Adresse in Deutschland:

Paul Kusiek, Bad Brake in Oldenburg, Breitestr. 44.

Als Generalvertrieb der

Pfarrer Künzle-Heilmittel

Zizers (Graubünden)

sehen wir uns veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß die Künzle-Heilmittel nur **echt** sind, wenn die Packungen die Unterschrift des Pfarrers Künzle tragen. Pfarrer Künzle unterhält außer dem unsrigen keinerlei Depots und keine Vertreter in Deutschland. Die Künzle-Heilmittel sind **gemischt**, also **gebrauchsfertig** zu beziehen durch die Apotheken, oder wenn nicht vorrätig, direkt durch uns.

Verlangen Sie Prospekte.

Stühlinger-Apotheke

Freiburg i. Br. 186

:—:

Klarastrasse 58-60

**Mailänder-Pflaster
Nieren-Blasentee
Johannis-Tropfen
Professoren-Tee
Diabetes-Tee
Rheuma-Tee
Magen-Tee
Grippe-Tee
Herkules
Lapidar-
Tabletten**

Reichsheim - Bausparkasse

Geschäftsstelle

für die Provinz Oberschlesien bei der

Deutschen Rentenheim

Spar- u. Baugesellschaft

Hindenburg O.-S.

Teichstrasse 32b — Telefon 3818

empfiehlt sich zur Annahme von Spareinlagen in Verbindung mit der Lebensversicherung (Bau-Lebensversicherung) zur Schaffung von Eigenheimen und Wohnungen. Kostenlose Bauberatung. Beschaffung von 1. u. 2. Hypotheken-Darlehen, sowie Bauzwischenkrediten

Anfragen von Interessenten u. Wohnungssuchenden aus der Provinz Oberschlesien werden erbeten und
wird Auskunft kostenlos erteilt.

Was ist Lebens-Elixir Tatar und wie wirkt es?

Lebens-Elixir Tatar ist ein seit dem Jahre 1760 bekanntes und millionenfach bewährtes Hausmittel. Das Rezept ging vor ca. 150 Jahren verloren und wurde während des letzten Weltkrieges einem deutschen Offizier in einer tatarischen Ansiedlung in Rußland von dem Imamen, dem tatarischen Priester, ausgehändigt. In dem Buche „Wie urteilt man?“ finden Sie alles Wissenswerte über das Lebens-Elixir Tatar, seine Herkunft, seine Wiederauffindung, die Krankheiten die es heilt; Gutachten ärztlicher Autoritäten und einige hundert Anerkennungs-schreiben Geheilter. Das Buch ist vollkommen kostenlos und wird jedermann portofrei auf Bestellung zugesandt. Der Preis für $\frac{1}{2}$ Originalflasche ist 1,65 RM. zuzügl. Porto- und Verpackungsspesen. Für eine Kur sind $\frac{4}{5}$ Flaschen notwendig. Nachstehend finden Sie Anerkennungs-schreiben, welche mir unaufgefordert aus Schlesien zugehen. Ähnliche Dankschreiben laufen täglich bei mir ein. Tatar hilft auch Ihnen!

F. A. Schreiber

Fabrik pharmazeutischer Präparate und ältester Kräuterspezialitäten
Köthen (Anhalt).

Anerkennungsschreiben aus Schlesien:

Da ich durch Bekannte schon einmal eine Kur mit Ihrem berühmten Tatar durchgeführt habe und mir dieselbe gegen mein Leiden große Dienste geleistet hat, bitte ich Sie, mir sofort 4 Flaschen zu schicken.

Groß-Peterwitz, Kreis Ratibor, 6. Januar 1927.

Frau M.

Ihr Lebens-Elixir Tatar hat in unserer Familie wundervoll gewirkt und kann es jedem bestens empfehlen. Bitte senden Sie mir noch 6 Kuren. Da meine Geschwister gesehen, wie die Kur bei mir gewirkt hat, sind sie gewillt, auch eine solche zu machen . . .

Poischwitz, Kreis Jauer, 6. Januar 1927. E. H.

Die letzte Sendung ist schon wieder vergriffen in meinem Bekanntenkreise. Alle bestätigen, daß ihnen Tatar gute Dienste leistet und sie außerordentlich zufrieden sind. Ich bitte Sie, nochmals 4 Kuren zu schicken . . .

Poischwitz, Kr. Jauer, 15. Februar 1927. C. H.

Hierdurch erlaube ich mir, eine Danksagung über Tatar mitzuteilen. Nach einem regelmäßigen Gebrauch von Tatar bin ich endlich von einem langjährigen Gallenleiden befreit worden und kann diese Kur nur jedem bestens empfehlen . . .

Gottesberg, 26. Juli 1927.

C. B.

. . . Dieselben sind fast ganz verbraucht, haben mir entschieden sehr gut getan, neuen Lebensmut gebracht und auch meine Ischiasschmerzen bedeutend gemildert.

Breslau, 17. August 1927.

Frau Prof. Dr. F.

Ihr Lebens-Elixir Tatar hat mir gute Dienste getan. Die Schwindelanfälle lassen nach. Auch fühle ich mich im ganzen sehr wohl; bin im 68. Jahre. Hatte schon verschiedene Mittel versucht, aber Tatar scheint das beste zu sein. Bitte, senden Sie mir wieder 8 Flaschen.

Breslau, 9. September 1928.

H.

Von einem hiesigen Bekannten wurde ich wegen meinem scheinbar nervösen Magenleiden, das mir seit ca. 5 Jahren heftige Schmerzen durch Stechen im Rücken, Auftreibung des Magens und des Leibes bereitete, auf Ihr Präparat Tatar aufmerksam gemacht und erhielt eine Flasche. Ich nahm den Inhalt nach Ihrer Gebrauchsanweisung und hatte nach sehr kurzer Zeit Erleichterung. Nun kann ich sämtliche Krautarten, sowie Erbsen und Bohnen essen, ohne Schmerzen zu haben. Auch unser mit Sauerteig gebackenes Brot verursachte mir blähende Schmerzen; ich konnte nur Semmel genießen, ohne Schmerzen zu haben. Nun brauche ich mich einer Diät nicht mehr zu unterstellen. Um aber dieser meiner Wiedergenesung, welche ich jahrelang durch alle möglichen ärztlich verordneten Arzneien, durch doppelkohlen-saures Natron, durch bisierte Magnesia usw. erhoffte — auch Lehmerde nahm ich lange Zeit — mehr Ausdruck zu verleihen, bitte ich, mir noch 3 Flaschen übersenden zu wollen.

Oels, 16. Oktober 1928.

E. W.

Da mein Lebens-Elixir Tatar alle geworden ist, bitte ich Sie, mir wieder 12 Flaschen übersenden zu wollen. Ich kann ohne Tatar nicht mehr sein und bekomme es mir bei meinen Schwindelanfällen und meinem hohen Alter besonders gut.

Goldberg (Schlesien), 4. November 1928.

Frau J. C.

In Nummer 6 Ihrer Monatsblätter las ich im Briefkasten unter . . . Ich selbst möchte dazu berichten: Bin schwer magenleidend, wurde vor 4 Jahren operiert am Magen. Ich bekam einen künstlichen Ausgang. Der alte Ausgang platzte infolge einer eiterigen Bauchfellentzündung, welche 5 Tage nach der Operation eintrat, wieder auf, so daß ich jetzt sozusagen zwei Ausgänge habe, aber der künstliche führt nur die Speisen durch. Essen und Trinken sind eine Qual. Zum Teil kann ich nur Flüssiges genießen. Zu Zeiten habe ich keine Magensäure und manchmal zu viel. Dies ist ein ganz übler Zustand. — Im Sommer 1928 kam ich nach dem Krankenhaus. Appetit war ganz weg, Gewicht ging ganz rapide zurück von 116 auf 95 Pfund in zwei Wochen. Nun wurde I . . . gegeben. Ich bekam wohl etwas Hunger, aber nicht von großem Erfolg; im Gegenteil, es schlug auf die Nieren und ich bekam Nierenbluten mit starkem Schleimabgang. Ich wußte mir keinen Rat mehr. Das Geld ist knapp, ich wartete, bis ich eine Sendung Tatar schicken lassen konnte — ich hatte 1927 schon mal 2 Probeflaschen.

Nun kann ich zu meiner Freude nächst (Gott Ihnen danken für dieses gute Präparat. Ich nahm immer eine Flasche nach der anderen und kann Ihnen mitteilen, daß ich im Oktober 1928 95 Pfund Gewicht hatte und Nierenbluten dazu. Im Dezember hatte ich schon 100, Neujahr 110 und heute 114 Pfund Gewicht, Blutprozent 89. Ich habe einen gesegneten Appetit und Schlaf. Zu viel oder zu wenig Magensäure ist verschwunden. Ich esse fast alles. Bin im ganzen leidend, 14 mal schwer operiert, war immer sehr elend, Lungenbluten, immer eine Krankheit nach der anderen stellte sich ein. Jetzt fühle ich mich schon so wohl und kräftig, das Leben macht mir noch mal Spaß. Ueber weitere Erfolge erhalten Sie Mitteilung . . .

Mehrere meiner Bekannten, welchen ich Tatar empfohlen hatte, ließen auch schicken und können nur über guten Erfolg sprechen.

Saabor, 24. Januar 1929.

Frau L. W.

Da bereits ein Jahr vergangen ist und das Einnehmen Ihres Tatar mir sehr gut bekommen ist, will ich nicht versäumen, Ihnen meinen allerbesten Dank auszusprechen. Als ich anfang Tatar zu nehmen, wog ich nicht mehr als 90 Pfund. Nach kaum zwei Monaten steigerte sich mein Gewicht auf 103 Pfund, und seit dem 1. Februar wiege ich 110 Pfund . . . Kann also tatsächlich urteilen, wie Tatar gute Dienste getan hat . . .

Hindenburg, 20. Februar 1929.

B. O.

Oberschlesische Heizungs- und Abwärme - Technik

A. Schlepitzki & Co. G.m.
b.H.

Zentralheizungen / Warmwasser-
bereitungen / Badeanlagen

Gleiwitz, Schillerstr. 6 / Tel. 4690

Ratibor

Rosengasse 1 / Tel. 2586

Hindenburg

Dorotheenstraße 59 / Tel. 3166

Niederlassungen: Oppeln / Breslau / Langenbielau



**DARMSTÄDTER UND
NATIONALBANK**
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital und Reserven 120 Millionen Reichsmark

Zweigniederlassung RATIBOR
Zborplatz 4

Fernsprecher 658, 659, 2151

Postscheckkonto Breslau 735

Günstige Anlegung von Spargeldern auf Spar-
konto gegen Aushändigung von Banksparbüchern.

Verzinsung zurzeit 6 %, bei längerer Festlegung
entsprechend höher.

L. Kytzia, G. m. b. H.

EISENGROSSHANDLUNG

Fernsprecher 2636
(Sammelnummer)

GLEIWITZ

Telegramm-Adresse
Eisenkytzia

Geschäftsräume: Bahnhofstr. 36 / Eisenlager: Tarnowitzer Landstr. 9-15

l i e f e r t:

Sämtl. Werkzeuge und Maschinen
für jedes Handwerk

Hufeisen, Hufnägeln, Stollen, Eggenzinken,
Achsen, Buchsen, Schare

Schrauben, Nägel, Nieten, Drähte

Dachpappen, Teer, Zinkbleche,
verzinktes Eisenblech, Dachfenster

Vertretung und Fabriklager für den Industriebezirk von teerfreier

Dauer - Dachpappe „Wernerit“

Messing, Kupfer, Blei

Sanitäre Anlagen
Gasrohre, Guß- und Tonrohre
Armaturen, Fittings

Bau- und Möbelbeschläge, Sperrholz

Haus- und Küchengeräte

Sämtliche Baumaterialien
I-Träger und Moniereisen

Provinzialbank Oberschlesien

Zweiganstalt Hindenburg

in Hindenburg (Oberschlesien)

Nebenstellen in den Stadtteilen Biskupitz und Zaborze

Oeffentlich-rechtliche Bankanstalt / Aus-
führung sämtl. bankmäßiger Geschäfte

Fernsprech - Anschluß - Sammelnummer 3556



Echter Karmelitengeist

aus dem Karmelitenkloster Regensburg

(Hergestellt seit dem Jahre 1721)

Fernruf Nr. 4076 // Moltkeplatz 7 // Postscheck: Amt Nürnberg Nr. 10282

Ein vorzügliches Mittel bei Ohnmachten, Magenbeschwerden, Unwohl-
sein, Erkältung, Rheumatismus, Neuralgie, Grippe u. s. w. Anwendung
Innerlich mit Zucker oder etwas Wasser und äußerlich durch Einreiben.

Das vorzüglichste **Hausmittel**, die billigste **Hausapotheke**, der
unentbehrliche **Begleiter** auf der **Reise** und bei jeder Art von **Sport**.

Gebrauchsanweisung liegt jedem Glase bei!

Man hüte sich vor minderwertigen Nachahmungen!

Echt nur unter den eingetragenen Schutzmarken:

Ordenswappen auf dem Glase, Klosterbild auf der Gebrauchsanweisung.

Preis des Fläschchens (Vol. 80%, Inhalt ca. $\frac{1}{11}$ Ltr.)
nur RM 1.70 ohne Verpackung und Spesen

Wz. 173172

Freiverkäuflich!

Ärztlich empfohlen!

Täglich einlaufende Anerkennungen!

Tabak-Raucher!

Sie können die Gier nach Tabak leicht in drei
Tagen überwinden. Verbessern Sie Ihre Ge-
sundheit. Verlängern Sie Ihr Leben. Keine
Magenleiden, kein übelriechender Atem, keine
Herzschwäche mehr. Erlangen Sie Mannes-
kraft, ruhige Nerven, klare Augen und Ge-
dankenschärfe wieder. Ob Sie Zigaretten, Zi-
garren oder Pfeife rauchen, Tabak schnupfen
oder kauen, verlangen Sie meine interessante
Tabakbroschüre. Versand gratis und franko.
Schreiben Sie heute noch an: Edw. J. Woods,
Ltd., 167 Strand, 339 T. A., London W. C. 2.



P. Soika, Uhrenversand

Gleitwitz

Eine garantiert gutgehende
Taschenuhr. Mk. 2.90
Mit Goldrand Mk. 4.50
Echt Silber, Schweiz.
6 Rubis Mk. 16.—
Damenarmbanduhr,
10 Rubis Mk. 15.—
Eine Uhrkapsel Mk. 0.35

Kataloge über Uhren und Gold-
waren, Bestecks und Musik-
instrumente gratis und franko.

Regenerator

schmerzlinderndes Heilmittel von besonders kräftiger Wirkung bei **Gicht, Rheuma, Ischias, Muskel- und Nervenschmerzen** in Fl. à 1,75 und 3,00 Mk. Versand auch nach auswärts.

Mohrenapotheke Gleiwitz Ring 20
Arthur Dluhosch Fernsprecher 2545

Lager sämtlicher in- und ausländ. pharmaz. und kosmet. Spezialitäten.

Arcona-Räder



Die Präzisionsmarke für Beruf und Sport.
Motorräder, Zubehörteile, Musikinstrumente, Geschenkartikel und Wirtschaftsartikel.

Katalog 360 Seiten stark mit 6500 Abbildungen gratis und franko.

Ernst Machnow Berlin
Weinmeisterstraße 14

Größtes Fahrradhaus Deutschlands



Frische und Natürlichkeit sind die unvergleichlichen Reize der sportfreudigen, wohliggepflegten Frau von heute. Frische und natürliche Gepflegtheit der Haut verbürgt die ständige Verwendung von

Streublümchen

Der wundervolle, natürliche Duft dieser Feinseife macht sie zum gesuchten Schönheitsmittel der modernen Frau.

Ruba-Werke Rudolph Balhorn
G.m.b.H., Breslau 13

Die Quelle allen Glüdes ist ohne Zweifel Gesundheit und Wohlbefinden. Gesund sein, heißt reich sein; ein kranker Mensch ist nur ein halber Mensch! Wachen wir darum über jenes kostbare Gut, wie über einen königlichen Schatz. Jede Unpäßlichkeit kann den Reim zu schweren, jahrelangen Leiden in sich tragen. Nehmen wir es ernst damit, es geht um alles! Allen Leidenden gibt der „Alte Praktikus“ C. Rüd. Kolberg i. Pommern (Abt. 54) kostenlos Rat und Auskunft.

Leicht Geld verdienen kann jeder, wenn er neben seinem Hauptberuf noch das Spiel treuend eines Instruments erlernt. Musiker im Nebenberuf werden überall gesucht und bestens entlohnt. Zu dieser Art der Betätigung gehört aber als erstes ein gutes und besonders preiswertes Instrument und wäre Ihnen zu empfehlen, ein solches direkt von der Musikinstrumentenfabrik **Weinl & Herold, Klingenthal i. Sa. Nr. 656 a** zu kaufen. Diese Firma versendet ihre Erzeugnisse nur direkt an Musiker. Ca. 100.000 im vergang. Jahre verkaufte Instrumente, sowie über 20.000 amtlich beglaubigte Dankschreiben, die der Firma täglich aus Musikertreisen zugehen, bezeugen schlagend ihre Leistungsfähigkeit. Keine Konkurrenzfirma kann gleiche Zahlen aufweisen. Wer sich nun mit der Anschaffung eines Musikinstruments beschäftigt, dem kann nicht dringend genug geraten werden, sich vor anderweitigem Einkauf den großen Hauptkatalog dieser Firma kommen zu lassen, der Jedem auf Verlangen **kostenlos** zugestellt wird.

Bettfedern direkt aus Böhmen beziehen viele kluge Hausfrauen und machen damit immer die besten Erfahrungen, wenn sie dieselben bei der altbekannten, beliebten, deutschen Bezugsquelle **Rudolf Blahut, Deschenitz (Böhmerwald)** bestellen. Hervorragende Qualitäten bei niedrigen Preisen. Muster und Preisliste kostenlos. Siehe Näheres in der Anzeige.

Karmelitengeist. Wie urteilen die Begierher des echten Karmelitengeistes?

M. a. Main: Bei Magenbeschwerden hat der Karmelitengeist bei mir geradezu Wunder gewirkt, insofern ich ihn nicht mehr missen möchte.

H. A., Lehrer. Es ist noch viel zu wenig bekannt, wie wirksam der Karmelitengeist dem Katarth vorbeugt und entgegenwirkt, indem man einige Tropfen auf die flache Hand gleißt und ordentlich in die Nase einzieht. Sehr. M. in R.

Solche Zeugnisse für den echten Karmelitengeist laufen im Karmelitenkloster in Regensburg täglich ein.

Eine Probe wird die hervorragende Güte des echten Karmelitengeistes glänzend bestätigen.



Das echte SEILER-PIANO aus Liegnitz ist seit langem das beliebteste u. meistgekaufte Instrument auch in Oberschles.

Alleinvertrieb:
TH. CIEPLIK, G. m. b. H., Beuthen O.-S., Gleiwitz, Hindenburg, Oppeln
in Ratibor: C. SCHNURPHEIL, Malzstraße 1

Inhalt:

Seite	
2	Sonntags-Uebersicht des Jahres 1930
4—27	Kalendarium
28—29	Postgebühren
30	Maße und Gewichte
31	Ausländische Maße und Gewichte
31	Paß und Visum
32	Zins-Zahlen
32	Die wichtigsten ausländischen Münzen
33	Ein Wort zum Geleit —
34	Ehegewebe Christine v. Winkler
35	Die Dryaden und der Frostrieße Christine v. Winkler
36	Russen in Ratibor G. Hinkel
37	Alte Briefe Johannes Kotterba
38	Das war ein kalter Januar Hans Jungfernkranz
39	Ich gehe mit meinem Hunde spazieren Else Rostalski
40	Gesicht ober-schlesischer Industrielandchaft Ewald Artur Hentschel
41	Grobfa M. Müller
43	Nächte Johannes Kotterba
44	Komische Käuze in der Vogelwelt Otto Paul
45	Ausschlesischen Bettler-wegen ins 17. Jahr-hundert Artur Schymura
49	Spigbub, Schupo und hl. Antonius D. v. Marienburg
52	Die Pferdebebie H. L. Jakubowski
54	Bleib nicht allein Gertrud Grabowski
55	Frühe Josef v. Eichendorff
56	St. Palagia, die reiche Komödiantin P. Jacob Schmid
59	Von jungen Gärten Ewald Artur Hentschel
60	April! April! Sefflik Klappdudek
60	Durch! Gertrud Aulich
61	Denk nicht an Mor-gen Gertrud Grabowski
62	Hinkebein, Tier- und Jagdnovelle Franz Görlich
66	Der D-Zug Johannes Kotterba
67	Sommerstille Gertrud Aulich
68	Wie Eichendorff von den Franzosen in den Teich geworfen wurde Artur Schiller
69	Erlebnis mit dem Monde Ewald Artur Hentschel
69	Tippen Else Rostalski
70	Kiefernstädtel Victor Kaluza
71	Sonnenwendfeuer Johannes Kotterba
71	Vom Urlaub und seinen Freuden Bruno Hanns Wittek
72	Nach dem Gewitter Ewald Artur Hentschel
73	Schon gibt das Korn Else Rostalski
74	Alt-Heisser Originale Anna Bernard
76	Das Renommierkro-kodil Hans Pilot
77	Erntezeit Christine v. Winkler
78	Gefahren des Sommers —

Seite	
79	Zwischen Pferd und Wagen Friedrich Kaminskij
83	Sommerbäume Christine v. Winkler
84	1500 „Liegende Holländer“ —
84	Heimwandernde Berg-arbeiter bei Nacht Christine v. Winkler
85	Rund um die Linde Anna Bernard
86	Zeitungsenten Konstantin Konfrater
87	Herbstwanderung Julius Stephan
91	Ueber Testamente Artur Schiller
93	Die Kuh mit dem Ex-zellenzschritt Franz Görlich
95	Kindjele Ewald Artur Hentschel
96	Oberschlesischer Wein Max Niedurny
96	Oktober Gertrud Aulich
97	Etwas vom Starstechen Dr. Friz Hermann
98	Der Wurm Max Niedurny
98	Armes Landvolk in Oberschlesien Christine v. Winkler
99	Wenn ich Sie auf der Straße treffe, grüße ich Sie Friedrich Kaminskij
100	Junge Mutter E. A. Hentschel
101	November Ewald Artur Hentschel
101	Die Geschichte vom großen Hammer W. v. Marienburg
108	Die alte Hanka Kurt Vieth
110	Warum? Johannes Kotterba
111	Johann Schroth (1798—1856) Friedrich Kaminskij
114	Wald und Halbe Alfons Perlick
114	Kuhhandel Kurt Vieth
116	Abschied Johannes Kotterba
117	Zwischen Wilna und Düna Otto Suchland
119	Kontrabaß und Petro-leum Franz Peichel
123	Freuden Rudolf Martin
124	Rabatte Hanns Rösler
125	Dämmerungen Gertrud Aulich
125	Eichendorffs Aufenthalt in Meisse Prof. B. Ruffert
129	Ein Breslauer Königs-schießen im Jahre 1738 A. Strukat
130	Kulturgeschichtliche Er-kennntnisse aus den ober-schles. Familiennamen Walter Krause
133	Meine Flucht nach Spanien Victor Kaluza
136	Mehrschblatt, Land-schaft u. Siedlungsform Carl Baasen
140	Die Uhr als Kompaß —
142	Oberschlesisches Volks-lied Paul Albers
142	Oberschlesische Anek-doten Verschied. Verfasser
144	Spiel und Humor —
145	Rätjelecke E. Rostalski
146	Märkte in Ober- und Mittelschlesien —
148	Auflösungen der Rätjel —

Aufruf

an alle

Männer, Frauen und Kinder!

Anlässlich meines 50 jährigen Bestandjubiläums habe ich eine Einrichtung ins Leben gerufen, um die unzähligen Haarkrankheiten zu bekämpfen, die sich bei Männern, Frauen und Kindern eingenistet haben und oft unbemerkt bleiben, da sie keinerlei Schmerzen verursachen.

Meine 52 jährige Praxis auf dem Gebiete der Haarpflege hat mir Tausende von Fällen vor Augen geführt, in welchen infolge Unwissenheit oder Nachlässigkeit schon von Kindheit an ein langsames Absterben der Haarwurzeln einsetzt, das oft jede Hilfe zur Wiedererlangung der Haare zu spät kommen läßt.

Diese Fälle, die meist auf die vollständige Unkenntnis einer überhaupt vorhandenen Haarkrankheit bei den betreffenden Personen zurückzuführen sind, haben sich während der letzten Jahre derart gehäuft, daß unsere Generation Gefahr läuft, den herrlichen Stolz ihrer Haare gänzlich zu verlieren.

Aus diesem Grunde habe ich zu dem unumgänglich notwendigen Präventivmittel der

völlig kostenlosen

Haaruntersuchung für jedermann

gegriffen und hoffe, daß Sie mich in Ihrem eigensten Interesse darin eifrig unterstützen werden.

Allen, was Sie zu tun haben, ist, die untenstehenden Fragen gewissenhaft zu beantworten und samt einer Haarprobe an mich einzusenden.

Die Haaruntersuchung sowie die Mitteilung der Ergebnisse derselben an Sie erfolgt vollständig kostenlos und unverbindlich. Zögern Sie nicht, in der Meinung, es nicht notwendig zu haben. Jeder mann muß sich über den Gesundheitszustand seiner Haare und Kopfhaut vergewissern, ehe es zu spät wird. Achten Sie rechtzeitig auf das Haar Ihres Kindes; denn es gibt keine Vererbung der Kahlköpfigkeit, sondern nur eine Vernachlässigung. Kein Mann muß eine Glatze haben und kein Alter bedingt graue Haare! Ich selbst mit 76 Jahren trage das volle Blondhaar meiner Jugend. Beantworten Sie also die nachstehenden Fragen und Sie haben damit einen Schritt im Interesse Ihrer und der Volksgeundheit getan.

Name: _____
Adresse: _____
Beruf: _____ Wenn ja, welche? _____
Alter: _____ Womit pflegen Sie Ihr Haar? _____
Leiden Sie an Haarausfall? _____ Haben Sie bereits irgendein Haarpflegemittel
erfolgreich angewendet? _____
Haben Sie Kopfschuppen? _____ Wenn ja, welches? _____
Ist Ihr Haar trocken oder fett? _____ Haben Sie Bublikopf oder langes Haar? _____
Ist Ihre Kopfhaut empfindlich? _____ Ist Ihr Haar dünn oder dicht? _____
Haben Sie in letzter Zeit irgendwelche Krankheiten mit-
gemacht? _____ Leiden Sie an Kopfschmerzen? _____

Dieser Fragebogen ist gewissenhaft in allen Punkten auszufüllen und mit einigen in der letzten Zeit aus-
gekämmten Haaren zur vollkommen kostenlosen Untersuchung einzusenden, wobei ich mich unter Garantie
verpflichtete, völlige Diskretion über Ihren Fall zu wahren, da diese Aufzeichnungen meine Archive nicht verlassen.

Anna Csillag, Frankfurt a. M. Nr. 521



55 Pfg. für gesch. Rückantwort.
beiliegend.

Umtausch oder Geld zurück

wenn unsere Instrumente nicht ganz vorzüglich sind, daher kein Risiko!
Wir versenden gegen Nachnahme:



Wiener Harmonikas

dauerhafte Ausführung mit
Stimmen in Messing Stahl
10 Tasten, 2 Bässe 8.50 10.—
21 „ 4 „ 14.— 16.—
21 „ 8 „ 16.— 18.—
21 „ 12 „ 18.— 20.—
33 „ 12 „ 38.— 43.—



Bozener

Harmonikas mit feinsten
Stahlstimmen u. Helikonbässen
21 Tasten, 8 Bässe . Mk. 69.—
21 „ 12 „ „ 79.—
34 „ 12 „ „ 98.—
34 „ 16 „ „ 108.—
44 „ 16 „ „ 123.—



Chromatische Harmonikas

mit Aluminium-
platten, allerbesten
Stahlstimmen
und Baßkuppelung
Künstler-
instrumente:
Tasten Bässe Mk.
56 60 120.—
70 80 130.—
70 120 160.—
100 120 190.—
100 200 250.—



Bandonikas mit
Stahlstimmen so leicht zu
spielen wie Ziehharmonikas,
aber mit Ton ähnlich wie
bei einem Bandoneon, mit
echtem Bandoneon-
hebel an der Luftklappe
und mit abgeschrägten
Lyra-Ecken.

10 Tasten, 4 Bässe Mk. 23.—
21 „ 8 „ „ 36.—
21 „ 12 „ „ 41.—
34 „ 12 „ „ 48.—
34 „ 16 „ „ 53.—
Minderwertigere u. billigere
Bandonikas liefern wir nicht!



**Christ-
baum-
untersätze**
mit Musik,
selbst-
drehend und
selbstspie-
lend, kosten
in bester
Qualität,
2 Stücke
spielend,
32.— Mk.,
4 Stücke
spielend,
40.— Mk.

10 Jahre Garantie für die Haltbarkeit der Stahlstimmen!



50 Noten-
blätter gratis

Gitarre-Zithern:

5 Akkorde, 41 Saiten, Mk. 9.—
6 „ 49 „ 11.—
Mit doppelten Melodiesaiten
u. daher herrlichem Mandolinenton:
5 Akkorde, 62 Saiten, Mk. 11.—
6 „ 74 „ 13.—
Mit verstärkter Akk., à 7 Saiten:
5 Akkorde, 56 Saiten, Mk. 12.—
6 „ 67 „ 14.—
Mit verstärkten Akkorden, à
7 Sait. u. mit doppelt. Melodie-
saiten, daher ganz herrlicher Ton:
5 Akkorde, 77 Saiten Mk. 14.—
6 „ 92 „ 16.—



Radio

**Netzan-
schluß-
empfänger**
mit
Laut-
sprecher

wird wie eine Tischlampe an die Licht-
leitung angeschlossen, arbeitet ohne
Akkumulator u. Anodenbatterie. Klarer
Lautsprecherempfang.
Kompl. Station Preis nur **Mk. 85**



Violin



Mandolinen



Gitarren

Mit unsern neuen **Schlagern in Sprechapparaten** haben wir

Riesenerfolge erzielt!



und sämtliche andere Instrumente
billigst nach
Katalog.



Nur noch 37 Mk.

Nr. 107, Eichengeh. furn. 42x42x31
genau wie Abbild., runde Vollklangton-
führung, 25 cm Plattenteller, Elektro-
Bügeltonarm, Ia. Einfelderschnecken-
werk mit 5 Min. Laufzeit, Tabulator u.
Saxofontonführung.
Nr. 108, derselbe Apparat wie Nr. 107
aber mit Doppelfelderschnecken-
werk von 10 Min. Laufzeit **Mk. 43**
Nr. 108 S, genau wie Nr. 108 jedoch
als Elektro-Apparat mit Saxofon-
tonführung **Mk. 52**

Nur noch 54 Mk.

Nr. 1008, Eichengeh. furn. 43x43x32
genau wie Abbildung, abgerund. Haube,
sonst wie 108, jedoch mit 30 cm Plat-
tenteller m. Samtüberzug u. Selbstabst.
Nr. 1008 S, wie Nr. 1008 jedoch als
Elektro-Apparat mit Saxofon-
tonführung **Mk. 60**

Nur noch 58 Mk.

No. 1108, Eichengeh. furn. 44x44x33
genau wie Abbild. mit geschwungener
Haube, Wellenleiste, sonst Zubehör wie
Nr. 1008, runder vollklangtonführung,
30 cm Luxusplattenteller, Ia. Doppel-
felderschneckenwerk mit 10 Minuten
Laufzeit, Selbstabsteller.
Nr. 1108 S, wie Nr. 1108 jedoch als
Elektro-Apparat mit Saxofon-
tonführung **Mk. 65**

3 Jahre Garantie

für die Werke in allen Apparaten. Garantieschein wird beigelegt.

Wir bauen in unsere Apparate nur die teuersten Markenlautwerke ein! Dadurch war die Nachfrage so groß, daß wir stellen-
weise nicht genug liefern konnten. Alle Apparate werden mit Ia. Elektro-Schalldose mit Schutzhülle geliefert. Außerdem
legen wir Jedem Apparat 7 Stück 25 cm große Elektro-Schallplatten (14 Musikstücke) gratis bei und machen darauf
aufmerksam, daß diese Gratisplatten einen Verkaufswert von 21 Mk. haben. Weiter werden 400 Nadeln gratis beigelegt.

Niemals dürfen Sie irgend ein Instrument anderweitig kaufen, ohne sich vorher **gratis** und
franko unseren neuen **Haupt-Katalog** zu bestellen.

Herfeld & Compagnie in Neuenrade Nr. 328 Westf.

Tatsächlich größte und leistungsfähigste Musikinstrumentenfabrik in Neuenrade



Kaffee - Gross - Rösterei

Feinkost

Theodor Pawlenka

Neustraße 5

Ratibor

Fernruf 2022

Kolonialwaren

Auserwähltes Teelager

Fische — Wild — Geflügel

Qualitäts-Zigarren — Zigaretten

Weine

Liköre

Mineralbrunnen

1903



1928

Grösstes Detailgeschäft

der Lebensmittelbranche am Platze

Musikhaus Alfons Langer

Größtes Spezialhaus am Platze

Ratibor · Ring Ecke Domstraße

Zweiggeschäft: Zwingerstraße 19

REGENTAGE
BLEIBEN OHNE SCHRECKEN
FÜR JEDEN BESITZER DES
NEUESTEN MUSIK-INSTRUMENTES
"ELECTROLA"
VORSPIEL OHNE
KAUFZWANG ·
AUF WUNSCH
BEQUEME
RATENZAHLUNG
AUTORISIERTE ELECTROLA-VERKAUFSSTELLE




Sprechapparate in allen Größen
und Preislagen
ca. 5000 Schallplatten

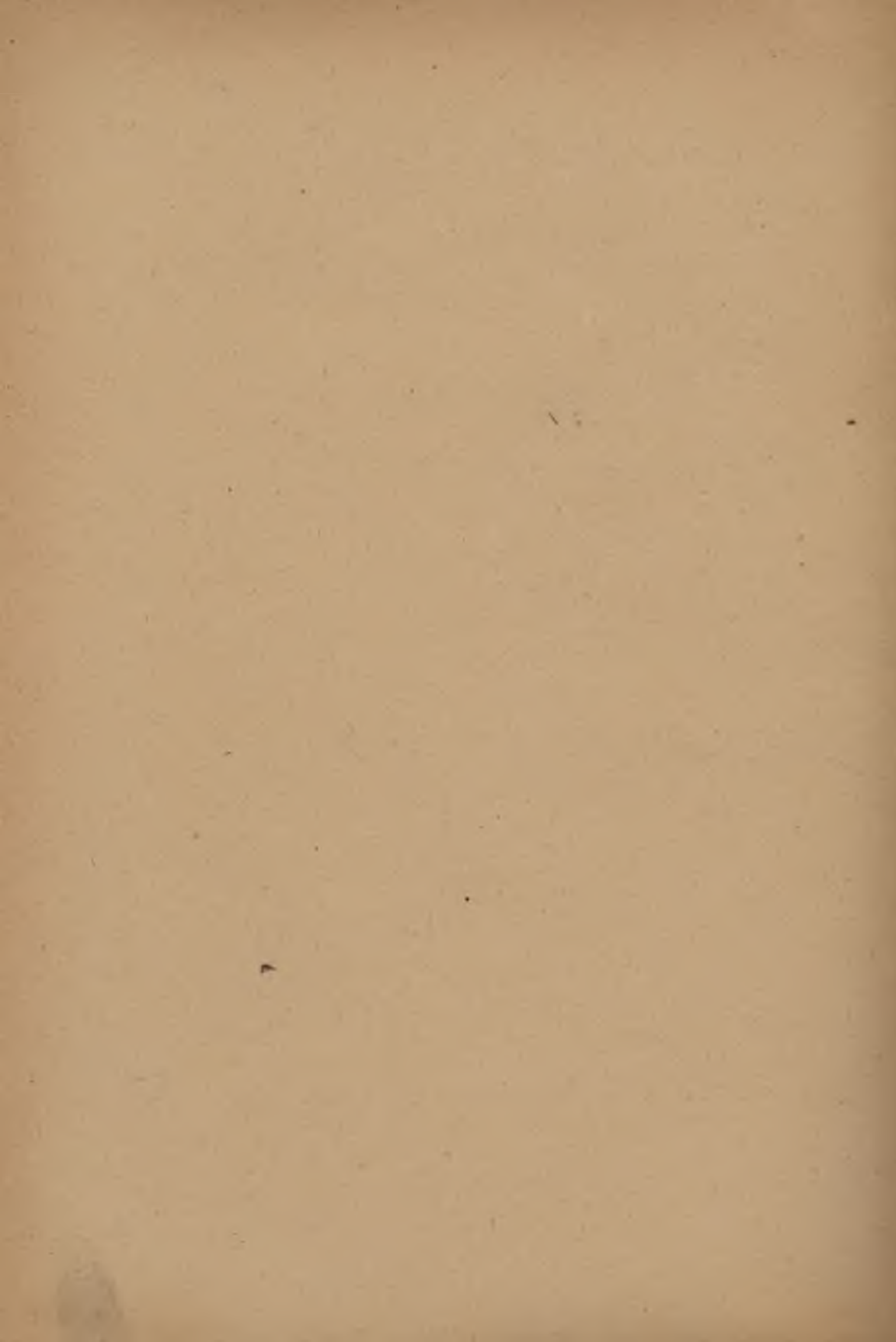
Electrola, Odeon, Grammophon, Becka, Derby
am Lager:

Violinen
Mandolinen
Gitarren
Lauten

Cellos
Zithern
Harmonikas
Mandolas

Mandriolas
Bandoneons
usw. usw.

Abteilung für Büro und Schule





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000935970



II 137910/0/1930

SL

Pracownia Śląska